

Mary Elizabeth Braddon



M. E. Braddon

**Milly Darrel
und andere Erzählungen**

**Milly Darrell.
und andere Erzählungen.**

von
M. E. Braddon.

Aus dem Englischen
Autorisierte Ausgabe.



Berlin, 1873.
Verlag von Otto Jahnke

Inhaltsverzeichnis

Milly Darrell. und andere Erzählungen.

Erster Band.

I. Kapitel. Ich beginne das Leben.

II. Kapitel. Ein Besuch bei Milly.

III. Kapitel. Zu Thornleigh.

IV. Kapitel. Mrs. Thatcher.

V. Kapitel. Millys Brief.

VI. Kapitel. Eine neue Bekanntschaft.

VII. Kapitel. Eine kleine Freierei.

VIII. Kapitel. Auf der Wacht.

IX. Kapitel. Angus Egerton ist abgewiesen.

X. Kapitel. Veränderungen zu Thornleigh.

XI. Kapitel. Gefahr.

XII. Kapitel. Geschlagen.

Alt-Rudderford-Hall.

I. Kapitel.

II. Kapitel.

III. Kapitel.

Zweiter Band.

IV. Kapitel.

V. Kapitel.

Der glänzende Fremde.

Die Sünden der Väter.

I.

II.

III.

IV.

Mr. und Mrs. de Fontenoy.

Ein guter Hasser.

Der gefürchtete Gast.

Dritter Band.

Oberst Benyon's Liebe

I. Kapitel.

II. Kapitel.

III. Kapitel.

IV. Kapitel.

V. Kapitel.

Die Rache des Zoophyten

I. Kapitel.

II. Kapitel.

III. Kapitel.

IV. Kapitel.

Zu Chrighton-Abtei.

Drei Zeiten.

I. Kapitel. Zum Erstenmal.

II. Kapitel. Zum Zweitenmal.

III. Kapitel. Zum Drittenmal.

Am Abgrund.

I. Kapitel.

II. Kapitel.

III. Kapitel.

Erster Band.

I. Kapitel.

Ich beginne das Leben.

Ich zählte gerade neunzehn Jahre, als ich meine Laufbahn als Schülerin und Lehrerin zugleich bei Miß Bagshots von Albury Lodge, Yorkshire, begann. Mein Vater war ein Landpfarrer mit einer schwächtigen Frau und vier Kindern, von denen ich das älteste war. Ich hatte von Kindheit an gewußt, daß der Tag kommen werde, wo ich meinen Lebensunterhalt in dem Berufe, der fast allein der Tochter eines armen Gentleman offen steht, erringen müßte. Ich hatte eine gute Erziehung genossen, und die erste Gelegenheit, die sich darbot, mich in der Welt unterzubringen, wurde von meinem armen Vater mit Freude ergriffen. Er verstand sich gerne dazu, die mäßige Entschädigung zu bezahlen, welche Miß Bagshots verlangte, damit ich in den Pflichten einer Gouvernante unterrichtet wurde und meine Lehrfähigkeit an den jüngeren Zöglingen im Erziehungsinstiute zu Albury Lodge erproben könnte.

Wie gut erinnere ich mich noch des Abends, wo ich daselbst anlangt. Es war ein düsterer unfreundlicher Tag zu Ende des Monats Januar, und ein feiner Regen, der, seit ich mein kleines nettes, väterliches Haus in Briarwood verlassen hatte, ohne Unterbrechung andauerte, hatte denselben nach unfreundlicher gemacht. Meine Reise, auf der ich dreimal die Züge wechseln mußte, war ebenso ermüdend als langweilig; aber des ohngeachtet gewährte mir das Bewußtsein, daß ich meiner Bestimmung näher sei, kein Gefühl der Befriedigung. Ich glaube, ich hätte vielmehr gewünscht, daß diese traurige Reise sich ins Unendliche verlängern möchte, wenn ich nur

dadurch dem Beginn meines neuen Lebens hätte entgehen können.

Ein rumpelnder alter Omnibus brachte mich von der Eisenbahnstation nach Albury Lodge, nachdem er eine ältliche Dame mit saurem Gesicht an einem Hause vor dem Städtchen und einen kleinen Mann, den ich für einen Geschäftsreisenden hielt, an einem Wirthshause auf dem Markt abgesetzt hatte. Der kleine Ort bot selbst an diesem regnerischen Winterabend ein freundliches und behagliches Aussehen dar, und es fielen mir unter andern zwei schöne alte Kirchen und ein großes modernes Gebäude, das ich für das Rathhaus hielt, angenehm auf.

Wir kehrten der Stadt wieder den Rücken, ehe wir zu Albury Lodge gelangten. Es war ein großes, viereckiges, aus rothen Ziegelsteinen erbautes Haus an der Landstraße, von der es durch hohe Mauern abgesperrt wurde. Das große gußeiserne Thor auf der Vorderseite war mit Brettern verschlagen und als Eingang diente eine kleine Nebenpforte, durch die man auf einen gepflasterten Weg gelangte, der zu einer kleinen Thüre an der Seite des Hauses führte. Der Omnibuskutscher setzte mich an dieser Pforte mit allen meinen weltlichen Habseligkeiten ab, welche zu dieser Zeit meines Lebens aus zwei sehr kleinen Koffern und einem lackierten Toilettenkästchen bestand, das alle meine theuersten Schätze enthielt.

Ich wurde von einer sehr übellaunig aussehenden Hausmagd mit einer puritanischen Haube und einer fleckenlosen weißen Schürze eingelassen. Ich bildete mir ein, daß sie etwas verächtlich auf meine Koffer blickte, die wahrscheinlich für ihre eigene Garderobe zu klein gewesen wären.

»O, Sie sind wahrscheinlich die Gouvernante-Schülerin?« sagte sie. »Sie sind schon zeitig diesen Nachmittag erwartet worden. Miß Bagshot und Miß Susan sind ausgegangen zum Thee; aber ich kann Ihnen ihre Schlafstelle zeigen, wenn Sie mit mir gehen wollen. Glauben Sie, daß Sie einen Ihrer Koffer tragen können, wenn ich den andern nehme?

Ich glaubte ich könnte es und so schleppten die Hausmagd und ich dieselben nach der kleinen Thüre an der Seite des

Wohngebäudes und von dort eine Hintertreppe hinauf bis in das oberste Stockwerk, wo mich die Dienerin in ein langes kahles Gemach mit zehn kleinen Betten führte. Das öde Aussehen der Schlafsäle in den gewöhnlichen Erziehungsinstituten war mir nichts Neues, aber dieser kam mir ganz besonders traurig vor.

Eine Gasflamme brannte an dem einen Ende des Gemachs in der Nähe einer Thüre, die zu einem Waschzimmer führte, das indeß so klein war, daß es nur für einen einzigen Waschtisch Raum hatte, in dem aber zehn junge Mädchen ihre täglichen Waschungen vornehmen mußten. Hier wusch ich mein Gesicht und meine Hände in eisig kaltem Wasser und ordnete mein Haar, so gut ich es ohne die Hilfe eines Spiegels, eines Luxusgegenstands, für den in Albury Lodge keine Vorsorge getroffen war, zu thun vermochte. Während ich auf diese Weise meine kurze Toilette machte, sah mir die Dienerin zu, indem sie darauf wartete, mich nach dem Schulzimmer zu führen. Vor Frost zitternd folgte ich ihr in ein großes leeres Gemach im ersten Stock. Die Ferien waren noch nicht ganz vorüber und von den Zöglingen war noch keine zurückgekehrt. Eine fast peinliche Sauberkeit und Nacktheit herrschte überall in diesem Gemach und ich konnte mich des Gedankens nicht enthalten, daß ein Saal in einem Arbeitshause mindestens ebenso freundlich aussehen würde. Selbst das Feuer in dem hochvergitterten Kamin schien anders zu brennen als andere Feuer dieser Art. Es wurde dies, wie ich später erfuhr, durch reichliche Beimischung von Coks bewirkt. Ein langsamer Rauch stieg aus der trägen Masse auf, die nur selten durch eine schwache gelbliche Flamme belebt wurde. Ein einziges Gaslicht erhellte spärlich dieses lange düstere Gemach, in dem sich außer mir und meiner Führerin kein menschliches Wesen befand.

»Ich werde-Ihnen gleich etwas zum Abendessen bringen, Miß,« sagte die Hausmagd und entfernte sich, ehe ich um jenes weibliche Lieblingsgetränk, um eine Tasse Thee, eine schüchterne Bitte vorbringen konnte.

Ich hatte nicht erwartet, am ersten Abend meiner Ankunft mich ganz allein zu finden und ein Gefühl hoffnungsloser Verlassenheit

überkam mich, als ich mich an dem einen Ende eines langen grünen Wachstuch überzogenen Tisches niedersetzte und den Kopf auf meine übereinander gefaltete Arme legte. Dies war allerdings sehr schwach und töricht von mir, ein schlimmer Anfang meines neuen Lebens; aber ich bin ganz unfähig, gegen dieses Gefühl äußersten Elends anzukämpfen. Ich dachte an Alle, die ich zu Hause zurückgelassen hatte. Ich dachte, wie mein Leben beschaffen sein würde, wenn mein Vater ein wenig besser daran wäre und dann brach ich in Weinen aus, als ob mir das Herz brechen wollte.

Plötzlich fühlte ich mitten in diesem törichtem Ausbruch eine leichte Hand auf meiner Schulter und, als ich aufblickte, sah ich ein Gesicht über mich gebeugt, ein Gesicht voll von Theilnahme und Mitleid.

O Milly Darrell, meine herzensgeliebte Freundin, auf welche Weise soll ich beschreiben, wie Du an diesem Abend vor meinen Augen erschienen bist? Wie wenig vermögen meine Worte Deine jungfräuliche Schönheit zu schildern, wie Du in diesem schwach erleuchteten Schulzimmer mit himmlischer Theilnahme in deinen dunkeln beredten Augen zu mir niederblicktest!

Gerade in diesem Augenblicke war ich so elend und so geneigt, in meinem Elend mürrisch zu sein, daß selbst der Anblick dieses freundlichen Gesichts mir wenig Vergnügen machte. Ich stieß die sanfte Hand verdrießlich zurück und erhob mich rasch von meinem Sitze.

»Bitte, weinen Sie nicht mehr,« sagte die junge Dame, »ich kann Sie nicht so weinen hören.«

»Ich werde nicht mehr weinen,« antwortete ich, in rascher heftiger Weise meine Augen trocknend.

»Es war sehr thöricht von mir, überhaupt zu weinen; aber dieser Platz hatte ein so freudloses trauriges Aussehen und ich dachte an Vater und Mutter und an Alles, was ich zu Hause verlassen habe.«

»Es war ganz natürlich, daß Sie an dieselben dachten. Alles kommt uns am ersten Abend so kalt und düster vor; aber Sie sind doch sehr glücklich, daß Sie so viele Lieben zu Hause haben. Ich habe nur meinen Papa.«

»So!« sagte ich, kein besonderes Interesse für ihre

Angelegenheiten hegend.

Ich blickte sie an, wie sie ein wenig an den Tisch gelehnt dastand und nachlässig mit den an ihrer goldenen Kette hängenden Kleinodien spielte. Sie war wirklich sehr schön, eine Brunette, mit einer kleinen graden Nase, mit braunen Augen und dunkelbraunen Haaren. Ihr Mund war der schönste, den ich in meinem Leben gesehen hatte und gab ihrem Gesichte einen unaussprechlichen Reiz. Ihr Kleid bestand aus violetter Seide mit reichem weißen Spitzenbesatz am Hals und an den Aermeln.

»Sie werden die Dinge viel angenehmer finden, wenn die Mädchen zurückkommen. Natürlich ist die Schule im Vergleiche zum elterlichen Hause immer ein wenig langweilig. Man ist ja darauf vorbereitet, aber ich zweifle nicht daran, daß Sie sich hier ebenfalls auch glücklich fühlen werden und ich hoffe, daß wir sehr gute Freundinnen sein werden. Ich glaube, Sie müssen die Miß Crofton sein, von der ich in der letzten Zeit sprechen hörte?«

»Im mein Name ist Crofton — Mary Crofton.«

»Und der meinige ist Emily Darrell. Zu Hause und von Allen, die mich lieben, werde ich Milly genannt. Ich bin eine Pensionärin mit eigenem Zimmer und kann nach Gefallen im Hause herumgehen. Ich bin, wie Sie sehen, zu alt für die Schule, aber ich werde zu Ende dieses Jahres nach Hause zurückkehren. Ich wurde daheim von einer Gouvernante erzogen; aber dann setzte sich Papa in den Kopf, ich würde unter Mädchen von meinem eigenen Alter glücklicher sein und schickte mich in das Institut. Er ist seit dieser Zeit auf Reisen und so bin ich während der Weihnachtsferien nicht zu Hause gewesen. Sie können sich denken, wie unangenehm dies war.«

Ich versuchte theilnehmend auszusehen und, da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, fragte ich, ob Miß Darrells Vater in der Nachbarschaft wohne.

»O nein,« antwortete sie, »er wohnt über hundert Meilen entfernt in einem sehr wilden Theile von Yorkshire, nicht weit von der See. Aber Thornleigh — das ist der Name unseres Hauses — ist ein so theurer alter Platz und ich liebe unser wildes Land mehr als den lieblichsten Ort in der Welt. Ich bin dort geboren und alle meine

glücklichen Erinnerungen an meine Kindheit und meine Mutter sind mit diesem theuren alten Hause verknüpft.«

»Ist es schon lange her, seit Sie Ihre Mutter verloren haben?«

»Zehn Jahre Ich liebte sie so sehr. Es giebt Gegenstände, über die man nicht zu reden wagt. Ich traue mir nicht oft zu, über sie zu sprechen.«

Nach dieser Aeußerung fühlte ich mich etwas mehr zu ihr hingezogen. Zuerst war es mir vorgekommen, als ob sie durch ihre Schönheit und ihren hübschen Anzug eine gewisse Ueberlegenheit mir gegenüber ausübe; ich hatte das Gefühl, als ob sie ein Wesen anderer Art — ein frohes glückliches Wesen sei, das von den gewöhnlichen Leiden des Lebens nicht berührt werde. Aber jetzt, wo sie von ihrem eigenen Kummer gesprochen hatte, fühlte ich mich auf gleichem Standpunkt mit ihr und ich stahl meine Hand schüchtern in die ihrigen und murmelte eine Entschuldigung über meine frühere Unhöflichkeit.

»Sie waren nicht unhöflich. Ich wußte, daß ich Ihnen sehr zudringlich erscheinen mußte, als ich Sie störte, aber ich konnte es nicht ertragen, Sie so weinen zu hören. Und nun sagen Sie mir, wo Sie schlafen.«

Ich beschrieb das Gemach so gut ich konnte.

»Ich weiß, welches Sie meinen,« sagte sie, »es befindet sich neben meinem Zimmer. Ich genieße das Vorrecht, ein solches für mich zu besitzen und habe an halben Ferientagen ein Feuer dort, während ich meine Briefe schreibe oder male, und Sie müssen zu mir kommen und diese Nachmittage bei mir zubringen und wir können miteinander so glücklich als möglich sein, indem wir plaudern und arbeiten. Malen Sie auch?«

»Ein wenig — so nach Schulmädchen Art.«

»Ganz so wie ich,« sagte Miß Darrell, fröhlich lachend; »nur sind Sie bescheidener. O, hier kommt Ihr Abendessen; darf ich mich zu Ihnen setzen, während Sie es verzehren?«

»Es wird mich freuen, wenn Sie mir Ihre Gesellschaft schenken wollen.«

»Ich hoffe, Sie haben für Miß Crofton ein gutes Abendessen gebracht, Sarah,« fuhr sie in derselben leichten Weise fort. »Sie müssen wissen, Miß Crofton, daß Sarah ein sehr gutes Wesen ist, obschon sie Fremden gegenüber ein wenig mürrisch erscheint. Es ist dies nur eine angenommene Gewohnheit von ihr. Ich versichere Ihnen, sie kann auch lächeln, obschon Sie es kaum glauben werden.«

Saraha harter Mund verzog sich darauf zu einer Art von Grinsen.

»Es ist nicht mit Ihnen auszukommen, Miß Darrell,« sagte sie, »Sie haben eine so eigene Art und Weise. Ich habe für Miß Crofton etwas kaltes Rindfleisch gebracht; wenn sie aber ein bisschen eingemachtes Obst dazu wünscht, so will ich gerne die Köchin darum ersuchen. Kaltes Fleisch ißt sich ohne Zuspeise ein wenig trocken.«

Dieses »Bisschen Eingemachtes« war offenbar ein Zugeständniß, das man mir, Emily Darrell zu gefallen, gemacht hatte. Ich dankte Sarah und sagte, ich wolle sie nicht bemühen, nochmals in die Küche zu gehen. Ich war von meiner Reise ermüdet und hatte seit Morgens nichts gegessen; aber das köstlichste Mahl würde mich diesen Abend gleichgültig gelassen haben. So setzte ich mich schweigend zu meinem Abendessen von Brod und Fleisch nieder und hörte, während ich aß, dem Geplauder von Milly Darrell zu.

Natürlich sagte sie mir Alles in Bezug auf die Schule, über Miß Bagshot und Miß Susan Bagshot.

Für die ältere der beiden Damen hegte sie eine besondere Zuneigung. Miß Susan war in der entfernten Zeit ihrer Jugend das Opfer irgend einer unglücklichen Liebesgeschichte gewesen, was ihren Charakter so versauert hatte, daß sie auf die Vergnügungen und Thorheiten der Jugend mit scheelem Auge blickte. Es war leicht, Miß Bagshot, die Aeltere, welche ein angenehmes matronenartiges Wesen an sich hatte und eine wahre Zuneigung zu ihren Zöglingen hegte, zufriedenzustellen, aber fast unmöglich, mit Miß Susan auszukommen.

»Und ich sage es mit Bedauern, daß Sie sehr viel mit ihr in Berührung kommen werden,« bemerkte Miß Darrell kopfschüttelnd,

»denn Sie werden die zweite englische Klasse unter ihr erhalten — ich hörte sie dies heute beim Mittagessen sagen — und ich fürchte, sie wird Ihnen das Leben sauer genug machen; aber Sie müssen versuchen, nicht ärgerlich darüber zu werden und die Dinge so ruhig als möglich hinzunehmen und Sie werden sich dann gewiß auch mit ihr auf guten Fuß stellen.«

»Ich hoffe es wenigstens,« sagte sich traurig und dann fragte mich Miß Darrell, wie lange ich zu Albury Lodge zu bleiben gedenke.

»Drei Jahre,« sagte ich ihr, »und dann wird mich Miß Bagshot irgendwo als Gouvernante unterbringen.«

»Sie werden also stets eine Gouvernante bleiben?«

»Ich vermüthe es.« Das Wort »stets« verursachte mir einen kleinen scharfen Schmerz, fast wie eine Wunde. Ja, ich glaubte es selbst, daß ich es stets bleiben würde. Ich war weder hübsch, noch sonst anziehend. Konnte ich demnach etwas Anderes erwarten?

»Ich bin genöthigt, etwas für meinen Unterhalt zu thun,« sagte ich, »mein Vater ist sehr arm. Ich hoffe, später im Stande zu sein, ihm ein wenig beizustehen.«

»Und mein Vater ist so lächerlich reich. Er ist ein großer Eisenwerkbesitzer und hat Werften und Waarenhäuser und Gott weiß was sonst noch zu North Shields. Wie hart erscheint es!«

»Was erscheint hart?« fragte ich zerstreut.

»Daß das Geld so ungleich vertheilt ist. Ich glaube, ich würde mir nichts daraus machen, eine Gouvernante zu werden. Man würde auf diese Weise das Leben kennen lernen. Man muß allerlei Abenteuer erleben, wenn man so unter Fremde kommt.«

Ich betrachtete sie, wie sie mich anlächelte, mit einem Lächeln, das ihrem Gesichte einen unbeschreiblichen Reiz verlieh und ich dachte mir, daß es für sie in der That keine so dunkle Lebensstellung gäbe, wo ihr nicht irgend ein Triumph, irgend ein Erfolg zu Theil werden würde. Sie schien ein Wesen, dazu geboren, den gewöhnlichsten Dingen einen Reiz zu verleihen, ein Wesen, das überall nur Bewunderung und Zuneigung ernten sollte.

»Sie eine Gouvernante!« sagte ich ein wenig verächtlich. »Sie

sind nicht von dem Thone, aus dem man Gouvernanten macht«

»Warum nicht?«

»Sie sind viel zu schön und zu bezaubernd.«

»O Mary Crofton, Mary Crofton — darf ich Sie Mary nennen? da wir doch Freundinnen sein werden — wenn Sie damit beginnen, mir auf diese Weise zu schmeicheln, wie soll ich Ihnen vertrauen und mich auf Sie stützen? Ich bedarf Jemand mit einem stärkeren Geist, als mein eigener ist, um mich auf den rechten Weg zu leiten, denn ich bin, wie ich glaube, das schwächste und eitelste Geschöpf in der Welt. Papa hat mich so verzogen.«

»Wenn Sie stets so sind, wie diesen Abend, so hat das Verziehen keinen großen Schaden angerichtet,« sagte ich.

»Ich bin immer freundlich genug, so lange ich meinen eigenen Willen habe. Und nun erzählen Sie mir Alles über Ihre Heimat.«

Ich gab ihr einen treuen Bericht über meine Brüder und meine Schwester und machte ihr eine kurze Beschreibung von unserm kleinen altmodischen Hause mit seinen weißen gestrichenen Wänden, seinen vielen Giebeln und seltsamen Gitterfenstern. Ich erzählte ihr, wie glücklich und zufrieden wir stets zu Hause mit einander gewesen waren und wie schwer mir die Trennung von denjenigen, die ich liebte, geworden war und Milly Darrell hörte mir mit unverstellter Theilnahme zu.

Schon am nächsten Morgen begann mein neues Leben mit vollem Ernste. Miß Susan Bagshot gestattete mir nicht, meine Zeit bis zur Ankunft meiner Zöglinge müßig hinzubringen. Sie gab mir einen Stoß von Aufgaben zur Durchsicht und trug mir die Vollendung einer schwierigen Nadelarbeit auf. Ich fand in der That, daß ich an dieser, in der Liebe schiffbrüchigen Dame eine scharfe Zuchtmeisterin besaß.

»Mädchen Ihres Alters sind so unverbesserlich träge,« sagte sie, »daß Sie in Albury Lodge keine Zeit zum Müßiggang haben werden. Um dreiviertel auf Sechs läutet die Glocke zum ersten mal und um Viertel auf Sieben erwarte ich Sie im Schulzimmer zu sehen. Sie werden von da an bis um acht Uhr, wo wir frühstücken, die Clavierübungen der jüngeren Zöglinge überwachen. Von neun bis

zwölf Uhr werden Sie in der zweiten Abtheilung der zweiten Klasse den Unterricht im Englischen übernehmen. Nach dem Mittagessen bis vier Uhr werden Sie diesen Unterricht fortsetzen, und von vier bis fünf die Klasse für Nadelarbeit beaufsichtigen. Ihre Abende werden — mit Ausnahme der sorgfältigen Durchsicht und Verbesserung aller schriftlichen Aufgaben des Tags — Ihnen angehören. Ich hoffe, daß Sie eine aufrichtige Neigung für Ihren Beruf haben, Miß Crofton.«

Ich sagte, ich hoffe meine Beschäftigung mehr und mehr lieb zu gewinnen, je mehr ich damit vertraut würde.

Miß Susan schüttelte bedenklich den Kopf.

»Wenn Sie keine wahre Neigung für Ihren Beruf haben, so werden Sie niemals etwas Tüchtiges darin leisten.« sagte sie feierlich.

Ich gestehe offen, daß ich diese Neigung, von der sie sprach, niemals in mir fühlte. Ich bestrebe mich, meine Pflicht zu thun und unterzog mich der schweren Aufgabe, wie ich hoffe, mit Geduld und Heiterkeit. Aber die trockene Einförmigkeit dieses Berufs hatte nichts Angenehmes für mich und ich konnte nicht begreifen, wie Miß Susan — wie es offenbar der Fall war — in der Ausübung ihrer Autorität über diese unglücklichen Schülerinnen ein Vergnügen finden konnte.

II. Kapitel.

Ein Besuch bei Milly.

Es kam nicht oft vor, daß ich einen freien Nachmittag für mich hatte, denn Miß Susan Bagshot schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, auch an den sogenannten Spieltagen immer etwas für mich zu thun zu finden; so oft ich aber bei diesen Gelegenheiten über meine Zeit verfügen konnte, brachte ich dieselbe in der Gesellschaft von Milly Darrell zu, in der ich vollkommen glücklich war. Ich hatte sie nach und nach so lieb gewonnen, wie ich Niemanden, der nicht von meinem eigenen Fleisch und Blut war, lieben zu können vermeint hatte und, indem ich sie so liebte, erwiderte ich nur die Zuneigung, die sie selbst für mich fühlte.

Ich bin überzeugt, daß es hauptsächlich meine Freundlosigkeit und meine untergeordnete Stellung in dieser Schule waren, welche mir das edelmüthige Herz dieses Mädchens zugewandt hatten und ich würde in der That ganz ohne Gefühl gewesen sein, wenn ich nicht dadurch gerührt worden wäre. Sie wurde mir denn auch sehr bald unaussprechlich theuer. Sie war von meinem eigenen Alter, fähig mit jedem meiner Gedanken und Ansichten zu sympathisieren, das aufrichtigste und offenherzigste Geschöpf, vielleicht ein wenig stolz auf ihre Schönheit, wenn sie von denjenigen, die sie liebte, gepriesen wurde, aber niemals stolz auf ihren Reichthum und niemals hochmüthig gegen diejenigen, deren Gaben geringer waren als die ihrigen.

Ich pflegte an diesen seltenen und glücklichen Nachmittagen in ihrem Zimmer meine Briefe nach Hause zu schreiben, während sie an einer Staffelei in der Nähe des Fensters malte. Das Zimmer war klein, aber besser möbliert als die gewöhnlichen Gemächer im Hause und mit allerlei hübschen Dingen ausgestattet — mit schöngebundenen Büchern, Gemälden und Nippsachen — welche Miß Darrell vom Hause mitgebracht hatte. Ueber dem Kamin hing

eine große Photographie von ihrem Vater und über ihrem Bette ein etwas mehr geschmeicheltes Porträt desselben in Wasserfarben, von Milly selbst gemalt. Es war ein ausdrucksvolles und sehr hübsches Gesicht; aber mir kamen die Züge, selbst in Millys Porträt etwas hart und kalt vor.

Sie malte gut und besaß eine wahre Liebe für die Kunst. Ihre Studien zu Albury Lodge waren von ziemlich flüchtiger Beschaffenheit, indem sie keiner Klasse angehörte, obschon sie Unterricht von einem halben Dutzend Lehrern erhielt — im Deutschen, Italienischen, Zeichnen und in der Musik, aber sie war eine sehr vortheilhafte Pensionärin. Sie that so ziemlich, was ihr beliebte und ich glaube, daß Miß Bagshot eine wahre Zuneigung für sie hegte.

Ihr Vater reiste um diese Zeit in Italien und schrieb nur selten an sie, was ihr, wie ich wußte, häufig Kummer machte, aber sie schüttelte denselben in der heitern hoffnungsvollen Weise, die ihr eigen war, stets wieder ab, indem sie die Verzögerung seiner Briefe immer wieder zu entschuldigen suchte. Sie liebte ihn auf's innigste und die Trennung von ihm war ihr sehr schmerzlich; aber die Aerzte hatten ihm Ruhe, Luft und Ortsveränderung empfohlen und der Gedanke, daß er ihren Rath befolgte, tröstete sie.

An einem meiner freien Nachmittage um die Mitte des Sommers wurden wir durch ein ungewöhnliches Ereigniß in der Gestalt eines Besuchs von einem Verwandten Millys überrascht — einem jungen Manne, der eine wichtige Stellung in dem Geschäftshause ihres Vaters einnahm und von dem sie nur zuweilen, aber nicht viel, gesprochen hatte. Sein Name war Julian Stormont und er war der einzige Sohn von Mr. Darrell's längst verstorbenen Schwester.

Es war ein schwüler Nachmittag und wir saßen in einer Laube am Ende eines breiten Wegs, der den großen Garten durchzog. Milly hatte ihre Materialien zum Zeichnen auf dem Tische vor sich, aber dieselben noch nicht benutzt. Ich selbst beschäftigte mich mit einer Stickerei, welche mir Miß Susan Bagshot zur Anfertigung übergeben hatte. Wir saßen so da, als Sarah, die Hausmagd, herankam, um einen Besuch für Miß Darrell anzumelden.

Milly sprang empor, von Aufregung geröthet. »Es muß mein Papa sein« rief sie freudig.

»O nein, Miß, regen Sie sich doch nicht so auf. Es ist nicht Ihr Papa, sondern ein junger Gentleman.«

Sie gab Milly eine Karte.

»Mr. Stormont,« rief das Mädchen mit enttäuschem Gesicht, »mein Cousin Julian. Ich werde gleich zu ihm kommen, Sarah. Aber ich wünschte, Sie hätten mir die Karte gleich gegeben.«

»Wollen Sie nicht zuvor hineingehen und etwas an Ihrem Haare ändern, Miß? die meisten jungen Damen thun dies.«

»O ja« ich weiß es; es giebt Mädchen, welche sich erst die Zeit nehmen ihr Haar in griechische Flechten zu ordnen, wenn ihr theuerster Freund im Besuchszimmer auf sie wartet. Mein Haar ist gut genug, Sarah. — Komm, Mary, willst Du nicht mit mir ins Haus zurückkehren?«

»Dort kommt der Gentleman, Miß,« sagte Sarah, und entfernte sich auf einem Seitenpfad.

»Es wird besser sein, wenn ich Dich verlasse, damit Du allein mit ihm sprechen kannst, Milly,« sagte ich; aber sie gebot mir in bestimmtem Tone zu bleiben und ich blieb.

Sie ging dem Herrn eine kleine Strecke entgegen. Er schien erfreut, sie zu sehen; aber sie empfing ihn, wie es mir vorkam, ziemlich kalt. Ich hatte aber nicht Zeit, lange darüber nachzudenken, denn sie brachte ihn gleich darauf nach der Laube und stellte ihn mir vor.

»Mein Cousin Julian — Miß Crofton.«

Er verbeugte sich ziemlich steif. Dann setzte er sich neben seine Cousine und legte seinen Hut auf den Tisch. Ich hatte Zeit genug ihn zu betrachten, während er über Allerlei, was mit Thornleigh und den Freunden von Miß Darrell in jener Gegend zusammenhing, sprach. Er war ein sehr hübscher Mann, blond und blaß, mit regelmäßigen Zügen und schönen blauen Augen, aber ich bildete mir ein, daß diese klaren Augen einen kalten Blick hätten und daß um seinen Mund und in dem kräftigen hervortretenden Kinne der Ausdruck

eines eisernen Willens liege. Der obere Theil des Gesichte war gedankenvoll und auf der hohen weißen Stirne, von welcher das lichtbraune dünne Haar sorgfältig zurückgestrichen war, zeigten sich bereits einige Furchen. Es war, wie es mir schien, das Gesicht eines sehr gescheidten Mannes; aber ich war nicht ganz mit mir einig, ob es das Gesicht eines Mannes war, der mir gefiel, oder dem ich Vertrauen schenken mochte.

Mr. Stormont hatte eine tiefe wohl lautende Stimme und eine angenehme Weise zu sprechen. Die Art, wie er seine Cousine behandelte, war halb ehrerbietig, halb scherzhaft; aber einmal als ich von meiner Arbeit plötzlich emporfuhr, fing ich einen Blick von tieferer Bedeutung in seinen kalten blauen Augen auf — einen Blick von eigenthümlichem Feuer, auf Millys schönes Gesicht gerichtet.

Was auch dieser Blick zu bedeuten hatte, sie selbst besaß keine Ahnung davon; sie plauderte fröhlich weiter von Thornleigh und ihren dortigen Freunden.

»Ich möchte so gerne nach Haus kommen, Julian,« sagte sie. »Glaubst Du, daß diesen Sommer eine Hoffnung für mich vorhanden ist?«

»Ich glaube, daß alle Hoffnung dazu da ist. Ich holte es sogar für ziemlich gewiß, daß Du nach Hause kommen wirst.«

»O Julian, wie froh bin ich!«

»Aber gesetzt, es stände Dir eine Ueberraschung bevor, wenn Du nach Hause kommst, Milly — eine Veränderung, die Dir Anfangs nicht ganz angenehm wäre?«

»Welche Veränderung?«

»Hat Dein Vater Dir nichts gesagt?«

»Nichts; er hat in den letzten sechs Monaten nur sehr selten geschrieben und nur über seine Reise.«

»Er war wahrscheinlich zu sehr beschäftigt und es sieht ihm ganz gleich« daß er nichts darüber gesagt hat. Wie würde Dir eine Stiefmutter gefallen, Milly?«

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wurde plötzlich bleich.

»Papa hat wieder geheirathet!« sagte sie.

Julian Stormont zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und legte es ihr vor, auf folgende Anzeige unter den Heirathsnachrichten in einer der Spalten deutend.

»Am 18. Mai in der englischen Gesandtschaft zu Paris William Darrell Esq. von Thornleigh, Yorkshire, mit Augusta, Tochter von Theodore Chester Esq. von Regents Park.«

Er las dies laut und sehr langsam vor, indem er dabei Millys blasses Gesicht beobachtete.

»Es ist kein Grund vorhanden, weshalb Du Dich darüber betrüben solltest, mein liebes Kind,« sagte er. »Es war ja nur zu erwarten; daß Dein Vater früher oder später wieder heirathen würde.«

»Ich habe ihn verloren,« rief sie in kläglichem Tone.

»Ihn verloren!«

»Ja; er kann mir nie mehr derselbe sein« der er gewesen ist. Seine neue Frau wird zwischen uns treten. Nein, Julian, ich bin nicht eifersüchtig. Ich mißgönne ihm nicht sein Glück, wenn ihn seine neue Frau glücklich machen kann. Ich fühle nur, daß ich ihn für immer verloren habe.«

»Meine liebe Milly, dies ist ganz unvernünftig. Dein Vater hat mir ganz besonders aufgetragen, Dich seiner unveränderten Liebe zu versichern, wenn ich Dir die Nachricht von dieser Heirath mittheilte. Er hat sich natürlich ein wenig gescheut, es selbst zu thun.«

»Du darfst ihn nichts davon merken lassen, was ich gesagt habe, Julian. Er wird niemals einen Ausdruck des Bedauerns von mir vernehmen, und ich werde mich bestreben, meine Pflicht gegen diese fremde Dame zu erfüllen. Hast Du sie schon gesehen?«

»Nein, sie sind noch nicht heim gekommen. Als ich das letzte mal von ihnen hörte, befanden sie sich in der Schweiz, aber sie werden in einer oder zwei Wochen erwartet. Komm, Milly, sieh nicht so ernsthaft aus. Ich bin überzeugt, daß diese Heirath ebenso sehr zu Deinem eigenen, als zu Deines Vaters Glück ausschlagen wird. Verlaß Dich darauf, Du wirst keine Veränderung in seinen Gefühlen gegen Dich finden.«

»Ich weiß, daß er stets freundlich und gütig gegen mich sein

wird,« entgegnete sie traurig. »Es ist ihm nicht möglich, anders zu sein; aber ich kann nicht mehr seine Gefährtin sein wie sonst. Damit ist es ganz zu Ende.«

»Du konntest ja doch nicht annehmen, daß dies Dein ganzes Leben hindurch dauern würde, Milly. Es ist zu hoffen, daß irgend eine andere Person einen Anspruch auf Deine Gesellschaft haben wird, ehe viele Jahre vergehen.«

»Du meinst wohl, ich würde heirathen,« sagte sie, ihn mit der größten Gleichgültigkeit ansehend.

»Etwas derartiges, Milly.«

»Ich habe immer geglaubt, daß ich mein ganzes Leben mit Papa zubringen würde. Ich habe es niemals für möglich gehalten, daß ich eine Zuneigung für einen Andern als für ihn hegen könnte.«

Julian Stormonts Gesicht verfinsterte sich ein wenig und er saß einige Minuten schweigend da, sich mit dem Zeitungsblatt zu schaffen machend.

»Du bist nicht besonders schmeichelhaft für Deine Bewunderer zu Thornleigh,« sagte er endlich mit einem kurzen heiseren Lachen.

»Wer ist dort zu Thornleigh? Habe ich wirklich Bewunderer dort?«

»Ich denke« ich könnte deren ein halbes Dutzend nennen.«

»Reden wir jetzt nicht weiter von ihnen. Ich wünschte vielmehr Alles zu erfahren, was Dir über meine Stiefmutter bekannt ist.«

»Das ist sehr wenig von Belang. Ich kann Dir nichts weiter sagen, als daß sie die Tochter eines Gentleman, sehr gebildet, ohne Geld und vierundzwanzig Jahre alt ist. Sie reiste als Gesellschafterin mit einer ältlichen Dame, als sie Dein Vater in einer Gemäldegalerie zu Florenz traf. Er kannte, wie ich glaube, die alte Dame und durch sie machte er die Bekanntschaft der jüngeren.«

»Nur vierundzwanzig! Nur vier Jahre älter als ich!«

»Nicht wahr, sehr jung? Aber wenn ein Mann im Alter Deines Vaters eine zweite Ehe eingeht, so nimmt er gewöhnlich eine junge Frau. Dies ist natürlich ganz eine vollkommene Liebesheirath.«

»Ja« ganz eine Liebesheirath,« wiederholte Milly mit einem Seufzer.

Ich wußte, daß sie sich bei dem Gedanken, wie sehr sie und ihr Vater früher einander Alles in der Welt gewesen, eines schmerzlichen Gefühls von Eifersucht nicht erwehren konnte. Sie hatte mir ja so oft von ihrem glücklichen zusammenleben, von dem vollkommenen Vertrauen, das zwischen ihnen bestand, erzählt.

Julian Stormont blieb ohngefähr noch eine halbe Stunde da und plauderte mit ihr und gelegentlich auch ein wenig — sehr wenig mit mir und dann entfernte er sich. Milly sagte mir, er sei die rechte Hand seines Onkels im Geschäfte und nach dem Wenigen, was ich von ihm gesehen, konnte ich mir denken, daß er in jeder Lebenssphäre eine hervorragende Rolle spielen würde.

»Papa hegt eine sehr hohe Meinung von ihm,« sagte sie, als wir, nachdem er uns verlassen, über ihn mit einander sprachen.

»Und Du hast ihn wahrscheinlich sehr lieb?«

»O ja, ich habe ihn mein ganzes Leben hindurch gekannt und wir sind fast wie Bruder und Schwester. Nur ist Julian eine jener gedankenvollen und zurückhaltenden Persönlichkeiten, mit denen man nicht so schnell vertraut wird.«

III. Kapitel.

Zu Thornleigh.

Die gewöhnlichen Sommerferien begannen endlich und Mr. Darrell kam in eigener Person, um seine Tochter abzuholen, zu ihrer großen Freude. Sie sollte, wenn sie es nicht selbst wünschte, nicht mehr in das Institut zurückkehren, sagte er. Ihre neue Mama wünsche lebhaft, sie bei sich zu haben und sie könne Lehrer in Thornleigh erhalten, wenn ihre Erziehung nicht bereits vollendet sei.

Ihre Augen waren voll Thränen, als sie kam, um mir dies zu sagen und mich ins Besuchszimmer zu führen, wo sie mich ihrem Vater vorstellen wollte — eine Vorstellung, auf der sie trotz meiner Bitten bestand, denn ich war in dieser Zeit meines Lebens äußerst schüchtern und fürchtete die Begegnung mit einem Fremden.

Mr. Darrell empfing mich sehr freundlich. Er war ein schöner, schlanker Mann, der eine große Aehnlichkeit mit der Photographie in Millys Zimmer hatte und ich entdeckte auch den harten Zug um seinen Mund, den ich auf beiden Portraits bemerkt hatte. Er schien eine große Zuneigung zu seiner Tochter zu hegen und ich habe nie ein schöneres Bild gesehen, als sie darstellte, wenn sie an seiner Seite stand und mit liebenden Blicken ihrer dunkelbraunen Augen zu ihm emporsah.

Er fragte mich, wo ich meine Ferien zuzubringen gedachte und als er hörte, daß ich in Albury Lodge bleiben würde, fragte er mich, ob ich nicht für die Sommervacanz mit Milly nach Thornleigh kommen wolle. Das liebe Kind klatschte vor Freude in die Hände, als es diesen Antrag hörte und rief:

»O ja, Mary« nicht wahr, Du gehst mit uns? Du lieber guter Papa, das sieht Dir ganz gleich; Du erräthst immer, was man wünscht. Es gibt nichts in der Welt, was mir lieber wäre, als Mary zu Thornleigh bei mir zu haben.«

»So haben Sie also nur so schnell als möglich einen Koffer zu

packen und mit uns abzureisen, Miß Crofton,« sagte Mr. Darrell; »der Zug geht in anderthalb Stunden ab und ich kann Ihnen deshalb nur eine Stunde Zeit geben.«

Ich dankte ihm, so gut ich konnte — wahrscheinlich linkisch genug — für seine Güte und eilte fort, um Miß Bagshots Erlaubniß einzuholen. Sie ertheilte mir dieselbe bereitwillig genug trotz der Einwendungen, welche Miß Susan dagegen erhob und ich hatte nichts weiter zu thun, als meine wenigen Kleider zu packen, wobei ich mich der Besorgniß nicht erwehren konnte, ob ihre Einfachheit auch zu den — Herrlichkeiten von Thornleigh passen werde. Meine Vorbereitungen waren bald beendet und ich eilte voll Aufregung und sehr glücklich, mit Hut und Shawl hinunter ins Besuchszimmer, um mich meiner Freundin anzuschließen.

Miß Bagshot befand sich dort, von ihrer Zuneigung zu ihrer lieben jungen Freundin und von dem Bedauern, sie zu verlieren, sprechend. Als Mr. Darrell fand, daß ich bereit war, schnitt er diese Klagen kurz ab und wir fuhren in dem Wagen, in dem er gekommen war, nach der Station.

Ich sah diesmal den kleinen Platz mit ganz andern Augen an, als sechs Monate zuvor, wo ich an dem düsteren Januarabend daselbst angelangt war.

Die Aussicht auf eine fünfwöchentliche Erlösung von der einförmigen Thätigkeit zu Albury Lodge machte mich nahezu ganz glücklich. Da ich wegen meiner Armuth meine eigene Heimath nicht zu besuchen vermochte, so konnte mir gewiß nichts Angenehmeres widerfahren, als diese Einladung nach Thornleigh.

Während der ganzen Reise war Mr. Darrell alle Aufmerksamkeit und Güte. Er sprach viel von seiner Frau, indem er besonders ihre Bildung und Liebenswürdigkeit hervorhob und seiner Tochter bei jeder Gelegenheit die Versicherung gab, daß sie ihre neue Mutter lieb gewinnen werde.

»Ich gestehe, Milly,« sagte er im Laufe dieser Gespräche, »ich war in dieser Sache etwas verzagt und hatte nicht den Muth, Dir etwas davon zu sagen, bis sie geschehen war und dann hielt ich es für das Beste, die Mittheilung durch Julian machen zu lassen.«

»Du hättest mir mehr Vertrauen schenken sollen, Papa,« sagte Milly zärtlich und ich begriff, welche vollkommene Selbstverleugnung in dem glücklichen Lächeln lag, mit dem sie ihm ihre Hand gab.

»Und Du bist nicht ungehalten auf mich, mein Herzenskind?« fragte er.

»Ungehalten auf Dich« Papa? als ob ich ein Recht dazu hätte. Wenn Du mich nur ein wenig lieben willst, wie früher, so werde ich vollständig glücklich sein.«

»Ich werde Dich niemals weniger lieben, Milly.«

Die Reise dauerte nicht sehr lang und die Gegend, durch die wir fuhren, bot an dem heitern Juniabend einen lieblichen Anblick dar. Als wir nach etwa 30 Meilen von unserer Bestimmung entfernt waren, wechselte die Landschaft. Das fruchtbare Ackerland und die grünen wogenden Saaten machten einem offenen Moor Platz und ich fühlte aus der Ferne den frischen Hauch des Oceans. Dieses ausgedehnte wellige Moorland war mir neu und ich dachte es liege eine wilde Art von Schönheit in seiner Einsamkeit. Was Milly betraf, so blickte sie mit Entzücken auf das Moor und strengte ihre Augen an, um den ersten Blick aus die Hügel von Thornleigh zu erhaschen — die Hügel, von denen sie mir so oft gesprochen hatte.

Die Station, wo wir anhalten mußten, lag zehn Meilen von Mr. Darrells Haus und ein offener Wagen mit zwei Pferden wartete draußen auf uns. Wir fuhren auf einer Straße, die über das Moor führte, bis wir an ein Dorf von zerstreuten Häusern mit einer schönen alten Kirche gelangten. Wir fuhren, an den Thoren von zwei oder drei größeren Häusern, welche halb verborgen in Gärten lagen, vorüber und bogen dann in einen Weg ein, der einen Hügel hinauf führte, auf dessen Spitze wir an ein paar schöne eiserne Thore kamen, die mit Wappen verziert und auf beiden Seiten von massiven, mit Epheu überwachsenen, steinernen Pfeilern getragen wurden.

Ein alter Mann trat aus einem hübschen ländlichen Häuschen und öffnete die Thore. Wir fuhren hieran durch eine Allee von einiger Ausdehnung, welche in grader Linie nach der Vorderseite des Wohnhauses führte, dessen Anblick mich entzückte. Es war sehr alt,

massiv gebaut und hatte, wie ich dachte, ganz ein adeliges Aussehen. Auf drei Seiten befand sich eine breite Terrasse mit steinigem Gelände und an jeder Ecke führte eine große steinerne Treppe zu einer zweiten Terrasse herunter, mit schönen frischen Grasböschungen, die sich mit dem Rasen des Gartens verschmolzen. In Folge seiner hohen Lage gewährte das Haus eine herrliche Aussicht auf die See.

Eine Dame trat aus dem schönen alten Portal, als der Wagen verfuhr und blieb oben auf der Terrassentreppe stehen, uns erwartend. Ich dachte mir sogleich, daß es Mrs. Darrell sein müsse.

Milly zögerte ein wenig, als ihr Vater sie die Treppe hinauf führte. Sie war sehr blaß und ich konnte wahrnehmen, daß sie zitterte. Mrs. Darrell trat rasch auf sie zu und küßte sie.

»Meine liebe Emily,« rief sie, »ich bin sehr erfreut, Dich endlich zu sehen. — O William, Du hast mich nicht getäuscht, als Du mir seine reizende Tochter versprachst.«

Milly wurde roth und lächelte bei diesem Compliment, drängte sich aber noch immer mit scheuen, niedergeschlagenen Blicken an ihren Vater.

Während diese Vorstellung stattfand, hatte ich Zeit, Mrs. Darrell zu betrachten.

Sie war keineswegs eine schöne Frau, aber sie war, was man so nennt, ungemein interessant. Sie war groß und schlank, zierlich gebaut und graziös, hatte einen hübschen Hals und schöngeformten Kopf. Ihre Züge mit Ausnahme ihrer Augen zeigten nichts Bemerkenswerthes; aber diese letzteren waren auffallend genug, um einem Gesichte Ausdruck zu verleihen, das man außerdem für unbedeutend hätte halten können. Es waren große, glänzende, graue Augen mit großen dunkeln Wimpern und scharf gezeichneten Brauen von weit dunklerem Braun als ihr Haar. Dieses hatte eine unbestimmte Färbung, indem es weder hell- noch dunkelbraun war, aber seine seidigen Massen paßten gut zu ihrer blassen Gesichtsfarbe. Lavater hat uns gesagt, man solle Niemanden trauen, dessen Haare und Augenbrauen von verschiedener Farbe seien. Ich erinnerte mich an diesen Ausspruch, während ich Mrs. Darrell

betrachtete.

Sie war weiß gekleidet und ich dachte mir, daß das durchsichtige Musselgewand mit keinem andern Schmuck als einem Lillaband um den Hals ganz besonders gut zu ihrem zarten Gesichte stehe. Ihr Gemahl schien ebenso zu denken, denn er sah sie mit einem liebenden, bewundernden Blicke an, als er ihr seinen Arm bot, um sie ins Haus zu führen.

»Ich darf nicht vergessen, Dir Miß Crofton vorzustellen, Augusta,« sagte er. »Sie ist eine Schulfreundin von Milly, die so freundlich war, meine Einladung, die Ferien mit ihr zuzubringen, anzunehmen.«

Mrs. Darrell reichte mir ihre Hand, aber, wie ich mir einbildete, sehr kalt und ich hatte ein unbehagliches Gefühl, daß ich der neuen Gebieterin von Thornleigh nicht sehr willkommen sei.

»Du wirst Deine früheren Zimmer vollkommen in Bereitschaft für Dich finden, Milly,« sagte sie, »und ich glaube, es dürfte das Beste sein, wenn wir der Miß Crofton das blaue Zimmer neben den Deinigen anweisen.«

»Wenn Sie die Güte haben wollen, Mrs. Darrell.«

»Wie, Milly, willst Du mich nicht Mama nennen?«

Milly schwieg einige Augenblicke mit einem schmerzlichen Ausdruck in ihrem Gesicht.

»Bitte, entschuldigen Sie mich,« sagte sie mit leiser Stimme, »ich kann Niemand mit diesem Namen anreden.«

Augusta Darrell küßte sie wieder schweigend.

»Es sei wie Du wünschst, Liebe,« sagte sie nach einer Pause.

Ein rosenwangiges Mädchen mit angenehmem Gesicht, welches früher Milly bedient hatte, stellte sich uns dar und führte uns nach unsern Zimmern, auf dem Wege dahin seine Freude über die Rückkehr seiner jungen Gebieterin ausdrückend.

Die Zimmer waren sehr hübsch und im ersten Stock auf der Seite des Hauses gelegen, welche die Aussicht nach der See hatte. Mein eigenes, das durch eine Thür mit Millys Wohnzimmer in Verbindung stand, hatte ein sehr behagliches Aussehen mit einem altmodischen Bett und blauen Damastvorhängen.

Als meine einfache Toilette beendet war, ging ich in Millys Ankleidezimmer und plauderte mit ihr, während sie ihr Haar ordnete. Sie entließ sogleich ihr Mädchen, als ich eintrat und ich wußte, daß sie mir etwas zu sagen habe.

»Nun« Mary,« begann sie sofort, »was denkst Du von ihr?«

»Von Mrs. Darrell?«

»Natürlich.«

»Welche Meinung kann ich mir von ihr bilden, nachdem ich sie kaum drei Minuten gesehen habe, Milly. Sie hat, wie ich glaube, ein sehr elegantes Aussehen. Das ist die einzige Ansicht, die ich bis jetzt von ihr hege.«

»Glaubst Du, daß sie *aufrichtig* aussieht, Mary? Glaubst Du, daß sie Papa geheirathet hat, weil sie ihn liebt?«

»Mein liebes Kind, wie vermag ich das zu sagen? Sie ist zwar viele Jahre jünger als Dein Papa, aber ich kann nicht einsehen, daß dieser Unterschied des Alters für sie ein Hinderniß sein muß, ihn zu lieben. Er ist ein Mann, für den, wie ich glaube, jedes Weib eine Zuneigung hegen könnte, abgesehen von der natürlichen Dankbarkeit gegen den Mann, der sie aus einer abhängigen Stellung befreit hat.«

»Dankbarkeit ist nichts als Unsinn,« antwortete Miß Darrell ungeduldig. »Ich will wissen, ob mein Vater so geliebt ist, wie er geliebt zu werden verdient. Ich werde diese Frau niemals leiden können, so lange ich dessen nicht sicher bin.«

»Ich glaube, Du bist bereits gegen sie eingenommen, Milly,« sagte ich vorwurfsvoll.

»Wahrscheinlich bin ich es« Mary. Wahrscheinlich thue ich ihr Unrecht; aber ihr Gesicht gefällt mir nicht.«

»Was liegt in ihrem Gesicht« das Dir nicht gefällt?«

»Ich vermag es nicht zu sagen — ein unerklärbares Etwas. Ich habe eine gewisse Ueberzeugung, daß sie und ich einander niemals lieben können.«

»Es ist sehr hart für Mrs. Darrell, daß Du mit einem solchen Gefühl gegen sie beginnst, Milly.«

»Ich kann es nicht ändern. Natürlich werde ich mich bestreben, meine Pflicht gegen sie zu thun um Papas willen und mich bemühen, alle diese unchristlichen Gefühle zu bemeistern; aber wir können nicht über unsere Herzen gebieten, Mary und ich glaube nicht, daß ich meine Stiefmutter jemals lieben kann.«

Wir gingen darauf in das Wohnzimmer hinunter. Es war halb Sieben und um sieben Uhr sollten wir speisen. Das Wohnzimmer war ein langes Gemach mit fünf Fenstern, die auf die Terrasse gingen. Es hatte ein alterthümliches Aussehen — getäfelte Wände und eine schöne gewölbte Decke. Die Fenstervorhänge und Ueberzüge der Sophas und Stühle bestanden aus grünem Sammt.

Ein Herr stand an einem der offenen Fenster und blickte in den Garten hinaus. Er drehte sich um, als Milly und ich eintraten und ich erkannte Mr. Stormont. Er ging auf uns zu, um seiner Cousine die Hand zu reichen und lächelte in seiner eigenthümlichen Weise über den Ausdruck ihrer Ueberraschung.

»Du wußtest also nicht, daß ich hier sei, Milly?«

»Nein; ich dachte nicht daran, Dich zu sehen.«

»Ich wundere mich, daß Dein Vater Dir nichts von meinem Besuch gesagt hat. Ich bin diesen Morgen herübergekommen, um ein Paar Wochen Ferien zu halten. Ich habe in der letzten Zeit ein wenig härter als gewöhnlich gearbeitet und mein Onkel ist gütig genug zu sagen, ich hätte etwas Ruhe verdient.«

»Ich wundere mich nur, daß Du der Veränderung wegen nicht einen Ausflug unternimmst.«

»Ich mache mir nichts aus einer solchen Ortsveränderung. Ich wollte lieber nach Thornleigh gehen.«

Er blickte sie, während er dies sprach, sehr ernst an. Ich wußte, was alles dies zu bedeuten hatte. Ich hatte an jenem Nachmittag in der Gartenlaube zu Albury Lodge mich hinlänglich davon überzeugt; aber Milly selbst besaß keine Ahnung von der Wahrheit.

»Nun« Milly, was hältst Du von Deiner neuen Mama?« fragte er darauf.

»Ich möchte es Dir lieber jetzt nicht sagen.«

»Hm, das klingt kaum günstig für die Dame. Ich halte sie für eine höchst liebenswürdige Person; aber sie ist nicht meine Stiefmutter und das macht einen Unterschied. Dein Vater hegt eine große Zuneigung zu ihr.«

Mr. Darrell trat wenige Minuten darauf in das Gemach und seine Frau folgte ihm fast unmittelbar aus dem Fuße. Milly stellte sich neben ihren Vater; und es gelang ihr, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, nicht ganz zur Zufriedenheit der älteren Dame, wie ich glaubte. Diese glänzenden grauen Augen schossen einen Blick des Zornes auf ihre Stieftochter, der im nächsten Augenblick in den einer ruhigen Wachsamkeit überging.

Mrs. Darrell stand an einem der Tische, nachlässig in einigen Büchern und Zeitungen blätternd, und da sie mich in ihrer Nähe sitzen sah, so begann sie mit mir in sehr freundlicher Weise zu sprechen, indem sie mich fragte, wie mir Thornleigh gefalle, wie ich die Gegend auf der Reise gefunden und dergleichen mehr; aber selbst während sie sprach, waren ihre wachsamen Augen stets nach dem Fenster gerichtet, an welchem der Vater und die Tochter neben einander standen. Während sie so mit mir sprach, trat Mr. Stormont zu ihr und nahm an der Unterhaltung Theil, die bald darauf durch den Eintritt eines Dieners, der das Essen anmeldete, unterbrochen wurde.

Mr. Stormont bot seinen Arm der Dame des Hauses, während Mr. Darrell einen Arm mir, und den andern seiner Tochter gab. Wir schritten einen langen Gang hinab, an dessen Ende sich das Speisezimmer befand, ein edles altes Gemach mit dunkler Eichentäfelung und vielen Gemälden alter Meister. Wir speisten an einer ovalen Tafel, welche hübsch mit Blumen und werthvollem alten Silbergeräthe verziert war.

Die Unterhaltung während des Essens war ziemlich lebhaft. Mr. und Mrs. Darrell sprachen mit Julian Stormont den ihren Reisen und ich muß gestehen, daß die Dame gut zu erzählen wußte und daß sie die Gegenstände, von denen sie sprach, sehr gut zu würdigen wußte.

Nach dem Essen nahm mich Milly mit hinaus auf die Terrasse und

von dort wanderten wir in den Gärten herum. Wir waren noch nicht lange aus, als sich Julian Stormont zu uns gesellte. Wir hatten bisher angenehm genug mit einander geplaudert, aber seine Ankunft machte uns beide still und er selbst sah gedankenvoll aus. Ich beobachtete sein blasses Gesicht, während er in der Dämmerung neben uns herschritt und es fiel mir wieder der sorgenvolle Zug auf seiner Stirn und der entschlossene Ausdruck um seinen Mund auf.

Er hegte eine große Zuneigung für Milly. Darüber konnte kaum ein Zweifel sein und allem Anschein nach war die Kenntniß, daß seine Liebe nicht erwidert wurde, bereits eine Ursache tiefen Kummers für ihn. Daß er trotz dem die Hoffnung nicht aufgab, sie mit der Zeit noch zu gewinnen, wußte ich wohl. Er war aber zu klug, um die Dinge durch ein unzeitiges Bekenntniß seiner Gefühle zu überstürzen. Er wartete vielmehr mit jener ruhigen entschlossenen Geduld, die ein Theil seiner Natur war, die weitere Entwicklung der Sache ab.

Natürlich sprachen wir ein wenig, aber die Unterhaltung gerieth jeden Augenblick ins Stocken und ich glaube, es war für uns Alle eine Erleichterung, als wir nach Beendigung unseres Rundgangs durch eines der Fenster in das Wohnzimmer eintraten. Das Gemach war mit Lampen und Kerzen erleuchtet und Mrs. Darrell saß neben ihrem Gatten mit einer Handarbeit beschäftigt, während er die »Times« las.

Kurz nach unserm Eintritt wünschte er etwas Musik und sie erhob sich mit einer liebenswürdigen Unterwürfigkeit, um ihm zu willfahren. Sie spielte vortrefflich, mit einer Kraft und einem Ausdruck, die ganz neu für mich waren. Dann sang sie eine italienische Arie in einem reichen Mezzosopran und mit einer Art von gedämpfter Leidenschaft, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. Nachdem ich sie spielen und singen gehört, wunderte ich mich kaum mehr darüber, daß Mr. Darrell von ihr bezaubert worden war. Diese glänzenden Gaben genügten an sich schon, einen Mann zu fesseln, der eine wahre Vorliebe für Musik hegte.

Milly war so bezaubert, daß sie ihre Vorurtheile ganz vergaß. Sie trat ans Piano und küßte ihre Stiefmutter.

»Papa hat mir wohl gesagt, wie geschickt Sie sind,« sagte sie, »aber er hat mir nicht gesagt, daß Sie ein Genie sind.«

Mrs. Darrell empfing das Compliment mit großer Bescheidenheit und dann suchte sie Milly zu bereden, ebenfalls zu singen oder zu spielen; aber diese lehnte es bestimmt ab. Nichts konnte sie nach dieser glänzenden Produktion dazu bewegen.

Der nächste und mehrere der folgenden Tage gingen sehr ruhig und in einer Art einförmiger Behaglichkeit hin. Der Pfarrer des Kirchspiels speiste an einem Tage mit uns und an einem andern ein benachbarter Gutsbesitzer mit seiner Frau und seinen drei Töchtern. Milly und ich brachten einen guten Theil unserer Zeit in den Gärten und am Seeufer zu mit Julian Stormont als Begleiter, während Mr. und Mrs. Darrell miteinander ausritten oder ausfuhren. Meine Freundin wurde nicht zu diesen Ausflügen zugezogen und das bestärkte sie in dem Gedanken, daß ihr Vater gewisser Maßen für sie verloren sei.

»Ich muß mich an diesen neuen Zustand der Dinge gewöhnen, Mary,« sagte sie mit einem Seufzer. »Wenn mein Vater nur glücklich ist, so muß ich zufrieden sein. Aber o, meine Liebe, wenn Du uns vor einem Jahre beisammen gesehen hättest, so würdest Du begreifen, was ich verloren habe.«

Ich war etwas über eine Woche in Thornleigh gewesen, als Mr. Darrell eines Morgens eine Fahrt nach Cumber Priory, einer der Sehenswürdigkeiten der Gegend, vorschlug. Es sei ein sehr alter Platz, sagte er und eine der frühesten klösterlichen Niederlassungen in diesem Theile des Landes gewesen. Milly, ihr Vater und ihr Cousin kannten den Ort bereits hinlänglich und dieser Besuch wurde zu Gunsten von Mrs. Darrell und mir in Vorschlag gebracht.

Sie gab bereitwillig ihre Zustimmung dazu, wie sie es bei jedem Vorschlag ihres Gatten that und wir brachen nach dem Frühstück im viersitzigen Wagen auf, während uns Julian zu Pferd begleitete. Die Fahrt war herrlich, denn, nachdem wir die hügelige Gegend um Thornleigh verlassen hatten, ging unser Weg durch einen mit vielhundertjährigen Bäumen besetzten Wald. Ich erkannte Gruppen von Eichen und Buchen, die ich unter den Skizzen von Millys

Portfolio gesehen hatte.

Auf der andern Seite des Holzes kamen wir zu einem Thore von verfallenem Aussehen, mit massivem eisernen Wappen und großen viereckigen Pfeilern. Es befand sich ein Thorhaus da, aber es war offenbar nicht bewohnt und Mr. Darrells Bedienter stieg vom Bock um die Thorflügel zu öffnen. Innen fuhren wir um einen Rasenplatz herum, der durch einen schadhafte Zaun vom Park getrennt war. Das Haus war ein langes niedriges Gebäude, auf beiden Seiten mit gothischen Thürmen flankiert. An den meisten Fenstern waren die Laden geschlossen und der Ort bot einen ziemlich verödeten Anblick dar.

»Die Priorei ist seit mehreren Jahren nicht bewohnt,« sagte Mr. Darrell. »Die Familie ist zu arm gewesen, um, wie früher, standesgemäß hier zu leben. Gegenwärtig ist nur noch ein einziges Mitglied derselben übrig und, wie ich glaube, führt er ein wanderndes Leben in fremden Landen.«

»Wodurch sind sie so arm geworden?« fragte Mrs. Darrell.

»Durch Ausschweifung und Verschwendung, wie ich vermüthe,« antwortete ihr Gatte mit Achselzucken. »Die Egertons sind stets ein wildes Geschlecht gewesen.«

»Egerton!« wiederholte Mrs. Darrell. »Ich dachte« der Name dieser Leute wäre Cumber.«

»Nein, Cumber ist nur der Name des Platzes. Er befindet sich seit Jahrhunderten in der Familie Egerton.«

»So!«

Ich saß ihr gerade gegenüber und ich war überrascht von dem sonderbaren Ausdruck in ihrem Gesicht, als sie den Namen Egerton wiederholte. Dieser Ausdruck verschwand im nächsten Augenblick wieder und ihr Gesicht nahm wieder jene ruhige nachlässige Gleichgültigkeit an, die so gut mit ihrer blassen Farbe und ihren zarten Zügen im Einklang stand.

Die niedrige, eisenbeschlagene Thüre wurde uns von einer anständig aussehenden alten Frau geöffnet. Sie errieth augenblicklich den Zweck unseres Besuchs und sobald wir in der Halle waren, begann sie in der gewöhnlichen mechanischen Weise

mit einer Beschreibung von Gemälden und anderer Merkwürdigkeiten, wodurch wir weit mehr irre geführt als aufgeklärt werden.

Wir gingen von Gemach zu Gemach, während die Frau die Läden der tiefen gothischen Fenster öffnete und eine Fluth von Sonnenschein auf die verschossenen Tapeten und beschmutzten Bilderrahmen fallen ließ. Es war ein edler alter Platz und der Anblick des Verfalls, der auf allen Gegenständen lag, stand ganz mit seiner Großartigkeit im Einklang.

Wir waren durch alle Zimmer des Erdgeschosses gegangen, von denen die meisten miteinander in Verbindung standen und im Begriff nach der Vorhalle zurückzukehren als Mr. Darrell seine Frau vermißte und mich, um sie zu suchen, nach der einen Richtung absendete, während er eine andere einschlug. Ich eilte durch drei oder vier leere Zimmer, bis ich in ein kleines Gemach am Ende des Hauses kam und hier fand ich sie. Ich hatte dieses Zimmer nicht besonders beachtet, denn es war in einem mehr modernen Styl als die übrigen ausgestattet und die alte Haushälterin hatte dasselbe mit der Aeußerung, es sei das Studierzimmer ihres Gebieters, das in der Regel Fremden nicht gezeigt werde, ohne Aufenthalt wieder verlassen, um uns im nächsten Gemach einige alte Waffen zu zeigen.

Es war ein kleines gewölbtes Zimmer, an dessen Wänden ans schweren, geschnitzten, eichenen Gestellen Reihen von alten Büchern standen, ohne andere Möbel als einen massiven Schreibtisch und drei oder vier Armstühlen. Ueber dem Kamin befand sich das Portrait eines jungen Mannes mit einem dunkeln schönen Gesicht und dieses Bild war es, das Augusta Darrell betrachtete. Ich konnte ihr Gesicht im Profil sehen, wie sie dastand mit ihren geballten Händen aus dem Kaminsims, und ich hatte niemals einen solchen Ausdruck in den Zügen irgend eines Menschen wahrgenommen.

Was war es? Verzweiflung, Reue, Betrübniß? Ich weiß es nicht; aber es war jedenfalls ein Ausdruck des tiefsten Schmerzes, oder eines unbeschreiblichen Grams. Das Gesicht zeigte eine tödtliche

Blässe, die Lippen waren fest geschlossen, während die großen grauen Augen zu dem Portrait aufblickten.

Sie vernahm meinen Tritt nicht und erst als ich sie anredete, drehte sie sich mit ihrem marmorbleichen Gesicht gegen mich um und fragte, was ich wünsche.

Ich sagte ihr, daß Mr. Darrell mich schicke.

»Ich wäre ohnedies sogleich gekommen,« sagte sie, mühsam ihre gewohnte Haltung wieder annehmend.

»Ich habe mich nur bei Betrachtung dieses Portraits etwas aufgehalten Nicht wahr, Miß Crofton, es ist ein hübsches Gesicht?«

»Schön ist es jedenfalls,« antwortete ich in zweifelhaftem Tone, denn diese hochfahrenden dunkeln Züge hatten für mich eher etwas Abstoßendes.

»Das heißt, Sie wollen damit sagen, daß Sie es für kein gutes Gesicht halten. Nun Sie mögen vielleicht Recht haben. Es erinnert mich an Jemand, den ich vor langer Zeit gekannt habe und deshalb hatte es ein Interesse für mich. Und dann verfiel ich in eine Art Träumerei und vergaß, daß mein theurer Gatte mich vermissen könnte.«

Während sie dies sprach, trat er ins Gemach. Sie sagte ihm, daß sie sich bei Betrachtung des Bildes aufgehalten habe und fragte, wessen Portrait es sei.

»Das von Angus Egerton, des gegenwärtigen Eigenthümers der Priorei,« antwortete Mr. Darrell »und es ist wirklich ein sehr ähnliches Bild der Züge eines schlimmen Mannes,« setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

»Eines schlimmen Mannes?«

»Ja, er hat das Herz seiner Mutter gebrochen.«

»Auf welche Weise?«

»Er verliebte sich in ein Mädchen von niedriger Geburt, das er auf einer Fußreise in Westengland traf und war in Begriff, es zu heirathen, als Mrs. Egerton von der Sache Wind bekam. Sie war eine sehr stolze Frau und besaß dabei einen höchst entschlossenen männlichen Charakter. Sie reiste sofort nach Devonshire, wo das

Mädchen lebte und es gelang ihr, auf irgend eine Weise die Heirath zu verhindern. Erst nach einem Jahre entdeckte Angus Egerton den Antheil seiner Mutter an der Sache. Plötzlich und unerwartet traf er eines Abends in später Stunde in der Priorei ein und ging geraden Wegs in das Zimmer seiner Mutter. Ich habe die alte Frau, die uns das Hans gezeigt hat — sie war damals Mrs. Egertons Kammerjungfer — sein todtenbleiches Gesicht beschreiben hören, als er sie zur Seite stieß und in das Gemach trat, wo seine Mutter saß. Es fand ein furchtbarer Austritt zwischen ihnen statt und noch demselben verließ Angus Egerton das Haus, indem er einen Schwur ausstieß, es nie mehr, so lange seine Mutter lebte, betreten zu wollen. Und er hat sein Wort gehalten. Von diesem Tage an kam Mrs. Egerton nicht mehr über die Schwelle ihres Hauses und verkehrte mit Niemanden mehr als mit ihrem Arzte und mit ihren Dienern. Sie führte dieses einsame Leben fast noch drei Jahre und dann starb sie an einer abzehrenden Krankheit, für die der Arzt keinen Namen finden konnte.«

»Und wohin ging Mr. Egerton, als er sie in jener Nacht verlassen hatte?«

»Er schlief in einem kleinen Wirthshause zu Cumber und kehrte am folgenden Morgen nach London zurück. Er verließ bald darauf England und hat seitdem stets im Ausland gelebt.«

»Und Du hältst ihn für einen sehr schlimmen — Menschen?«

»Sein! Benehmen gegen seine Mutter gilt mir als hinlänglicher Beweis dafür.«

»Er mag geglaubt haben, daß ihm schweres Unrecht geschehen sei.«

»Er mußte wissen, daß seine Mutter nur in seinem Interesse gehandelt hatte, als sie es verhinderte, daß er die Thorheit einer niedrigen Heirath beging. Sie war seine Mutter und noch dazu eine liebende und höchst nachsichtige Mutter.«

»Und schließlich hat sie ihm das Herz gebrochen — nichts von dem Mädchen zu sagen, das ihn liebte, das vielleicht ein Stück gewöhnlichen Thons war und keine Berücksichtigung verdiente.«

»Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so viel Romantik hättest,

Augusta,« sagte Mr. Darrell lachend. »Es scheint aber bei Frauen nur eine natürliche Sache zu sein, für unglückliche Liebende Partei zu nehmen, so töricht auch die Sache sein mag. Ich glaube indeß, daß dieses Devonshire-Mädchen der ehrenhaften Zuneigung eines Mannes ganz unwürdig war. Ich konnte und achtete Mrs. Egerton und ich wußte, wie sehr sie ihren Sohn liebte. Ich kann ihm deshalb sein Benehmen gegen sie nicht vergeben; auch lauten die Nachrichten von seinem Leben im Ausland nichts weniger als günstig für seinen Charakter. Seine Laufbahn ist allem Anschein noch eine sehr wilde und zügellose gewesen.«

»Und hat er niemals geheirathet?«

»Nein.«

»So ist er wenigstens treu geblieben« sagte Mrs. Darrell in leisem gedankenvollem Tone.

Während ihr Gatte seine Geschichte erzählte, waren wir in dem kleinen Studirzimmer zurückgeblieben. Jetzt kehrten wir nach der Halle zurück, wo wir Milly und Mr. Stormont fanden, wie sie schweigend einige alte Portraits der Egerton-Familie betrachteten. Nach dem, was ich gehört, wünschte ich sehr, ein Bild der verstorbenen Mrs. Egerton zu sehen und auf meinen Wunsch führte mich die Haushälterin in eines der Wohnzimmer.

Sie war sehr schön und hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Sohne. Ich konnte mir das Resultat denken, wenn diese beiden stolzen Persönlichkeiten an einander geriethen.

Wir brachten noch eine Stunde damit zu, die übrigen Merkwürdigkeiten des alten Hauses zu besichtigen. Dann gingen wir ein wenig in den vernachlässigten Garten, wo eine merkwürdige alte Sonnenuhr halb verfallen auf dem Boden lag. Auf den Wegen wuchsen überall Gras und Moos und die Rosen waren fast in Unkraut erstickt. Ich sah Mrs. Darrell eine von diesen Rosen pflücken und an die Brust stecken. Es war das erste Mal, daß ich sie eine Blume pflücken sah, obwohl es in Thornleigh eine Masse von Rosen aller Art gab.

So endete unser Besuch in Cumber Priory, einem Platze, der bestimmt war, für Einige von uns in Zukunft sehr merkwürdig zu

werden.



IV. Kapitel.

Mrs. Thatcher.

Es war Millys Gewohnheit gewesen, ehe sie nach Albury Lodge ging, einen Tag der Woche dem Besuche der Armen zu widmen und sie nahm jetzt diese Gewohnheit, von mir begleitet, wieder auf. Ich hatte Aehnliches bereits zu Hause gethan und die Sache mochte mir Vergnügen. Es war ein sehr angenehmer Anblick, zu sehen, wie Milly Darrell mit diesen Leuten verkehrte — das vollkommene Vertrauen zwischen ihnen und ihr und die Freude, die ihnen ihre erheiternde Gegenwart einflößte. Eines Tags, als wir bereits in mehreren Häusern des Dorfes gewesen waren, fragte mich Milly, ob ich mir einen etwas langen Gang zu machen getraue und auf meine bejahende Antwort schlugen wir einen einsamen Pfad ein, der über das Moor in einer Richtung führte, die mir bis jetzt ganz unbekannt war. Wir gingen etwa zwei Meilen ohne eine menschliche Wohnung zu sehen. Dann kamen wir an ein Häuschen, das einen öden und traurigen Anblick darbot. Es war ein wenig besser als eine Hütte und bestand nur aus zwei Räumlichkeiten — einer Art von Küche oder Wohnzimmer und einem kleinen dunkeln Schlafgemach, das damit in Verbindung stand.

»Ich werde Dich jetzt mit einer nicht besonders angenehmen Persönlichkeit bekannt machen, Mary,« sagte Milly, als wir in die Nähe des einsamen Häuschens kamen; »aber die alte Rebecca ist ein Charakter in ihrer Art und ich bin gewohnt, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, obschon sie nicht immer sehr freundlich gegen mich ist.«

Es war ein heller warmer Sommertag; aber die Thüre und Fenster der Hütte waren fest verschlossen. Milly klopfte und eine dünne, alte, schwache Stimme hieß uns eintreten.

Wir gingen hinein. Die Luft des Platzes war heiß und hatte einen unangenehmen apothekenartigen Geruch, welcher, wie ich entdeckte, von Kräutern herrührte, die in einem Topf auf einem

kleinen Ofen in einer Ecke kochten. Bündel von getrockneten Pflanzen hingen von der niedrigen Decke und auf einem Brette am Fenster lagen noch mehr Kräuter und Wurzeln zum trocknen.

»Mrs. Thatcher ist eine sehr geschickte Doctorin, Mary,« sagte Milly, gleichsam, um mich vorzustellen, »alle unsere Dienstleute lassen sich von ihr Kuriren, wenn sie an Katarrh und Rheumatismus leiden. — Und wie befinden Sie sich in diesem schönen Sommerwetter, Mrs. Thatcher?«

»Nicht sehr wohl, Miß,« brummte die alte Frau, »ich liebe den Sommer nicht, er bekommt mir niemals gut.«

»Das ist sonderbar,« sagte Milly fröhlich, »ich hätte geglaubt, Jedermann liebe den Sommer.«

»Nicht Diejenigen, die so leben wie ich, Miß Darrell. Im Somme; gibt es keine Krankheiten — keine Erkältungen, keinen Husten, kein Halsweh und Aehnliches. Ich glaube, ich würde geradezu verhungern, wenn es keine Wechselfieber gäbe und auch damit ist es nicht mehr so wie früher.«

Ich war ganz entsetzt über diese empörende Aeußerung; Milly aber lachte fröhlich über die Offenherzigkeit der alten Frau.

»Wenn die Aerzte so aufrichtig wären wie Sie, Mrs. Thatcher, so würden sie ganz ebenso sprechen. Was macht Ihr Enkel?«

»O, er befindet sich ganz wohl. Unkraut verdirbt nicht. — Peter komm heraus und laß Dich den jungen Damen sehen.«

Ein armer, schwacher, blasser und halb blödsinnig aussehender Knabe kam langsam aus dem kleinen dunkeln Schlafgemach hervor und stand grinsend vor uns. Er hatte das bleiche krankhafte Aussehen eines Wesens, das ohne Licht und Luft ausgezogen wird und er erregte mein tiefstes Mitleid.

»Armer Peter! er ist leider nicht besser,« sagte Milly sanft.

»Nein, Miß, er wird es auch niemals werden. Er weiß indeß mehr, als die Leute glauben und ist in seiner Art oft verschlagen genug. Besser und klüger wird er aber niemals werden, als er jetzt ist. Ich habe mir viele Mühe mit ihm gegeben, als er noch ein kleiner Junge war, aber er ist mir nur zu einer Plage und Last aufgewachsen.«

Der Knabe trat einige Schritte zurück und sein Kinn fiel tiefer auf seine schmale Brust nieder. Seine Haltung war von Anfang an eine gebeugte gewesen; aber er sank unter dem Tadel seiner Großmutter sichtbar in sich zusammen.

»Läßt er sich denn in keiner Weise zu etwas verwenden?«

»Nein, Miß, außer daß er zuweilen Kräuter und Wurzeln für mich sammelt. Dies kann er thun und er kennt sie auch von einander.«

»So ist er Ihnen also doch einiger Maßen von Nutzen?« sagte Milly.

»Wenig genug« antwortete die alte Frau mürrisch. »Ich brauche keine Hilfe, ich habe hinlänglich Zeit, sie selbst zu sammeln. Aber ich habe ihm das Sammeln gelehrt und es ist das Einzige, was er jemals lernen konnte.«

»Armer Junge! Nicht wahr, Mrs. Thatcher, er ist Ihr einziger Enkel?«

»Ja, der einzige, Miß und das ist noch das Beste. Ich wüßte nicht, wie ich noch einen erhalten sollte. Sie können sich meiner Tochter Ruth nicht erinnern? Sie war ein so schönes Mädchen, wie man eines sehen kann. Sie war Hausmagd in der Priorei zur Zeit der Mrs. Egerton und sie heirathete den Hausmeister. Sie fingen eine Schenkwirthschaft im Dorfe Thornleigh an und er ergab sich dem Trunk bis Alles zu Grunde ging. Mein armes Mädchen nahm sich das Unglück zu Herzen und ich glaube, daß der Kummer sie getödtet hat. Sie starb drei Wochen nach der Geburt dieses Knabens und ihr Mann lief am Tage nach ihrem Begräbniß davon und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört. Einige sagen, er habe sich in dem Clem ertränkt, aber dazu war ihm seine kostbare Person viel zu lieb. Er stak bis am Hals in Schulden und ließ keinen Sixpence zurück. Auf diese Weise wurde mir Peter aufgebürdet.«

»Komm her, Peter,« sagte Milly sanft und der Knabe ging sogleich zu ihr und ergriff die dargebotene Hand.

»Du hast mich doch nicht vergessen, Peter? Miß Darrell, die vor langer Zeit zuweilen mit Dir gesprochen hat?«

In dem ausdruckslosen Gesicht des Knaben zeigte sich etwas wie Verständniß.

»Ich kenne Sie, Miß,« sagte er, »Sie waren stets gütig gegen Peter.«

Sie nahm ihre Börse heraus und gab ihm eine halbe Krone.

»Da, Peter, da ist ein großes Silberstück, das Dir allein gehört, um Dir damit zu kaufen was Du willst — Zuckerpflaumen, Pfefferkuchen, Schusser — Irgend etwas.«

Seine plumpe Hand schloß sich über der Münze und ich zweifle nicht daran, daß ihn das Geschenk erfreute; aber er verwandte kein Auge von Milly Darrells Gesicht. Dieses freundliche liebliche Gesicht schien eine Art von Zauber aus ihm auszuüben.

»Glauben Sie nicht, daß es Peter gut thun würde, wenn Sie ihm ein wenig mehr Luft und Sonnenschein gäben, Mrs. Thatcher?« fragte darauf Milly; »dieses Schlafgemach scheint ein ziemlich dunkler und dumpfer Platz zu sein.«

»Er braucht nicht dort zu bleiben, wenn er nicht will,« sagte Mrs. Thatcher gleichgültig.

»Er setzt sich vor die Thüre, wenn er Lust dazu hat.«

»Dann würde ich immer an schönen Tagen vor der Thüre sitzen, wenn ich Du wäre, Peter,« sagte Milly.

Darauf plauderte sie noch ein wenig mit Mrs. Thatcher, während ich dasaß und die alte Frau mit einem Gefühle betrachtete, welches ganz das Gegentheil von Bewunderung war.

Sie war von kurzer untersetzter Gestalt, mit breiten Schultern und kurzem Halse und ihr Kopf schien zu groß für ihren Körper zu sein. Ihr Gesicht war lang und mager mit scharfen Zügen und von spärlichen grauen Haaren eingerahmt. Ihre Augen waren von häßlichem Rothbraun und hatten einen höchst unheimlichen Ausdruck. Ich hätte sehr krank und ganz ohne Arzt sein müssen, ehe ich mich hätte entschließen können, meine Gesundheit der Obhut von Mrs. Rebecca Thatcher anzuvertrauen.

Ich sagte dies Milly auf dem Heimwege und sie gab zu, daß Mrs. Thatcher selbst unter dem Landvolk nicht beliebt sei obgleich deshalb fest an ihre Geschicklichkeit glaube.

»Ich bin überzeugt,« setzte Milly hinzu, »daß sie sich auch mit

Wahrsagen und andern abergläubischen Künsten abgibt; aber sie ist listig und schlau und man kann diese Art Geschäfte nicht so leicht beweisen, weil Diejenigen, die sie zu Rathe ziehen, sich wohl hüten, etwas davon verlauten zu lassen.

* *
*

Die Tage und die Wochen gingen zu Thornleigh sehr angenehm hin und das Ende dieser schönen Sommerferien kam nur zu bald heran. Es war eine bittere Aufgabe, Milly Darrell Lebewohl zu sagen und allein nach einem Ort zurückzukehren, der für mich ohne sie doppelt langweilig und traurig sein mußte. Sie war zu Albury Lodge meine einzige Freundin gewesen und bei meiner innigen Liebe zu ihr hatte ich nie daran gedacht, ein anderes Freundschaftsband zu knüpfen.

Der gefürchtete Tag kam endlich heran, gefürchtet, wie ich wußte, von uns Beiden und ich sagte meiner theuren Milly so ruhig Lebewohl, daß ich überzeugt bin, Niemand habe den Schmerz ahnen können, den ich bei diesem Scheiden empfand. Mrs. Darrell war bei dieser Gelegenheit sehr freundlich und gütig gegen mich, indem sie mich bat, ich möchte zu Weihnachten wieder nach Thornleigh kommen, im Falle sie selbst ihre Weihnachten dort zubrachten.

Milly blickte sie, als sie dies sagte, verwundert an.

»Ist eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir die Weihnachten anderwärts zubringen werden, Augusta?« fragte sie.

Mrs. Darrell hatte ihre Stieftochter überredet, sich dieses familiären christlichen Namens zu bedienen statt der formelleren Form der Anrede.

»Ich weiß es nicht, meine Liebe. Dein Papa hat zuweilen von meinem Hause in der Stadt gesprochen, oder vielleicht sind wir auch auswärts. Ich kann nur sagen, daß wir, wenn wir hier in Thornleigh sind, uns freuen werden, Miß Crofton wieder bei uns zu sehen.«

Ich dankte ihr, küßte Milly noch einmal und eilte so rasch ich konnte, aus dem Gemach. Als ich in dem stattlichen Wagen nach

der Station fuhr, blickte ich traurig nach dem schönen alten Hause zurück, wo ich so glücklich gewesen.

Wieder kehrte ich zu dem trockenen Einerlei von Albury Lodge zurück, wo meine einzige Abwechselung darin bestand, daß ich bald Geschichte, bald Geographie, bald englische Grammatik so lange mit meinen jugendlichen Schülerinnen einübte, bis mich mein milder Kopf und meine Brust schmerzte. Und wenn ich eine Gouvernante würde, so würde sich natürlich dieselbe Danaidenarbeit immer und immer wieder in kleinerem Maßstab wiederholen. Dieses waren meine Aussichten für die Zukunft — ohne Hoffnung einer Aenderung oder der Erlösung, bis ich ein altes Weib geworden, erschöpft durch die ewige Plackerei des Unterrichts!

V. Kapitel.

Millys Brief.

Das halbe Jahr ging langsam hin. Es kamen keine Ereignisse vor, welche die Zeit markiert hätten, keine Veränderungen außer dem langsamen Wechsel der Jahreszeiten und mein einziges Vergnügen waren Briefe vom Hause und von Emily Darrell.

Bon den ersteren will ich nicht sprechen; sie können kein Interesse haben außer für mich; aber Millys Briefe sind Glieder in der Geschichte eines Lebens. Sie schrieb mir so freimüthig und rückhaltlos, wie sie mit mir gesprochen hatte, alle ihre Gedanken und Einfälle mit jener vertrauensvollen Offenheit gegen mich ausschüttend, welche eine der schönsten Eigenschaften ihres Herzens ist. Eine Zeit lang enthielten die Briefe nichts, was man Neuigkeiten nennen konnte. Erst spät im September kam einer, welcher, wie mir schien, Nachrichten von Wichtigkeit brachte.

»Es wird Dich schmerzen, zu vernehmen, meine liebe Mary, schrieb sie unter Andern, »daß meine Stiefmutter und ich noch immer ebenso weit von einer wahren Freundschaft entfernt sind, als zur Zeit, wo Du uns verließest. Was uns von einander trennt, vermag ich nicht zu sagen, aber ich glaube, daß in unsern beiden Herzen ein Gefühl verborgen ist, das uns verhindert, einander lieb zu gewinnen. Sie ist sehr gütig gegen mich, insofern es die vollkommene Nichteimischung in mein Thun und Lassen und ein freundliches Benehmen betrifft, wenn wir beisammen sind; ich bin aber überzeugt, daß sie mich nicht leiden kann. Ich habe sie mehr als einmal überrascht, wie sie mich mit einem höchst seltenen Ausdruck — mit einem berechnenden, gedankenvollen Blicke, der ihr Gesicht um zehn Jahre älter machte, als zu anderer Zeit, angeblickt hat. Natürlich gibt es Zeiten, wo wir allein beisammen sind — obschon dies nicht oft vorkommt, denn sie und mein Vater sind ein sehr zärtliches Paar, das den größten Theil des Tages miteinander

zubringt — und ich habe bemerkt, daß sie bei dieser Gelegenheit nie von ihrer Jugend, oder überhaupt von ihrem Leben vor ihrer Verheirathung spricht. Alles was vor dieser geschah, scheint ein unbeschriebenes Blatt oder ein versiegeltes Buch zu sein, das sie nicht öffnen will. Ich stellte einmal einige unbedeutende Fragen über ihren Vater und sie gab mir fast ärgerlich zur Antwort:

»Ich spreche nicht gern von ihm, Milly, er war nie ein guter Vater und er wird am besten vergessen. Ich hatte niemals einen wirklichen Freund, bis ich Deinen Vater kennen lernte.«

»Es liegt indeß etwas in ihrem Charakter, was ich achten muß. Ich glaube, daß sie wirklich dankbar gegen meinen Vater ist und ihn aufrichtig liebt und er selbst scheint allerdings vollkommen glücklich in ihrer Gesellschaft zu sein. Die Heirath hatte ganz die Wirkung, die ich vorausgesehen hatte — sie hat uns vollständig getrennt, aber sie hat ihn glücklich gemacht und ich habe keine Ursache, mich zu beklagen. Was könnte ich auch Anderes wünschen, als sein Glück?

»Und jetzt, Muth« meine Neuigkeiten. Julian Stormont war hier und hat mich um meine Hand gebeten.

»Er kam am vorigen Samstag Abends mit der Absicht, bis Montag Morgens hier zu bleiben. Der Sonntag war hell und warm und des Nachmittags überredete er mich, mit ihm nach der Kirche von Cumber zu gehen. Du wirst Dich wohl noch des Wegs erinnern, auf dem wir durch den Wald fuhren, als wir die Priorei besuchten; aber es giebt noch einen näheren und nach meinem Geschmack auch schöneren Fußpfad durch das Holz. Ich verstand mich willig genug dazu, da ich nichts Besseres zu thun hatte und unser Gang ging zur Kirche, auf dem wir von allerlei sprachen, war wirklich angenehm. Auf dem Rückwege aber wurde Julian sehr ernst und als wir die halbe Entfernung zurückgelegt hatten, fragte er mich, ob ich errathen könne, was ihn nach Thornleigh geführt habe. Ich sagte ihm natürlich, daß, ich glaube, er sei wie gewöhnlich gekommen, um von der Last der Geschäfte etwas auszuruhen und sich mit Papa über Geschäftsangelegenheiten zu besprechen.

»Er antwortete mir darauf, er sei wegen etwas Wichtigeren gekommen und fuhr dann fort, er habe mich sein ganzes Leben lang

geliebt und es gebe nichts was meinem Vater lieber sein würde, als unsere Verbindung, wenn sie, wie er hoffe und glaube, mein Glück zu sichern vermöge.

»Ich glaube, Du weißt es, Mary, daß mir niemals ein Gedanke dieser Art in den Sinn kam. Ich sagte dies Julian und setzte hinzu, daß er, so sehr ich ihn auch als Cousin schätzen könne, mir niemals näher stehen oder theurer sein könne, als in dieser Eigenschaft. Die Veränderung in seinem Gesicht, als er dies hörte, erschreckte mich fast. Er wurde todtenbleich; ich bin aber überzeugt, daß es mehr Zorn als Enttäuschung war, wodurch er so erregt wurde. Ich hatte es bis jetzt nicht gewußt, wie hart und boshaft sein Gesicht sein konnte.«

»Ist dies unwiderruflich, Emily?« fragte er in festem kalten Tone, »ist keine Hoffnung, daß Du Deinen Sinn noch ändern wirst?«

»Nein, Julian; es ist nicht möglich, daß dies jemals geschehen wird.«

»Wahrscheinlich ist es irgend ein Anderen,« sagte er.

»Nein, Julian, kein Anderer.«

»Sehr schmeichelhaft für mich!« rief er mit rauhem Gelächter.

»Es that mir trotz seines zornigen Aussehens leid um ihn.

»Glaube ja nicht, daß ich Deine vielen guten Eigenschaften nicht zu schätzen weiß, Julian,« sagte ich, »oder daß ich mich durch den Vorzug, den Du mir gibst, nicht geehrt fühle. Ohne Zweifel gibt es viele Frauen in der Welt, die Deiner Liebe würdiger sind als ich und die sie auch zu erwidern vermögen.«

»Ich danke Dir für diese kleine conventionelle Rede,« rief er höhnisch. »Ein Mann baut alle seine Hoffnungen von Glück auf eine Frau und sie zertrümmert kaltblütig das ganze Gebäude seines Lebens und dann sagt sie ihm, er solle hingehen und es anderwärts aufrichten. Ich glaube wohl, daß es Frauen in der Welt gibt, die sich herbeilassen würden, mich zu heirathen, wenn ich sie begehrte; aber es ist mein Unglück, daß ich nur ein Weib lieben kann. Ich vermag meine Liebe nicht zu übertragen, wie ein Mann fein Kapital von einer Bank auf die andere überträgt.«

»Wir gingen eine Zeit lang schweigend einher. Ich war entschlossen, ihm keinen Groll zu zeigen, so unfreundlich er auch mit mir sprechen möchte und als wir uns unserm Hause näherten, drückte ich die Hoffnung aus, daß diese unglückliche Unterhaltung keine Aenderung in unserem bisherigen Verhältniß hervorbringen werde und daß wir, wie bisher, so auch in Zukunft, Freunde bleiben würden. Ich sagte ihm, daß ich wisse, wie sehr ihn mein Vater schätze und daß es mich tief betrüben würde, wenn er meinetwillen Thornleigh verlassen oder meiden wollte.

»Freunde!« erwiderte er in zerstreutem Tone, »ja, wir sind natürlich noch immer Freunde und ich werde Thornleigh nicht meiden.«

»Er schien diesen Abend nach dem Diner heiterer als gewöhnlich. Ob seine Fröhlichkeit nur angenommen, um seine Niedergeschlagenheit zu verbergen, oder ob er wirklich im Stande war, die Sache leicht zu nehmen, weiß ich nicht. Natürlich kann ich mich der Erwägung nicht verschließen, daß eine Heirath mit mir von großem weltlichen Vortheil für Julian sein würde, der nichts besitzt, als den Gehalt, den er von meinem Vater bezieht und der durch eine solche Heirath sich aller Wahrscheinlichkeit nach den Besitz des Geschäfts sichern würde, indem er bereits eine Art stellvertretender Principal ist.

»Ich bemerkte, daß meine Stiefmutter diesen Abend ganz besonders freundlich gegen Julian war und daß sie sich eine Zeit lang in einem der Fenster in leisem vertraulichen Tone mit einander unterhielten, während mein Vater sein gewöhnliches Schläfchen hielt. Ich möchte wissen, ob er ihr von unserer letzten Unterredung etwas gesagt hat.

»Als er am folgenden Morgen nach Shields zurückkehrte, nahm er in seiner gewöhnlichen Weise Abschied von mir und ich hoffe deshalb, daß er mir verziehen habe; aber die Sache ließ ein unangenehmes Gefühl in mir zurück, eine Art reger Furcht, daß in Zukunft Unannehmlichkeiten daraus entstehen könnten. Ich kann den harten boshafte Zug im Gesicht meines Cousins nicht vergessen.

»Als er fort war, begann ihm Mrs. Darrell ein sehr warmes Loblied zu singen und mein Vater sprach von ihm in demselben Tone. Sie unterhielten sich einen guten Theil über ihn, während wir beim Frühstück saßen und ich bildete mir ein, daß eine gewisse Absichtlichkeit in Bezug auf mich bei beiden verwaltete, denn sie scheinen in der That über jeden Gegenstand ganz der gleichen Ansicht zu sein. Aber hier handelt es sich um eine Sache, in der selbst der Einfluß meines Vaters, so lieb ich ihn habe, meinen Sinn nicht zu ändern vermag. Ich könnte mich in Bezug auf jeden andern Punkt schwach und nachgiebig zeigen, in Diesem niemals.

»Und jetzt laß mich von meinem Freund Peter, Rebecca Thatchers halbblödsinnigem Enkel, sprechen. Du weißt, wie peinlich uns Beide das hoffnungslose verdrossene Wesen des armen Jungen vorkam, als wir uns in dem Häuschen auf dem Moor befanden. Ich dachte später einen guten Theil darüber nach und es fiel mir bei, daß unser Obergärtner vielleicht Arbeit für ihn finden dürfte z. B. durch Jäten, durch Säubern der Wege und dergleichen untergeordnete Beschäftigungen. Brook ist ein guter, freundlicher, alter Mann und stets zu Allem bereit, wenn er mir gefällig sein kann. So fragte ich ihn eines Tags im August und er versprach mir, daß Peter, sobald wieder eine Aushilfe nöthig sei, verwendet werden solle. »Obschon ich nicht glaube, daß ich viel aus ihm machen werde, Miß, sagte er, »aber es gibt nichts, was ich Ihnen zu Gefallen nicht thun würde.«

»Der Knabe kam also und machte sich so gut, daß er Mr. Brook und die beiden anderen Gärtner ganz überraschte. Er hat eine außerordentliche Anhänglichkeit an mich und nichts erfreut ihn mehr, als mir bei der Pflege meiner Farnkräuter, die ich immer selbst besorge, an die Hand gehen zu dürfen. Diesen armen Knaben mit einer Gießkanne in der einen und einem kleinen Korb mit dem dürren Laub in der andern Hand dabei stehen zu sehen, wie er mich athemlos beobachtet, als wäre ich ein großer Wundarzt, der einen Patienten operiert, würden Dein Lächeln erregen; aber ich glaube Du würdest gewiß auch durch seine Ergebenheit gerührt werden. Er sagt mir, er sei so glücklich in Thornleigh und er sieht auch bereits

viel gesünder aus. Die Gärtner behaupten, er sei unermüdlich in seiner Arbeit und leiste ebenso viel als zwei gewöhnliche Knaben. Er liebt die Blumen leidenschaftlich und ich gebe mir Mühe, ihm die Namen der Pflanzen beizubringen. Dies ist zwar eine schwierige Aufgabe, aber er ist so eifrig im Lernen und so stolz darauf, daß ich seine Lehrmeisterin bin, daß meine Mühe reichlich belohnt wird.«

Milly wünschte angelegentlich, daß ich die Weihnachten zu Thornleigh zubringen sollte; aber es war jetzt fast ein Jahr, seit ich meine Lieben zu Hause nicht mehr gesehen hatte und, obschon meinem theuren Vater die Auslagen für die Reise kein leichtes Opfer waren, so wünschte er doch, daß ich die Ferien bei ihm zubringen möchte und so wurde zum großen Leidwesen meiner lieben Milly bestimmt, daß ich nach Warwickshire zurückkehren sollte.

Die Ferien waren sehr glücklich und ehe sie vorüber waren, erhielt ich von meiner Freundin einen Brief, worin sie mir mittheilt daß Mr. und Mrs. Darrell im Begriff seien, für einige Monate ins Ausland zu gehen und mich bat, mein Verhältniß zu Albury Lodge zu lösen und als ihre Gesellschafterin nach Thornleigh zu kommen mit einem Gehalt, den ich für sehr anständig hielt.

Der Gedanke, das dumpfe Einerlei von Miß Bagshots Institut gegen den Aufenthalt zu Thornleigh bei der Freundin, die ich wie eine Schwester liebte, zu vertauschen, war mehr als erfreulich für mich, nichts von dem Gehalt zu sagen, der mich in den Stand setzen würde, meine eigenen Kleider zu kaufen und meinem Vater jährlich noch eine kleine Summe zukommen zu lassen. Ich besprach mich mit ihm darüber und er schrieb sogleich an Miß Bagshot mit der Bitte, sie möchte mir die halbjährige Kündigung meines Dienstes, zu der sie berechtigt war, gütigst erlassen. Sie war einsichtsvoll und freundlich genug, dies zu gewähren und so ging ich, statt nach Albury Lodge zurückzukehren, nach Thornleigh.

Mr. und Mrs. Darrell waren nach Paris abgereist, als ich anlangte und das Haus erschien sehr leer und ruhig. Meine theure Freundin kam mir unten an der Thür entgegen und führte mich in ihr hübsches Wohnzimmer, wo ein helles Feuer brannte und wo sie, wie sie mir sagte, den größten Theil ihrer Zeit zubrachte.

»Freut es Dich wirklich, Mary, zu mir zu kommen?« fragte sie, als die erste Begrüßung vorüber war.

»Ich bin mehr als erfreut, meine liebe Milly. Es scheint mir fast ein allzuschönes Leben zu sein. Ich kann kaum recht daran glauben.«

»Aber vielleicht wirst Du Thornleigh bald eben so überdrüssig werden, als Albury Lodge. Es wird ein langweiliges Leben sein — nur Du und ich und die alten Diener.«

»Ich werde bei Dir niemals Langeweile fühlen, Milly. Aber sage mir, wie alles Dies gekommen ist. Welches ist der Grund, daß Du nicht mit Mr. und Mrs. Darrell ins Ausland gegangen bist?«

»Nicht wahr, das ist sehr auffallend? Die Wahrheit ist, daß Augusta meine Begleitung nicht wünschte. Sie kann mich nicht leiden, Mary, obwohl sie sich stellt, als ob sie mich sehr liebte und meinem Vater eingeredet hat, daß dies der Fall sei. Es gibt nichts, was sie ihn nicht glauben machen kann. Sie kann mich nicht leiden und sie fühlt sich niemals ganz glücklich und behaglich, wenn ich bei ihr bin. Sie war seit einiger Zeit, seit der Winter begann, Thornleigh überdrüssig geworden und sah so blaß und mager aus, daß mein Vater besorgt um sie wurde. Der Arzt hier behandelte sie in der gewohnten Weise, nahm ihr Leiden sehr leicht, empfahl aber Luft- und Ortsveränderung. Papa schlug vor, nach Scarborough zu gehen, aber meine Stiefmutter brachte es auf irgend eine Weise dahin, daß statt Scarborough, Paris gewählt wurde und sie werden den Winter und Frühling dort bleiben und vielleicht im Sommer nach Deutschland gehen. Anfangs hegte Papa den Wunsch, mich mitzunehmen, aber Augusta ließ einige kleine Winke fallen — es würde meine Studien unterbrechen, mich stören u.s.w. Du weißt, daß ich sehr stolz bin, Mary und so kannst Du Dir denken, daß ich sie recht wohl verstand. Ich sagte, ich zöge vor, zu Hause zu bleiben, und stellte nur die Bedingung, daß Du zu mir kommen solltest, um mir Gesellschaft zu leisten und mich bei meinen Studien zu unterstützen.«

»Meine theuerste Milly« wie gut war es von Dir« dies zu wünschen!«

»Keineswegs so gut. Ich glaube, daß Du die einzige Person in der

Welt bist, die mich wirklich liebt, jetzt, wo ich Papa verloren habe ; denn, wie Du siehst, Mary, habe ich ihn richtig verloren, dies tritt mit jedem Tage deutlicher hervor. Ich hatte aber bei dieser Sache einen schweren Kampf zu kämpfen. Mrs. Darrell sagte, Du seiest viel zu jung für eine solche Stellung und ich bedürfe einer älteren Person, die im Stande wäre, mich zu beschützen und zu leiten und in ihrer Abwesenheit die Besorgung des Haushaltes zu übernehmen, aber ich entgegnete, daß der Haushalt wie seit vielen Jahren von Mrs. Bunce, der Haushälterin, besorgt würde, und daß ich, wenn ich Mary Crofton nicht erhalten könne, gar Niemand haben wolle. Ich sagte Papa, wie unermüdlich Du seiest und wie gewissenhaft Du Alles, was Du versprochen, vollführen würdest. So wurde endlich, nach vielem Hin- und Herreden die Sache abgemacht und hier sind wir und haben das Haus ganz für uns, mit der Aussicht, in den bevorstehenden sechs Monaten beisammen zu bleiben.«

Ich fragte sie, ob sie seit jenem merkwürdigen Sonntag Nachmittag viel von Mr. Stormont gesehen habe.

»Er hat zweimal seinen gewöhnlichen Besuch von Samstagabend bis Montag Morgens abgestattet,« sagte sie, »und mich ganz so behandelt, als ob jene unangenehme Unterredung gar nicht stattgefunden hätte.«

Wir waren sehr glücklich miteinander in dem großen einsamen Hause unter den alten Dienern, die sich ein Vergnügen daraus machten, uns zu bedienen. Wir brachten unsere Morgen und Abende in Millys Wohnzimmer zu und nahmen unsere Mahlzeiten in einem kleinen, hübsch möblierten Frühstückszimmer ein. Wir lasen viel miteinander, indem wir einen systematischen Studiencours, der sehr verschieden von den trockenen Arbeiten zu Albury Lodge war, zusammen durchmachten. Es befand sich eine schöne alte Bibliothek in Thornleigh und wir lasen die Meisterwerke der englischen und französischen Prosa mit unermüdlichem Interesse und Vergnügen. Außerdem übte sich Milly fleißig in der Musik und noch fleißiger im Zeichnen und Malen, woran sie ein wahres Vergnügen fand.

Mr. Collingwood, der Pfarrer und seine Familie sprachen öfters bei

uns vor und bestanden darauf, daß wir sie ohne Umstände häufig besuchen sollten und es fehlte uns auch nicht an andern Einladungen von Millys Freunden in der Umgegend von Thornleigh.

Wir hatten Equipagen zu unserer Verfügung, aber wir machten nicht oft Gebrauch davon. Milly zog das Gehen vor und wir pflegten, wenn das Wetter günstig war, lange Spaziergänge über das Moor, oder tief in den Wald zwischen Thornleigh und Cumber zu unternehmen.

VI. Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Es war kurz nach meiner Ankunft in Thornleigh, als ich zum ersten mal den Mann sah, dessen Geschichte ich zuerst in dem Studierzimmer der Priorei von Cumber vernommen hatte. Es war an einem schönen hellen Tage zu Ende Januar, als wir eines Nachmittags zu einem Spaziergang in unsern Lieblingswald aufbrachen, Milly mit Bleistift und Skizzenbuch, um irgend einen der alten blätterlosen Bäume, der ihr Interesse erregte, abzuzeichnen. In ihrem Enthusiasmus für die Kunst achtete sie zuweilen wenig auf die gerade herrschende kalte Witterung und setzte sich trotz meiner Bitten nieder, um einen Gegenstand zu skizzieren.

Wir blieben länger aus als gewöhnlich und Milly war ein- oder zweimal stehen geblieben, um eine rasche Skizze zu entwerfen, als sich der Himmel plötzlich schwarz umzog und dicke Regentropfen zu fallen begannen. Auf diese folgte sehr bald ein heftiger Schlagregen untermischt mit Schnee und Hagel. Da das Wetter ganz schön gewesen war, als wir vom Hause weggingen, so hatten wir weder Regenschirme noch sonst einen Schutz gegen den Sturm.

»Es wird das Beste sein, uns auf die Beine zu machen und zu laufen, was wir können,« sagte Milly.

»Aber wir können doch nicht vier Meilen laufen; wäre es nicht besser, wenn wir nach Cumber gingen und in dem Dorfe so lange warteten, bis sich das Wetter änderte oder zu versuchen, ob wir nicht irgend ein Fuhrwerk erhalten können.«

»Nun ich glaube auch, es würde das Beste sein. Aber es ist fast eine Meile von hier nach dem Dorfe.«

»Immer noch besser, als bei einem solchen Wetter durch den Wald zurückkehren,« sagte ich.

Wir befanden uns in diesem Augenblicke ganz nahe am Saume

des Holzes und nur eine kurze Strecke von den Thoren der Priorei entfernt. Während wir noch unentschlossen im strömenden Regen dastanden, kam zwischen den blattlosen Bäumen eine Gestalt auf uns zu — die Gestalt eines Gentleman, wie wir an seiner Kleidung und Haltung sehen konnten. Wir waren früher in dem Walde nur Landleuten und Arbeitern begegnet und über diese Erscheinung ein wenig erstaunt.

Er kam rasch auf uns zu, seinen Hut abnehmend, als er in unserer Nähe war.

»Vom Sturme überrascht, meine Damen,« sagte er, »und wie ich sehe, ohne Regenschirme. Haben Sie weit zu gehen?«

»Ja« wir haben bis nach Thornleigh zu gehen,« antwortete Milly.

»Das ist in solchem Wetter ganz unmöglich. Wollen Sie in die Priorei kommen und warten, bis der Sturm vorüber ist?«

»In die Priorei! Ganz gewiß!« antwortete Milly. »Ich habe nicht daran gedacht. Ich kenne die Haushälterin sehr gut und bin überzeugt, daß sie uns dort unterstehen läßt.«

Wir schlugen den Weg nach den Thoren der Priorei ein, während der Fremde uns begleitete. Ich hatte keine Gelegenheit, ihn während des strömenden Regens zu betrachten, aber ich war neugierig, wer er war, daß er in einem so vertrauten Tone von der Cumber Priorei sprach.

Eines von den Thoren stand offen und wir traten ein.

»Nicht wahr, ein wüster Platz?« sagte der Fremde, »düster genug auch ohne die Verschönerung eines Wetters wie dieses.«

Er geleitete uns nach der Hausthüre und öffnete sie ohne Umstände, indem er dann auf die Seite trat und uns den Vortritt ließ. In der Vorhalle angelangt, führte er uns in ein Zimmer, in welchem ein Feuer brannte und dessen ganze Anordnung uns ersehen ließ, daß es bewohnt wäre.

»Ich will Mrs. Milly kommen lassen und sie soll Ihre nassen Shawle abnehmen, um sie zu trocknen,« sagte der Fremde, eine Glocke ziehend und ich denke, wir Beide begannen jetzt zu begreifen, daß er der Gebieter des Hauses sein müsse.

»Sie sind sehr gütig,« antwortete Milly, ihren tiefenden Shawl abnehmend. »Ich wußte nicht, daß die Priorei bewohnt wäre, ausgenommen von den alten Dienern. Ich fürchte, Sie haben mich für sehr unbescheiden gehalten, als Sie mich so kaltblütig davon sprechen hörten, daß wir hier Schutz suchen wollten.«

»Ich bin im Gegentheil sehr erfreut darüber, daß Sie eine Zuflucht in dem alten Platz gefunden haben.«

Er rückte ein paar schwere geschnitzte Stühle an den Kamin und bat uns, Platz zu nehmen ; aber Milly zog es vor, in dem schönen, alten gothischen Fenster zu stehen und in den Regen hinauszusehen.

»Sie werden zu Hause besorgt um uns werden,« sagte sie, »wenn wir, ehe es finster wird, nicht heimkommen.«

»Ich wollte, ich besäße einen geschlossenen Wagen, um Ihnen denselben zur Verfügung zu stellen. Ich kann mich aber nur des Besitzes eines kleinen Korbwagens rühmen, wenn Sie sich nicht scheuen, in einem solchen gemeinen Fuhrwerk zu fahren. Er würde Ihnen wenigstens den Schmutz ersparen.«

Milly lachte fröhlich.

»Ich bin auf dem Lande ausgewachsen,« sagte sie »und scheue mich keineswegs, in einem Korbwagen zu fahren. Ich bin oft genug mit meinem Vater, ehe er heirathete, in dem seinigen ausgefahren.«

»Dann« wenn der Sturm vorüber ist, werde ich das Vergnügen haben, Sie nach Thornleigh zu fahren, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen.«

Milly sah ein wenig verlegen über dieses Anerbieten ans und machte einige Entschuldigungen über die Mühe, die Dies verursachen würde.«

»Ich glaube wirklich, wir können recht gut nach Hause gehen, nicht wahr, Mary, sagte sie und ich stimmte ihr darin bei.

»Es wäre Ihnen unmöglich, bevor es finster wird, nach Thornleigh zurückzukehren,« entgegnete der Gentleman. »Es würde mich beleidigen, wenn Sie die Benutzung meines Korbwagens ablehnten und darauf bestanden, nasse Füße zu bekommen. Wahrscheinlich

sind Ihre Füße jetzt schon naß.«

Wir überzeugten ihn von der Dicke unserer Schuhe und gaben unsere Shawls der Mrs. Milly, die sie zum Trocknen in die Küche trug und den Befehl zum Anspannen des Korbwagens in den Stall zu bringen versprach.

Ich hatte jetzt Zeit, unsern neuen Bekannten näher anzusehen. Es war mir nicht schwer, in ihm das Original des Porträts, das Augusta Darrell in so seltsamer Weise betrachtet hatte, wieder zu erkennen. Er war viel älter als zur Zeit, wo das Porträt gemalt wurde — wenigstens zehn Jahre, wie ich glaubte. Auf dem Gemälde sah er wenig über zwanzig aus und jetzt hätte ich ihn für einen hohen Dreißiger gehalten.

Er war noch immer hübsch; aber das kräftige Gesicht hatte eine Art von rauhem Aussehen, dicke Brauen überschatteten die schwarzen Augen und ein starker, wildaussehender Bart umgab den Mund, konnte aber nicht ganz den halb cynischen, halb melancholischen Ausdruck desselben verbergen, der in den Winkeln der vollen festen Lippen sich ausprägte. Er sah wie ein Mann aus, dessen vergangenes Leben entweder eine traurige oder sündhafte Geschichte aufzuweisen hatte.

Wie ich ihn so betrachtete, rief ich mir die letzte bittere Unterredung mit seiner Mutter zurück und konnte mir denken, wie hart und grausam ein solcher Mann unter dem Einfluß einer unverzeihlichen Beleidigung sein mochte. Gleich Mrs. Darrell war ich geneigt, mich mehr auf die Seite der unglücklichen Liebenden als auf die der Mutter zu stellen, welche das Glück ihres Sohnes ihrem Geschlechtsstolz geopfert hatte.

Wir beobachteten alle Drei ein kurzes Schweigen, während Milly und ich am Fenster standen und Mr. Egerton am Kamin lehnte, mit einem zerstreuten Ausdruck in seinem Antlitz den Regen beobachtend. Endlich ermunterte er sich und trat an das Fenster, wo wir standen.

»Es sieht jetzt zwar sehr trostlos aus,« sagte er, »aber ich werde Sie im Handumdrehen nach Thornleigh bringen und so dürfen Sie nicht ängstlich sein. Nicht wahr, Sie wohnen im Herrnhause zu

Thornleigh?«

»Ja.« antwortete Milly. »Mein Name ist Darrell und diese junge Dame ist Miß Crofton, meine sehr theure Freundin.«

Er verbeugte sich.

»Ich hatte mir's gedacht — nämlich, daß Ihr Name Darrell ist. Als ich noch ein junger Bursche war, hatte ich die Ehre, Mr. Darrell recht wohl zu kennen und ich habe eine unbestimmte Erinnerung an ein kleines Kind in weißem Kleide, das, wie ich glaube, Sie gewesen sein müssen. Ich bin erst eine Woche hier, sonst würde ich mir das Vergnügen gemacht haben, meinen Besuch bei Ihrem Vater abzustatten.«

»Papa ist in Paris,« antwortete Milly, »mit meiner Stiefmutter.«

»Ah, er hat wieder geheirathet, wie ich höre — eine der vielen Veränderungen, die sich zugetragen haben, seit ich nicht mehr in Yorkshire gewesen bin.«

»Sind Sie für immer zurückgekehrt?«

»Das weiß ich selbst nicht,« antwortete er mit sorglosem Lächeln. »Ich bin selten lange desselben Sinnes; aber ich habe es herzlich satt, mich noch länger in der Welt herumstoßen zu lassen und ich kann das Leben hier kaum leerer und langweiliger finden, als ich es in Plätzen gefunden habe, welche die Leute unterhaltend nennen.«

»Ich kann mir nicht denken, daß Jemand eines solchen Platzes, wie die Priorei überdrüssig werde,« sagte Milly.

»Steinerne Mauern machen noch kein Gefängniß, noch eiserne Gitter einen Käfig. — An uns selbst liegt es, wenn wir so oder so sind. Können Sie sich nicht einen Mann denken, der seiner selbst und seiner Gedanken vollkommen überdrüssig wird? Vielleicht nicht. Das Lieben eines jungen Mädchens scheint ganz Sonnenschein zu sein. Was sollten auch solche glückliche Wesen von jener öden Vergeudung von Jahren wissen, die jenseits des dreißigsten Geburtstags eines Mannes liegen, wenn seine Jugend keine glückliche war? Ah, dort klärt sich der Himmel auf; der Regen wird sogleich vorüber sein.«

Der Regen hörte in der That auf, wie er prophezeit hatte. Der

kleine Korbwagen wurde von einem Manne, der halb Stallknecht, halb Gärtner zu sein schien, an die Thüre gebracht und Mr. Egerton fuhr uns nach Hause. Sein Pferd war sehr gut und die Fahrt dauerte nur eine Viertelstunde, während welcher unser neuer Bekannte sich mit uns Beiden sehr lebhaft unterhielt.

Ich konnte nicht vergesse, daß ihn Mr. Darrell einen schlechten Menschen genannt hatte, aber trotzdem vermochte ich mich nicht dahin zu bringen, ohne ein gewisses Interesse an ihn zu denken.

Natürlich war Mr. Egerton diesen Abend der Gegenstand aller unserer Gespräche und wir waren beide geneigt, ihn wegen seines zerstörten Lebensglücks zu bedauern und des Benehmen seiner Mutter, so wenig wir die Einzelheiten kannten, zu verdammen. Unser Leben war so ruhig, daß dieser kleine Vorfall fast ein Ereigniß in demselben bildete, auf das unsere Unterhaltung immer wieder zurückkam .

VII. Kapitel.

Eine kleine Freierei.

Drei Wochen lang hatten wir nichts weiter von — Mr. Egerton gehört, als wir nach Ablauf dieser Zeit eines Tags eine Einladung erhielten, im Pfarrhause zu speisen. Die erste Person, die wir erblickten, als wir das lange, niedrige, altmodische Wohnzimmer betreten, war der Gebieter der Priorei, der in seiner beliebten Stellung am Kamin lehnte. Der Pfarrer befand sich bei unserer Ankunft nicht im Zimmer und Angus Egerton sprach mit Mrs. Collingwood, die auf einem niedrigen Stuhl am Feuer saß.

Mr. Egerton hat mir von Ihrem Abenteuer im Walde erzählt, Milly,« sagte Mrs. Collingwood, während sie sich erhob, um uns zu empfangen. »Ich hoffe, Sie werden sich dies zur Warnung dienen lassen, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Das Cumber-Holz ist ein zu gefährlicher Platz für zwei junge Damen wie Sie und Miß Crofton.«

»Der sicherste Platz in der Welt,« rief Angus Egerton. »Ich werde stets bei der Hand sein, um den Damen zu Hilfe zu kommen und ich kann nur die rechtzeitige Erscheinung eines wüthenden Stiers wünschen, um mich durch etwas Neues in der Rettungsbranche auszuzeichnen. Ich höre, daß Sie eine sehr geschickte Künstlerin sind, Miß Darrell und daß Sie einigen unserer Eichen und Buchen die Ehre angethan hoben, sie unsterblich zu machen.«

Ich brauche nicht all das lustige leere Geplauder dieses Abends zu wiederholen. Es war aber ein sehr angenehmer Abend. Angus Egerton hatte von dem freundlichen alten Pfarrer seinen ersten Unterricht in den classischen Sprachen erhalten und wurde, wie mir die Mädchen sagten, fast wie ein Sohn des Hauses betrachtet. Er hatte seinen alten Platz nach seiner Rückkehr wieder eingenommen und er schien wirklich diese Freunde zu lieben, die er bereit gefunden hatte, ihn mit Wärme willkommen zu heißen trotz aller ungünstigen Gerüchte, die während der Jahre seiner Abwesenheit

ihren Weg nach Thornleigh gefunden hatten.

Er war offenbar ein sehr gebildeter Mann und schien überall gewesen zu sein und Alles gesehen zu haben, was die Welt Sehenswerthes enthält. Er hatte auch, trotz seines wandernden Lebens, einen guten Theil gelesen und die Frucht dieser Lectüre trat zuweilen auf eine angenehme Weise in seiner Unterhaltung hervor.

Es waren keine andern Gäste zugegen, ausgenommen ein alter Landedelmann, der nur von seiner Landwirthschaft sprach. Milly saß neben Angus Egerton und von meinem Platze auf der andern Seite des Tisches konnte ich wahrnehmen, wie sehr sie seine Unterhaltung interessierte.

Nach dem Essen gaben die jüngeren Damen, wie gewöhnlich, etwas Musik zum Besten. Milly sang mit ihrer lieblichen Stimme eine englische Ballade und Angus Egerton stand am Piano, auf sie niederblickend, während sie sang.

Verliebte er sich in sie an diesem ersten glücklichen Abend, den Beide miteinander zubrachten? Ich kann es nicht sagen, gewiß aber ist, daß er uns seit diesem Abend auf jeden Weg und Steg zu verfolgen schien. Wir mochten hingehen, wohin wir wollten, stets trafen wir ihn in Begleitung eines schottischen Jagdhunds, Nester genannt, welchen Milly sehr lieb gewann. Wenn wir uns in dieser halb zufälligen Weise trafen, so pflegte er uns eine oder zwei Meilen zu begleiten, uns Gesellschaft leistend, bis wir nur wenige Schritte von Thornleigh entfernt waren.

Obschon diese Begegnungen von unserer Seite gänzlich zufällig waren, so erregten sie doch in mir mancherlei Bedenken. Ich war nicht ganz sicher, ob es auch recht sei, eine so vertraute Bekanntschaft zwischen Emily Darrell und dem Gebieter von Cumber Priory zu billigen. Ich wußte ja, daß ihr Vater eine üble Meinung von ihm hegte. Indeß was konnte ich thun? Ich war nicht alt genug, um eine Autorität über meine Freundin auszuüben; auch hatte mir ihr Vater keine solche übertragen und ich wußte, daß ihre edle Natur alles Vertrauen verdiente. Außerdem mochte ich Angus Egerton leiden und war geneigt, ihm zu trauen. So verging uns Allen die Zeit sehr angenehm und die Freundschaft zwischen uns Dreien

wurde mit jedem Tage enger.

Wir trafen Mr. Egerton sehr oft im Hause des Pfarrers und zuweilen auch in andern Häusern, die wir besuchten. Er war bei den Leuten in Thornleigh, die ihn von Jugend auf gekannt hatten, sehr beliebt und seine alten Freunde hegten die Ansicht, daß er, welches auch sein Verhalten im Ausland gewesen sein mochte, eine andere, eine bessere Lebensweise begonnen habe und stetig verfolge. Seine Mittel erlaubten ihm nicht viel, zu thun, aber er that wenigstens Einiges zur Verbesserung der Priorei.

Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß Mrs. Collingwood Alles, was in ihrer Macht stand, that, um die Freundschaft zwischen Milly und Mr. Egerton zu ermuthigen und eines Tags im Frühling, nachdem sie sich in ihrem Hause sehr häufig getroffen hatten, sprach sie ihre Hoffnungen ganz offen gegen mich aus.

»Ich glaube, sie liebt ihn,« sagte sie.

»Jedermann scheint Mr. Egerton zu lieben,« antwortete ich.

»O ja, ich weiß das; aber ich meine etwas mehr als die gewöhnliche Zuneigung. Ich wünsche so sehr, daß er heirathet und eine kluge Heirath macht. Ich liebe ihn fast ebenso sehr, als ob er mein eigener Sohn wäre und es würde mich so ungemein freuen, wenn es mir gelänge, eine Heirath zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Milly ist ganz das Mädchen, einen Mann glücklich zu machen und ihr Vermögen würde der Priorei ihren ganzen alten Glanz zurückgeben.«

Ihr Vermögen! Das Wort berührte mich unangenehm. War es am Ende doch nur ihr Geld, an das Angus Egerton dachte, wenn er sich solche Mühe gab, meine Freundin zu gewinnen.

»Es sollte mir leid thun, wenn sie einen Mann heirathete, der auf ihr Geld spekulierte,« sagte ich.

»Ganz recht, meine liebe Miß Crofton und es würde mir ebenfalls leid thun, wenn sie sich an Jemand wegwerfen wollte, für den ihr Geld die Hauptrücksicht bildete. Aber man kann diese Dinge nicht ganz außer Frage stellen. Ich weiß, daß sie Angus am ersten Tage, wo er sie sah, sehr bewundert hat und ich glaube, daß seine Bewunderung seitdem in ein wärmeres Gefühl übergegangen ist. Er

hat über diesen Gegenstand nichts zu mir gesagt und ich habe ihn auch nicht gegen ihn erwähnt; denn Sie wissen ja, wie schweigsam er stets über sich ist. Aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Heirath zu Stande kommen möchte. Er hat einen der besten Namen in North Riding und nimmt als Eigenthümer von Cumber Priory eine hervorragende Stellung ein. Er bedarf nur Geld.«

Ich war zu jung und unerfahren, um die Dinge vom weltlichen Standpunkt zu betrachten und von diesem Augenblicke an, war ich geneigt, Mr. Egerton zu mißtrauen. Ich erinnerte mich der Geschichte seiner früheren Liebe und sagte mir, daß ein Mann, der einmal auf diese Weise geliebt, aller Wahrscheinlichkeit noch die Fähigkeit, wieder zu lieben, nicht mehr besitzen könne.

»Ich glaube nicht, daß Mr. Darrell eine solche Heirath billigen oder zugeben würde,« sagte ich darauf.

»Ich weiß« daß er eine sehr schlimme Meinung von Mr. Egerton hegt.«

»Weshalb?«

»Wegen seines Benehmens gegen seine Mutter.«

»Niemand kennt das Geheimniß dieser Geschichte, außer Angus selbst,« antwortete Mrs. Collingwood. »Ich glaube, daß Niemand ein Recht hat, aus diesem Grunde schlimm von ihm zu denken. Ich habe Mrs. Egerton sehr gut gekannt. Sie war eine harte, stolze Frau, zu Allem fähig, wenn es galt, irgend einen ihrer Zwecke durchzusetzen. Bis zur Zeit, wo er nach Oxford ging, war Angus ein vortrefflicher Sohn.«

»Wer es in Oxford, wo er das Mädchen kennen lernte, das er zu heirathen wünschte?«

»Nein« es wer irgendwo im Westen von England, wohin er während der Ferien eine Fußreise unternahm.«

»Er muß sie sehr geliebt haben, daß er so, wie er es that, gehandelt hat. Ich zweifle daran, daß er fähig ist, wieder zu lieben.«

»Das sind die Ansichten eines Mädchens. Verlassen Sie sich darauf, nach dieser stürmischen ersten Liebe kommt gewöhnlich ein besseres und wahrhafteres Gefühl. Angus war damals wenig mehr

als ein Knabe. Jetzt steht er in der Blüthe seiner Manneskraft, ist im Stande, mit Klugheit zu urtheilen und läßt sich nicht leicht fangen, sonst würde er während dieser langen Zeit im Ausland geheirathet haben.«

Dies schien vernünftig genug zu sein; aber ich wurde dessen geachtet durch die Absichten der Mrs. Collingwood, welche den friedlichen Fortgang unseres Lebens zu stören schienen, beunruhigt. Von nun an sah ich jede Einladung in das Pfarrhaus — wohin wir niemals gingen, ohne Mr. Egerton zu treffen — als eine Art Schlinge an; aber unsere dortigen Besuche waren stets sehr angenehm und mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, die Wünsche der Mrs. Collingwood in Betreff ihres Günstlings mit mehr Nachsicht zu beurtheilen.

Während dieser ganzen Zeit hatte Angus Egerton in keiner Weise den Zustand seiner Gefühle verrathen. Wenn er uns auf unsern Spaziergängen öfters, als es durch Zufall möglich erschien, begegnete, lag doch, streng genommen, in seinem Ton und Benehmen nichts was den Verliebten verriethe. Dagegen bemerkte ich, daß sich sein Gesicht verklärte, wenn er meinem lieben Mädchen begegnete und daß der Ton seiner Stimme, wenn er mit ihr sprach, eine gewisse Bleichheit annahm, die ich niemals bei andern Gelegenheiten bemerkt hatte.

Und sie? In Betreff ihrer Gefühle hatte ich weit weniger Zweifel. Sie bot zwar Alles auf, um die Wahrheit vor mir zu verheimlichen, da sie sich schämte, ihre Neigung für einen Mann einzugestehen, der bis jetzt niemals bekannt hatte, daß er mehr als ein Freund sei ; aber ich wußte, daß sie ihn liebte. Es war unmöglich, daß Milly dieses erste Geheimniß ihres reinen jungen Herzens vor mir verbergen konnte. Ich wußte, daß sie ihn liebte und ich begann mit lebhaftem Verlangen der Rückkehr ihres Vaters entgegenzusehen, die mich aller Verantwortlichkeit überheben und vielleicht unserer Freundschaft mit Angus Egerton für immer ein Ende machen würde.

VIII. Kapitel.

Auf der Wacht.

Die Reisenden kamen nach Thornleigh im August zurück, als die Tage drückend heiß waren und das Laub bereits begonnen hatte, nach einem ungewöhnlich trockenen Sommer seine Frische zu verlieren. Milly und ich waren sehr glücklich mit einander gewesen und ich glaube, daß wir mit einer gewissen unbestimmten Furcht der bevorstehenden Unterbrechung unseres bisherigen Lebens entgegensahen. Sie liebte ihren Vater noch ebenso sehr wie immer und sehnte sich lebhaft danach, ihn wiederzusehen; aber sie wußte so gut wie ich, daß unsere Unabhängigkeit bei seiner Rückkehr enden mußte.

»Wenn er allein zurückkommen würde.« sagte sie — »wenn diese Heirath ein Traum wäre und er käme allein zurück — wie glücklich würde ich sein! Ich weiß, daß er aus eigenem Antrieb niemals sich irgend einem meiner Wünsche entgegenstellen würde; aber ich weiß nicht, wie er unter dem Einflusse seiner Frau handeln würde. Du kannst Dir gar nicht denken, welche Gewalt sie über ihn hat. Und wir werden das alte falsche Leben wieder beginnen, sie und ich — voll Widerwillen und Mißtrauen gegen einander in unsern Herzen — während wir uns äußerlich den Anschein des Gegentheils geben. O Mary, Du kannst Dir nicht denken, wie sehr ich es hasse.«

Wir hatten während unserer glücklichen Einsamkeit nichts von Julian Stormont gesehen, aber an dem für die Rückkehr von Mr. und Mrs. Darrell bestimmten Tage kam er nach Thornleigh, kummervoller als jemals aussehend. Da ich den Zustand seiner Gefühle in Betreff Millys kannte, so bemitleidete ich ihn ein wenig, indem ich wirklich glaubte, daß er sie mit seltener Innigkeit liebte und geneigt war, die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, seiner vereitelten Hoffnung in dieser Beziehung zuzuschreiben.

Milly sagte ihm, wie übel er aussehe und er äußerte etwas über

schwere Arbeit und späte Nachtstunden mit einem kleinen bitteren Lächeln.

»Es liegt ja Niemanden etwas daran, ob ich gut oder übel aussehe, Milly,« sagte er. »Wer würde sich darum bekümmern, wenn ich in einer dunkeln Nacht auf meinem Wege vorn Bureau nach meiner Wohnung nach meinem harten Tagewerk über den Quai stürzte und nicht mehr lebend gesehen würde?«

»Wie unrecht ist es von Dir, so zu sprechen, Julian! — Es gibt viele Leute, die sich bekümmern würden, — Papa voran.«

»Ich glaube wohl, daß mein Onkel sehr betrübt sein würde. Er würde einen guten Geschäftsmann verlieren und kaum geneigt sein, in das Bureau zurückzukehren und all die trockenen Details des Handels noch einmal auf sich zu nehmen.«

Kurz darauf trafen die Reisenden ein. Mr. Darrell begrüßte seine Tochter mit vieler Zärtlichkeit; aber in Mrs. Darrells Umarmung bemerkte ich eine Art von Gleichgültigkeit, die sehr verschieden von ihrer Aufnahme Millys bei der ersten Begegnung war, von der ich vor länger als einem Jahre Zeugin gewesen. Es schien mir, daß ihre Macht über ihren Mann jetzt ihren Höhepunkt erreicht habe und daß sie es nicht der Mühe werth hielt, den äußern Schein einer Zuneigung für sein einziges Kind aufrechtzuerhalten.

Sie war im gewähltesten Geschmack gekleidet und jener gedämpfte Zauber, welcher kaum Schönheit genannt werden kannte, aber die Stelle derselben einnahm, zog mich heute wie damals an, wo wir uns zum ersten mal begegneten. Es lag eine besondere Distinction, eine Originalität in dem zarten blassen Gesichte, in den dunkeln gewölbten Brauen und den grauen Augen — Augen, die zu Zeiten sehr glänzend waren.

Sie blickte ohne das geringste Zeichen von Interesse oder Bewunderung um sich, als sie mit ihrem Gemahl auf der Terrasse verweilte, während unzählige Reisesäcke, Shawls, Bücher, Zeitungen und Pakete von dem Wagen nach dem Hause gebracht wurden.

»Wie trocken und verbrannt sieht Alles aus,« sagte sie.

»Hast Du keine bessere Begrüßung als diese, meine liebe

Augusta?« fragte Mr. Darrell in verwundertem Tone. »Ich hatte geglaubt, es würde Dich freuen, den alten Platz wieder zu sehen.«

»Thornleigh Manor ist keine Passion von mir,« antwortete sie. »Ich hoffe, Du wirst mit dem Beginn des nächsten Jahres ein Haus in der Hauptstadt nehmen.«

Sie trat in das Haus, nachdem sie mich mit einer möglichst kalten Darreichung ihrer Hand beehrt hatte. Wir sahen nichts mehr von ihr, bis es nahezu Zeit zum Diner war, wo sie herunter in das Wohnzimmer kam, weiß gekleidet und köstlich blaß und kühl in der schwülen Witterung aussehend. Milly hatte den Nachmittag damit zugebracht, daß sie ihren Vater auf seinem Rundgang durch die Gärten und die anstoßende Farm begleitete und so das Vergnügen gehabt, seine Gesellschaft einige Stunden allein und ungestört zu genießen. Jetzt aber mußte sie ihn der Mrs. Darrell überlassen, die ihm für die übrigen Theil des Abends ihre ganze Aufmerksamkeit widmete, während Julian Stormont, Milly und ich im Garten verweilten.

Mr. Egertons Name wurde nicht eher erwähnt, als am folgenden Morgen, obschon er seit der Ankunft von Mr. Darrell immer in meinen Gedanken war und, wie ich nicht zweifle, auch in denen von Milly. Wir befanden uns nach dem Frühstück im Wohnzimmer, unschlüssig, was wir mit dem Tag anfangen sollten, als Mr. Darrell zu einem Spazierritt mit seiner Frau gerüstet, ins Zimmer kam. Er trat ans Fenster, wo Milly stand.

»Du hast das Reiten ganz aufgegeben, meine Liebe, wie ich von Ellis erfahren habe,« sagte er.

»Ich habe keine Lust zum Reiten gehabt, während Du fort warst, Papa, da Mary nicht reitet,« antwortete sie.

»Miß Crofton hätte reiten lernen können; es würde stets ein Pferd zu ihrer Verfügung stehen.«

»Wir ziehen das Gehen vor,« antwortete Milly, ein wenig erröthend. »Du weißt, ich pflegte öfters vom Wege abzukommen, wenn ich mit Dir und Mrs. Darrell ausritt.«

»Das war Dein eigener Fehler,« sagte er mit einem mißbilligenden Blicke.

»Ich gebe dies zu; aber ich glaube, es erging Augusta zuweilen ebenso. O, beiläufig gesagt, Papa, ich habe Dir gestern, als wir zusammen waren, noch nicht alle die Neuigkeiten erzählt.«

»So!«

»Nein; ich vergaß zu erwähnen« daß Mr. Egerton hierher zurückgekehrt ist.«

»Angus Egerton?«

»Ja; er kam im letzten Winter zurück.«

»Du hast nichts davon in Deinen Briefen erwähnt.«

»Nicht? Ich glaube, es geschah deshalb, weil ich wußte, daß Du ein Vorurtheil gegen ihn hast und man ein solches in einem Briefe nicht wohl widerlegen kann.«

»Du würdest es sehr schwer finden, meinen Widerwillen gegen Angus Egerton in oder außer einem Brief mir auszureden. Hast Du ihn häufig gesehen?«

»Ziemlich häufig. Er war öfters im Pfarrhause anwesend, wenn Mary und ich dort eingeladen waren. Die Collingwoods hegen eine große Zuneigung für ihn. Ich bin überzeugt — ich glaube — daß Du ihm ebenfalls nicht abgeneigt sein wirst, wenn Du ihn näher kennen lernst. Er wird Dir einen Besuch abstatten.«

»Er mag kommen, wenn er will« antwortete Mr. Darrell mit gleichgültiger Miene. »Ich werde nicht unhöflich gegen ihn sein; es thut mir aber leid, daß er einen so günstigen Eindruck auf Dich gemacht hat, Milly.«

Sie blickte verlegen auf den Boden, ihre dunkeln Augen durch die langen Wimpern verschleiert.

»Ich habe das nicht gesagt, Papa,« murmelte sie schüchtern.

»Aber Dein Benehmen überzeugt mich davon. Hat er etwas für die Verbesserung seiner Besitzung gethan?«

»O ja; er hat die Dächer ausbessern lassen und man sagt, das Land sei jetzt in besserem Zustand und die Gärten würden in guter Ordnung gehalten.«

»Lebt er allein in der Priorei?«

»Ganz allein.«

»Er muß das Leben dort sehr langweilig finden.«

»Mr. Collingwood sagt, er habe eine besondere Neigung zum Studieren und besitze eine wundervolle Sammlung von alten Büchern. Er ist, wie ich glaube, auch ein großer Raucher, geht viel spazieren und hat den ganzen Winter gejagt. Man sagt, er sei ein gewaltiger Reiter.«

Augusta Darrell kam in dem Augenblicke herein, zum Ausreiten bereit. Ihre schlanke geschmeidige Gestalt nahm sich in dem enganliegenden Reitkleid sehr gut ans und der kleine Filzhut mit einer rothen Feder gab ihrem Gesicht einen koketten Ausdruck. Sie berührte ihren Gatten mit ihrer Reitpeitsche am Arm.

»Nun, William, wenn Du bereit bist.«

»Meine Liebe« ich habe in der letzten halben Stunde auf Dich gewartet.«

Sie begaben sich zu ihren Pferden. Milly folgte ihnen auf die Terrasse und sah ihnen nach, als sie fortritten.

Wir brachten den Vormittag im Freien mit Skizzieren zu, während Julian uns begleitete. Um zwei Uhr kamen wir sämtlich zum zweiten Frühstück zusammen.

Nach demselben gingen Milly und ich ins Wohnzimmer, während Mrs. Darrell und Mr. Stormont sich auf die Terrasse begaben. Meine Freundin legte heute eine gewisse Unruhe an den Tag und ging von einer Beschäftigung zur andern über, bald sich ans Clavier setzend und einige Accorde spielend, bald ein Buch ergreifend und es dann mit einem Seufzer wieder weglegend. Endlich setzte sie sich an einen Tisch und begann die Skizzen ihres Portfolio zu ordnen. Während sie so beschäftigt war, meldete ein Diener Mr. Egerton an. Sie erhob sich rasch, erröthend wie ich sie vorher nie erröthen gesehen und nach dem nächsten offenen Fenster blickend, als ob sie die Absicht hätte, die Flucht zu ergreifen. Es war das erste mal, daß Angus Egerton nach Thornleigh Manor kam, seit sie ein kleines Kind gewesen.

»Melden Sie Papa, daß Mr. Egerton hier ist,« Filby,« sagte sie zu dem Bedienten. »Sie werden ihn wahrscheinlich in der Bibliothek finden.«

Sie hatte ihre Selbstbeherrschung wieder einigermaßen erlangt, als sie den eintretenden Besucher begrüßte und in wenigen Minuten unterhielten wir uns in der gewöhnlichen freundschaftlichen Weise.

»Sie sehen, Miß Darrell, daß ich keine Zeit verloren habe, Ihrem Papa meinen Besuch abzustatten,« sagte er. »Ich bin nicht zu stolz, ihm zu zeigen, wie sehr ich wünsche, seine Freundschaft wieder zu erlangen, wenn ich sie in der That jemals besessen hatte.«

Während dem trat Mr. Darrell ins Zimmer und obschon er sich vorgenommen haben mochte, den Gebieter der Priorei möglichst kalt zu empfangen, so wurde doch sein Benehmen bald milder und herzlicher. Angus Egerton hatte einen gewissen Zauber in seinem Wesen, der sich nicht leicht beschreiben läßt und der, wie ich glaube, einen mächtigen Einfluß auf alle Diejenigen ausübte, die ihn kannten.

Ich bildete mir ein, daß Mr. Darrell diesen Einfluß ebenfalls fühlte, dagegen kämpfte und ihm zuletzt nachgab. Ich sah, daß er seine Tochter aufmerksam, ja selbst ängstlich beobachtete, während sie mit Angus Egerton sprach, als ob er bereits über den Zustand ihrer Gefühle in Bezug auf ihn Verdacht hätte. Mr. Egerton hatte das offene Portfolio erblickt und darauf bestanden, die Skizzen zu betrachten, obschon es keineswegs die ersten waren, die er von Millys Hand zu sehen bekam. Ich bemerkte das ernste, fast zärtliche Lächeln, womit er die kleinen künstlerischen Stücke aus dem Cumberholz besichtigte. Die ganze Zeit über, während er diese Skizzen betrachtete setzte er seine Unterhaltung mit Mr. Darrell fort, von der Umgegend und den Veränderungen, die in den letzten Jahren vorgegangen, und ein wenig von der Priorei und den Verbesserungen, die er in derselben vorzunehmen gedachte, sprechend.

»Ich kann nur im Schneckenschritt vorgehen,« sagte er, »da ich entschlossen bin, mich nicht in Schulden zu stürzen und verkaufen will ich auch nicht.«

»Ich wundere mich, daß sie niemals den Versuch gemacht haben, die Priorei in den Jahren, die Sie im Ausland zugebracht, zu vermieten,« warf Mr. Darrell ein.

Mr. Egerton schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich konnte mich nicht dazu bringen,« sagte er, »obschon ich nothwendig genug Geld bedurfte. Es war nie ein fremder Gebieter zu Cumber« seit es den Egertons gehört. Es ist wahrscheinlich eine törichte Sentimentalität von meiner Seite; aber ich glaube, ich würde lieber den alten Platz langsam verfallen lassen, als in dem Besitz von Fremden sehen.

Er stand am Tische, wo das offene Portfolio lag, mit Milly zur Seite und eine ihrer Skizzen in der Hand, als Mrs. Darrell durch das zunächst dieser Gruppe befindliche Fenster eintrat und, aus der Schwelle stehen bleibend, ihn erblickte. Ich glaube, ich war die einzige Person, die ihr Gefühl in diesem Augenblicke sah. Es war ein so plötzlicher Ausdruck, der darauf erschien, ein Ausdruck halb des Schreckens, halb des Schmerzes, und er verschwand so schnell wieder, daß ich kaum Zeit hatte, ihn zu fassen, als er schon wieder verschwunden war; aber es war ein Ausdruck, der mir die fast vergessene Scene in dem kleinen Studirzimmer der Priorei wieder ins Gedächtniß zurückrief und meine Verwunderung darüber erregte, was es wohl sein könnte, daß den Angus Egerton, entweder im Fleisch oder im Bild, zu einem Gegenstand der Aufregung für Millys Stiefmutter machte.

Im nächsten Augenblick stellte Mr. Darrell seinen Besuch seiner Frau vor und als dies geschah, heftete ich meinen Blick auf Mr. Egertons Gesicht. Es war bleicher als gewöhnlich und der Ausdruck in Mrs. Darrells Gesicht schien sich gewissermaßen darin wiederzuspiegeln. Ich hielt es nicht für möglich, daß dieser beiderseitige Ausdruck ohne eine Bedeutung war. Ich hegte vielmehr die Ueberzeugung, daß diese beiden Leute sich bereits früher gekannt haben müßten.

Von dem Augenblicke an, wo diese Verstellung stattfand, trat eine Veränderung in Mr. Egertons Benehmen ein. Er legte ohne ein weiteres Wort Millys Skizze nieder und stand unbeweglich da, die Augen mit einem sonderbaren, halb verwirrten Blick auf Augusta Darrells Gesicht gerichtet, wie ein Mann, der dem Zeugniß seiner eigenen Sinne nicht traut.

Mrs. Darrell dagegen schien jetzt ihre ganze Selbstbeherrschung wieder erlangt zu haben und plauderte fröhlich über des Vergnügens der Reise in Tyrol im Vergleich zu der Einförmigkeit des Lebens in Thornleigh.

»Ich hoffe, daß Sie ein wenig Leben hier in die Gesellschaft bringen werden, Mr. Egerton,« sagte sie. »Es ist wirklich eine angenehme Ueberraschung, einen neuen Nachbarn zu finden.«

»Ich sollte mich durch diese Bemerkung sehr geschmeichelt fühlen; aber ich zweifle an meiner Fähigkeit, etwas zur Belebung der Geselligkeit dieses Theils der Welt beitragen zu können. Und ich glaube nicht, daß ich länger in Cumber bleiben werde.«

Milly sah ihn mit einem überraschenden Blick an.

»Mrs. Collingwood hat uns doch gesagt, Sie hätten sich gern in Cumber niedergelassen,« bemerkte sie, »und daß Sie die Absicht hegten, den Rest Ihrer Tages als Landedelmann zuzubringen.«

»Ich mag zuweilen einen solchen Traum geträumt haben, Miß Darrell; aber es gibt Träume, die nie zur Wahrheit werden.«

Er hatte sich jetzt wieder vollkommen ermannt, und sprach in seinem gewohnten Tone. Mr. Darrell lud ihn für einen der nächsten Tage, wo, wie er wußte, auch der Pfarrer mit seiner Familie geladen war, zum Diner ein und die Einladung wurde angenommen.

Julian Stormont war der Mrs. Darrell von der Terrasse ins Zimmer gefolgt und im Hintergrund geblieben, ein sehr aufmerksamer Zuhörer und Beobachter der darauffolgenden Unterhaltung.

»So, das ist Angus Egerton,« sagte er, als unser Besuch uns verlassen hatte.

»Ja, Julian. Jetzt fällt mir erst bei, daß ich vergessen habe, Dich ihm vorzustellen.« antwortete Mr. Darrell.

»Ich kann nicht sagen, daß ich besonders nach der Ehre geize, diesen Gentleman kennen zu lernen,« sagte Mr. Stormont in halbverächtlichem Tone.

»Warum nicht?« fragte Milly schnell.

»Weil ich nie etwas Gutes von ihm gehört habe.«

»Aber er hat sich geändert, wie es scheint,« sagte Mr. Darrell,

»und er führt zu Cumber, wie mir die Collingwoods sagen, ein ganz solides Leben. Augusta und ich haben diesen Morgen im Pfarrhause einen Besuch abgestattet und der Pfarrer und seine Frau haben viel von ihm gesprochen. Ich gestehe, er hat mir so eben sehr gut gefallen.«

Milly blickte dankbar zu ihrem Vater empor. Das arme Kind! wie unschuldig und unbewußt verrieth sie ihr Geheimniß! und wie wenig dachte sie an die eifersüchtigen Augen, die sie beobachteten! Ich sah, wie Julian Stormonts Gesicht sich verfinsterte und ich wußte, daß er bereits den Zustand von Millys Gefühlen in Bezug aus Angus Egerton entdeckt hatte.

Er befand sich noch immer bei uns, als Mr. Egerton zwei Tage später zum Diner kam. Ich werde diesen Abend niemals vergessen. Der Tag war drückend heiß gewesen und im Laufe des Nachmittags hatte sich jene eigenthümliche Stille in der Luft eingestellt, die man öfters vor einem Gewitter bemerkte. Milly war den ganzen Tag über voll Leben und Beweglichkeit gewesen, indem sie mit einer Art freudiger Ruhelosigkeit von einem Zimmer zum andern flatterte. Sie verwendete für diese so einfache Partie eine ungewöhnliche Sorgfalt auf ihre Toilette und als sie in mein Zimmer kam, sah sie in ihrem weißen Gazekleid und ihren halbaufgeblühten Rosen im Haar wie Titania aus.

Mr. Egerton traf etwas später als die Gäste aus dem Pfarrhause ein und nachdem er Mr. Darrell begrüßt hatte, begab er sich sogleich zu dem Platze, wo Milly und ich saßen.

»Haben Sie, seit ich zum letzten mal mich hier befand, weitere Skizzen fertig gemacht, Miß Darrell?« fragte er.

»Nein; ich habe in den letzten Tagen nichts weiter gethan.«

»Ich habe seit meinem Besuche hier über ihre künstlerischen Arbeiten viel nachgedacht. Ich bin nämlich stärker in der Kritik, als im eigenen Schaffen. Ich glaube, ich war damals gerade im Begriff, Ihnen eine kleine Vorlesung über Ihre Fehler zu halten. War es nicht so?«

»Ja; aber Sie brachen sie so plötzlich in der Mitte ab, daß sie mir von keinem besonderen Nutzen war,« antwortete Milly in piquirtem

Tone.

»Hab' ich es wirklich gethan? O ja, ich erinnere mich jetzt. Ich war von Mrs. Darrells Erscheinung ganz überrascht. Sie gleicht so auffallend einer Dame, die ich vor langer Zeit gekannt hatte.«

»Das ist wirklich ein seltsames Zusammentreffen,« sagte ich.

»Worum ein Zusammentreffen?« fragte Mr. Egerton.

»Mrs. Darrell hat fast dasselbe von Ihrem Porträt gesagt, als wir eines Tags in Cumber waren. Es erinnere sie an Jemand, den sie vor langer Zeit gekannt habe.«

»Was für ein ausgezeichneten Gedächtniß Sie für kleine Begebenheiten haben, Miß Crofton,« sagte eine Stimme hinter mir.

Es war die von Mrs. Darrell. Sie war unbemerkt von mir ins Zimmer und auf uns zu gekommen. Ob sie Angus Egerton gesehen hatte oder nicht, weiß ich nicht. Er erhob sich, um ihr die Hand zu reichen und fuhr dann fort, über Millys Skizzen zu sprechen.

Mr. Collingwood führte Mrs. Darrell in das Speisezimmer, während Mr. Egerton Milly seinen Arm gab. Beim Essen saß er neben ihr an der schön verzierten Tafel, welche um diese Jahreszeit stets mit einem Reichthum von Rosen geschmückt war. Ich sah die Blicke von Augusta Darrell während des Dinners vielfach nach dieser Richtung wandern und fühlte, daß mein geliebtes Mädchen sich in einer Atmosphäre von Falschheit befand. Worin hatte die frühere Bekanntschaft zwischen Millys Stiefmutter und Angus Egerton bestanden? Und weshalb wurde sie von beiden schweigend verleugnet? Wenn es eine gewöhnliche Freundschaft war, so konnte kein Grund für diese Verheimlichung und Zurückhaltung gegeben sein. Ich hatte Angus Egerton niemals ganz getraut, obwohl ich ihm nicht abgeneigt war und ihn sogar bewunderte und diese geheimnißvolle Beziehung zwischen ihm und Mrs. Darrell war eine hinlängliche Ursache zu ernstem Mißtrauen.

»Ich wünschte, sie wäre weniger für ihn eingenommen,« sagte ich zu mir, als ich auf Millys heiteres glückliches Gesicht blickte.

Als wir nach dem Essen in das Wohnzimmer zurückkehrten, hatten die Miß Collingwoods viel mit Milly über eine große Croquet-Partie zu sprechen, welche zu Pensildon bei Sir John und Lady

Pensildon vierzehn Meilen von Thornleigh entfernt, stattfinden sollte. Die Töchter des Pfarrers, welche einige Jahre älter waren, als Milly, liebten das Croquetpiel leidenschaftlich und waren über das bevorstehende Ereigniß voll Aufregung, indem sie sich darüber besprachen, was sie und Milly bei dieser Gelegenheit tragen sollten. Während sie in dieser Weise beschäftigt waren, erzählte mir Mrs. Collingwood eine lange Geschichte von einer ihrer armen Pfarrangehörigen — ein Thema, das bei ihr stets unerschöpflich war. Dieser Umstand ließ Mrs. Darrell unbeschäftigt und nachdem sie kurze Zeit am offenen Fenster gestanden, trat sie auf die Terrasse hinaus, die stets ihr Lieblingsaufenthalt in dieser Sommerwitterung war. Wenige Minuten später sah ich sie in ernster Unterhaltung mit Angus Egerton vor den Fenstern auf- und abgehen. Dies war einige Zeit vorher, ehe die andern Gentleman das Speisezimmer verließen und sie gingen noch immer langsam mit einander auf und ab, als! Mr. Darrell und der Pfarrer ins Wohnzimmer kamen. Das Gewitter hatte sich noch nicht eingestellt und es war heller Mondschein. Mr. Darrell ging hinaus und holte seine Frau mit einem sanften Tadel, daß sie sich in ihrem dünnen Musselinkleid der Nachtluft aussetze, herein.

Darauf kam Musik. Augusta Darrell sang einige alte englische Balladen, die ich bisher noch nicht von ihr gehört hatte. Es waren einfache rührende Melodien, welche, wie ich glaube, Thränen in unser Aller Augen brachten.

Mr. Egerton saß in der Nähe eines offenen Fensters mit seinem Gesicht im Schatten, während sie sang, und als sie das letzte dieser alten Lieder sang, erhob er sich mit einer halb ungeduldigen Geberde und ging auf die Terrasse hinaus. Wenn ich ihn und Andere in Bezug auf ihn um diese Zeit genau beobachteten, so geschah es aus keiner müßigen oder unbescheidenen Neugierde, sondern weil ich wußte, daß es sich um das Glück meiner theuren Freundin handelte. Ich bemerkte ihren enttäuschten Blick, als er am andern Ende des Zimmers blieb und den ganzen Abend sich mit den Herren unterhielt, statt daß er, wie er es immer während unserer angenehmen Abende im Pfarrhause gethan, auf irgend eine Weise

in ihre Nähe zu kommen suchte.

IX. Kapitel.

Angus Egerton ist abgewiesen.

Das erwartete Gewitter kam am folgenden Tage und Milly und ich wurden davon überrascht. Wir hatten einen Spaziergang über das Moor gemacht und befanden uns glücklicher Weise in einer kurzen Entfernung von Mrs. Thatchers Wohnung, als der erste Blitzstrahl durch die grauen Wolken zuckte und das erste langgezogene Rollen des Donners die stille Luft erschütterte. In vollem Laufe eilten wir nach dem kleinen Hause der Mrs. Thatcher und langten dort athemlos an.

Die Kräutersammlerin war nicht allein. Eine hohe dunkle Gestalt stand zwischen uns und dem kleinen Fenster, als wir eintraten.

Milly stieß einen schwachen Ruf der Ueberraschung aus und als sich die Gestalt umdrehte, erkannte ich Mr. Egerton.

Bei allen unsern Besuchen unter den Armen hatten wir ihn früher niemals getroffen.

»Wieder vom Regen überrascht« junge Damen!« rief er lachend; »wie ich sehe, sind Sie beide noch nicht wetterkundiger geworden. Glücklicher Weise befinden Sie sich diesmal unter Dach, ehe der Sturm ausgebrochen ist. Es wird indeß bald genug mit Heftigkeit eintreten. Wie verwundert sehen Sie aus, mich hier zu finden, Miß Darrell! Becky ist eine sehr alte Freundin von mir. Ich erinnere mich ihrer, solange ich denken kann. Sie war eine Zeit lange im Dienste meines Großvaters.«

»Das war ich, Mr. Egerton und es gibt nichts, was ich nicht für Sie und die Ihrigen thun würde — wenigstens für Sie, denn Sie sind der Einzige, der noch übrig ist. Aber ich vermuthe, daß sie demnächst heirathen werden; denn Sie werden doch den alten Namen von Egerton nicht aussterben lassen wollen?«

Angus Egerton schüttelte mit trauriger Miene den Kopf.

»Ich bin zu arm, um zu heirathen, Mrs. Thatcher,« sagte er. »Was vermöchte ich einer Frau zu bieten, als ein düsteres altes Haus und einen beständigen Kampf, um zu bewirken, daß Hunderte die Stelle von Tausenden vertreten. Ich bin zu stolz, um das Mädchen, das ich liebe, zu bitten, mir seine Zukunft zu opfern.«

»Cumber Priory ist gut genug für irgend eine Frau, sei sie wer sie will,« antwortete Rebecca Thatcher. »Es kann Ihnen mit dem was Sie sagen, nicht Ernst sein, Mr. Egerton. Sie wissen wohl, daß der Name, den Sie tragen, in dieser Gegend mehr gilt als Geld.«

Er lachte und änderte die Unterhaltung.

»Ich hörte die jungen Damen gestern Abend viel von dem Feste von Pensildon sprechen,« sagte er.

»Wirklich?« sagte Milly; »Sie schienen indeß kein großes Interesse an unserer Unterhaltung zu nehmen.«

»Kam ich Ihnen zerstreut vor? Es ist eine Gewohnheit die ich zuweilen habe; aber ich kann Ihnen Versichern, daß ich zwei oder drei Unterhaltungen zugleich hören kann. Ich glaube, ich habe Alles gehört, was Sie und die Miß Collingwoods gesprochen haben.«

»Sie werden doch wahrscheinlich auch die Partie von Lady Pensildon am 31. besuchen?« sagte Milly.

»Ich glaube nicht. Ich habe die Absicht, für den Herbst ins Ausland zu gehen. Ich bin jetzt schon ziemlich lang in Cumber gewesen und fürchte, daß die herumziehende Lebensweise mich wieder ergreift. Ich gehe indeß doch nicht gerne fort, denn ich hatte mir vorgenommen, Sie beständig in Bezug auf Ihre Kunststudien zu quälen. Sie besitzen wirklich bedeutendes Talent für Landschaft, Miß Darrell. Sie bedürfen nur zuweilen einer Leitung durch eine strenge Kritik, wie ich sie übe. Ist Ihr Cousin, Mr. Stormont ein Künstler?«

»Keineswegs.«

»Das ist Schade. Er scheint ein gescheidter junger Mann zu sein. Wahrscheinlich wird er jetzt, wo Mr. und Mrs. Darrell zurückgekehrt sind, viel bei Ihnen sein?«

»Er kann jedes mal nicht lange bleiben, da er in dem Geschäftshause von Papa eine Hauptstellung einnimmt.«

»Er sieht ein wenig so aus, als ob Geschäftssorgen auf ihm lasteten.«

Er blickte Milly ziemlich sonderbar an, als er von Mr. Stormont sprach. Ich hätte wissen mögen, ob er wirklich die Absicht habe, abzureisen, oder ob die Drohung eine Liebeslist sei.

Der Regen trat mittlerweile mit aller Heftigkeit, wie sie einem Gewittersturm eigen zu sein pflegt, ein. Wir waren länger als eine Stunde Gefangene in Mrs. Thatchers Wohnung — eine glückliche Stunde, wie ich glaube, für Milly, trotz der Schwüle der Luft und des Arzneigeruches der Kräuter. Angus Egerton stand die ganze Zeit über neben ihrem Stuhl, aus ihr sonniges Gesicht niederbückend und mit ihr sprechend, während Mrs. Thatcher eine lange Liste ihrer Leiden und Sorgen in mein aufmerksames Ohr murmelte.

Einmal als diese-Beiden von Mr. Egertons beabsichtigter Abreise sprachen, hörte ich diesen sagen:

»Wenn ich dächte, daß Jemand etwas daran läge, ob ich bleibe, wenn ich nur glauben könnte, daß mich Jemand ein wenig vermissen würde, so würde ich keine Eile haben, Yorkshire zu verlassen.«

Natürlich sagte ihm Milly, daß es viele Leute gebe, die ihn vermissen würden — z. B. Mr. Collingwood und die ganze Familie im Pfarrhause. Er beugte sich daraus zu ihr nieder und sagte etwas mit sehr leiser Stimme, etwas, das ein lebhaftes Erröthen auf ihrem Gesichte hervorrief und einige Minuten daraus gingen sie nach der Thüre, um nach dem Wetter zu sehen und blieben dort im Gespräche miteinander stehen bis ich die letzten Klagen der Mrs. Thatcher angehört hatte und mich ihnen anschließen konnte. Ich hatte niemals Milly so reizend gesehen, als gerade damals mit ihren niedergeschlagenen Augen und einem Lächeln aus ihrem feingeformten Munde.

Mr. Egerton begleitete uns aus dem ganzen Heimwege. Das Gewitters war ganz vorüber, die Sonne schien wieder und die Luft war voll von jener kühlen Frische, die sich nach Regen einzustellen pflegt. Wir sprachen von allen möglichen Gegenständen. Mr. Egerton hatte sich, wie er uns sagte, so gut wie entschlossen, den

Herbst in Cumber zuzubringen. Er wollte auch zu dem Pensildon-Feste gehen und im Croquet die Partie auf Millys Seite zu wählen. Er schien auf diesem Heimwege in einer fast knabenhaften Stimmung zu sein.

Als wir an diesem Abend in unsere Zimmer hinaufgingen, folgte mir Milly in das meinige. Es lag hierin nichts Neues, wir brachten öfters noch eine halbe Stunde in glücklichen müßigen Geplauder zu, ehe wir zu Bette gingen; aber nach dem Benehmen meiner Freundin war ich überzeugt, daß sie mir etwas mitzutheilen habe. Sie trat an ein offenes Fenster und stand dort, ihr Gesicht von mir abgewandt und nach der entfernten, vom Mondlicht beschienenen See ausblickend.

»Mary,« sagte sie nach einer sehr langen Pause, »glaubst Du, daß die Menschen bestimmt sind, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein?«

»Meine liebe Milly, wie kann ich eine solche Frage beantworten? Ich glaube, daß viele Menschen ihr Schicksal in der eigenen Hand haben und daß es nur an ihnen liegt, glücklich zu sein. Auch gibt es viele Charaktere, die durch Unglück erhoben und geläutert werden. Ich vermag nicht zu sagen, was das Beste für uns ist, oder worin die wahre Bedeutung dieses Lebens besteht.«

»Es liegt etwas im Vollgenusse des Glücks, das Einen erschreckt, Mary. Man hat ein Gefühl, daß es nicht von Dauer sein könne. Wenn ich nur an diese glauben könnte, so würde ich die Hoffnung hegen, daß mein Leben vollkommen glücklich sein wird.«

»Warum sollte es anders sein, meine liebe Milly. Ich glaube, Du hast in Deinem Leben noch nicht viel Kummer gekannt.«

»Nicht, seit meine Mutter gestorben ist — und ich war damals nur ein Kind — aber dieser alte Schmerz hat mich nie ganz verlassen und Papas Heirath hat mir mehr Kummer verursacht, als Du vielleicht glaubst, Mary. Dieses Haus ist mir seitdem nie mehr als meine wahre Heimat erschienen. Nein, Liebe, es ist ein neues Leben, das mir aufgegangen ist und, o ein so schönes!«

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und verbarg ihr Gesicht an meiner Schulter.

»Kannst Du errathen, was Angus Egerton heute zu mir gesagt hat?« fragte sie mit leiser, zitternder Stimme.

»Wer es etwas sehr Wunderbares, Liebe? oder etwas, das so alt ist wie die Welt, in der wir leben?«

»Nicht alt für mich, Mary, sondern über alle Maßen neu und wundervoll. Ich glaubte nicht, daß er sich etwas aus mir machte, ich hatte es nie zu hoffen gewagt ; denn ich habe ihn seit langer Zeit ein wenig geliebt, obschon Du wahrscheinlich keine Ahnung davon hattest.«

»Mein liebes Mädchen, ich habe es von Anfang an gewußt. Es gibt nichts so Durchsichtiges in der Welt als es mir Deine Gedanken über Angus Egerton gewesen sind.«

»O Mary, wie konntest Du das! Und ich war doch so sorgsam, nichts davon zu sagen!« rief sie vorwurfsvoll. »Aber er liebt mich, Liebe. Er hat mich, wie er sagt, seit langer Zeit geliebt und mich um meine Hand gebeten.«

»Was, nach allen diesen Betheuerungen, daß er niemals von einer Frau verlangen werde, seine Armuth zu theilen?«

»Ich Mary und es ist ihm Ernst mit dem was er spricht. Er sagte mir, wenn ich ein armes Mädchen gewesen wäre, so würde er mir schon längst seine Hand ungetragen haben. Und er wird morgen mit Papa sprechen.«

»Glaubst Du, daß Mr. Darrell zu einer solchen Heirath jemals seine Zustimmung geben würde, Milly?«

»Warum sollte er es nicht thun? Er kann keine schlimme Meinung von Angus hegen, wenn Jedermann gut von ihm denkt. Du wirst bemerkt haben, wie sehr sich seine Gesinnung gegen ihn gemildert hat, seit sie einander persönlich näher getreten sind. Mr. Egertons alte Familie und Stellung wiegen vollkommen mein Vermögen auf, welches auch dieses sein mag. O Mary, ich glaube nicht, daß Papa seine Zustimmung verweigern kann.«

»Ich zweifle sehr daran, Milly. Etwas Anderes ist es, Mr. Egerton als Gast gern bei sich zu sehen und etwas ganz Anderes, ihn als Schwiegersohn anzunehmen. Offen gesagt, meine Liebe, ich fürchte, Dein Vater wird gegen die Heirath sein.«

»Mary,« rief Milly vorwurfsvoll, »ich sehe, was es ist, Du bist gegen Mr. Egerton eingenommen.«

»Ich bin nur für Deine Wohlfahrt besorgt, Liebste. Ich kann Mr. Egerton sehr wohl leiden. Es ist auch für Jedermann schwer, ihm nicht geneigt zu sein; aber ich gestehe, daß ich mich nicht dazu bringen kann, ihm mein volles Vertrauen zu schenken.«

»Warum nicht?«

»Ich war nicht geneigt, ihr den Hauptgrund für mein Mißtrauen mitzutheilen — jene geheimnißvolle Beziehung zwischen Angus Egerton und Mrs. Darrell. Der Gegenstand war ein sehr ernster, fast ein gefährlicher und ich besaß keinen positiven Beweis für meine Vermuthung.

»Wir können nichts für die Zweifel, die sich uns zuweilen aufdringen, Liebe,« sagte ich, »wenn Du aber Mr. Egerton Vertrauen schenken kannst und wenn ihm Dein Vater vertrauen kann, so ist, was ich denken mag, von sehr geringer Bedeutung. Ich kann mich nicht zwischen Dich und Deine Liebe stellen — ich weiß das sehr wohl.«

»Aber Du kannst mich durch Deine Zweifel sehr unglücklich machen, Mary,« sagte sie.

Ich küßte sie und that mein Bestes, sie zu trösten; aber das war keine leichte Sache und sie verließ mich in halb ärgerlicher, halb bekümmelter Stimmung. Sie sagte nur, sie sei so sehr von meiner Theilnahme überzeugt gewesen, und statt ihr Glück zu theilen, habe ich sie durch meine eingebildeten Zweifel und durch meine schlimmen Phrophezeihungen elend gemacht. Als sie sich entfernt hatte, saß ich noch lange Zeit am Fenster, über ihre Trostlosigkeit nachdenkend und mir über meine Offenherzigkeit Vorwürfe machend. Aber ich hatte die feste Ueberzeugung, daß Mr. Darrell sich weigern werde, Angus Egerton als Eidam anzunehmen und daß diese Liebesangelegenheit nicht bestimmt sei, einen glatten Verlauf zu nehmen.

Das Ergebniß bewies, daß ich Recht hatte. Mr. Egerton hatte am folgenden Morgen in der Bibliothek eine lange Unterredung mit Mr. Darrell, in der sein Antrag ganz entschieden verworfen wurde. Milly

und ich wußten, daß er im Hause war und mein armes Mädchen ging während der ganzen Zeit, wo diese Beiden unten beisammen waren, in unserem Wohnzimmer mit bleichem Gesicht und voll Unruhe auf und ab.

Als sie darauf Angus Egerton wegfahren hörte, wendete sie sich mit kläglichem Blicke zu mir.

»O Mary, welches wird mein Schicksal sein?« fragte sie. »Ich fürchte, er ist abgewiesen worden. Ich glaube nicht, daß er sich entfernt hatte, ohne mich zu sehen, wenn die Unterredung glücklich geendet hätte?«

Ein Diener kam um uns Beide in die Bibliothek zu bescheiden. Wir gingen miteinander hinunter, während ich Millys kalte Hand in der meinigen hielt.

Mr. Darrell war nicht allein.

Seine Frau saß, mit dem Rücken gegen ein Fenster gekehrt, an einem Tische, sehr blaß und mit einem zornigen Feuer in ihren Augen.

»Setzen Sie sich, Miß Crofton,« sagt Mr. Darrell sehr kalt, »und Du, Milly, komm her.«

Sie ging mit langsamem wankenden Schritt auf ihn zu und sank in den Stuhl, auf den er deutete, ihn die ganze Zeit über mit einem flehenden Blick, der wie ich glaubte, ihm zu Herzen gehen müßte, ansehend. Er stand mit seinem Rücken an dem leeren Kamin und blieb während der ganzen Unterredung stehen.

»Ich glaube, Du weißt, daß ich Dich liebe; Milly,« begann er, »und daß Dein Glück ein Hauptwunsch meines Herzens ist.«

»Ich bin davon überzeugt, Papa.«

»Und doch hast Du mich hintergangen.«

»Dich hintergangen? O Papa, in welcher Weise?«

»Durch Ermunterung der Hoffnungen eines Mannes, von dem Du wissen konntest, daß ich ihn niemals als Deinen Gatten annehmen würde und daß Du Dich, ohne mir ein Wort davon zu sagen und in einer Weise in Deinen Gefühlen fesseln ließest, von der Du wissen konntest, daß sie mir im höchsten Grade zuwider sei.«

»O Papa, ich wußte nichts davon; erst gestern hat sich Mr. Egerton gegen mich ausgesprochen. Es ist Dir nichts verborgen worden.«

»Nichts? Hältst Du Deine vertraute Bekanntschaft mit diesem Manne für nichts? Er mag eine wirkliche Erklärung bis nach meiner Rückkehr verschoben haben — mit einem arglistigen Anschein einer Rücksicht für mich; aber eine Art Liebesgeschichte muß die ganze Zeit über zwischen Euch Beiden bestanden haben.«

»Nein, Papa, wirklich nicht. Bis gestern war es nichts weiter als die gewöhnlichste Bekanntschaft. Mary weiß —«

»Bitte, berufe Dich nicht aus Miß Crofton,« unterbrach sie ihr Vater heftig. »Miß Crofton hat sehr unrecht gehandelt, daß sie diese Sache unterstützt hat. Miß Crofton hatte meine Ansicht von Angus Egerton schon längst gehört.«

»Mary hat nichts gethan, um unsere Bekanntschaft zu ermuthigen. Sie war von Anfang bis zum Ende eine Sache des Zufalls. Was hast Du zu Mr. Egerton gesagt, Papa?«

Sie sprach dies mit einer ruhigen Festigkeit, ihn die ganze Zeit über muthig ansehend.

»Ich habe ihm gesagt, daß nichts mich dazu bestimmen könne, meine Einwilligung zu einer solchen Heirath zu geben. Ich habe ihm verboten, jemals wieder mit Dir zu sprechen.«

»Dies kommt mir sehr hart vor, Papa.«

»Ich dachte, Du kanntest meine Ansicht von Mr. Egerton.«

»Sie würde sich ändern« wenn Du ihn besser kennen lerntest.«

»Niemals. In geselliger Beziehung möchte ich vielleicht Gefallen an ihm finden; als Schwiegersohn aber würde ich ihn niemals annehmen. Außerdem habe ich andere Pläne mit Dir — lang gehegte Pläne — die Du, wie ich hoffe, nicht enttäuschen wirst.«

»Ich weiß nicht, was Da damit meinst, Papa; aber ich weiß, daß ich nie einen Andern heirathen kann als Mr. Egerton. Ich werde vielleicht gar nicht heirathen, wenn Du Deinen Entschluß in dieser Beziehung nicht änderst; aber das weiß ich, daß ich niemals die Frau eines Andern sein werde.«

Ihr Vater sah sie zornig an. Jener harte Ausdruck in dem unteren Theile des Gesichts, den ich an seinem Porträt und an ihm selbst von Anfang an wahrgenommen hatte, trat heute sehr ausgeprägt hervor. Er hatte das Aussehen eines strengen entschlossenen Mannes, dessen Wille sich nicht durch die Bitten seiner Tochter erweichen ließ.

»Das werden wir bald sehen,« sagte er. »Ich werde meine Pläne nicht durch die Thorheit eines Mädchens vereiteln lassen. Ich war ein sehr nachsichtiger Vater, aber ich bin kein schwacher und nachgiebiger. Du wirst mir gehorchen, Milly, oder Dich bald durch Deinen eigenen Schaden von Deiner törichten Handlungsweise überzeugen.«

»Wenn Du damit meinst, daß Du mich enterben willst, Papa, so habe ich nichts dagegen einzuwenden,« antwortete Milly mit entschiedenem Tone. »Du glaubst vielleicht, Mr. Egerton sei es nur um mein Vermögen zu thun. Stelle ihn auf die Probe, Papa. Sage ihm, daß Du mir nichts geben wolltest und daß er mich unter dieser Bedingung nehmen könne.«

»Augusta Darrell wandte sich gegen ihre Stieftochter mit einem Blick, der fast wie eine Flamme war.

»Hältst Du ihn denn für so uneigennützig?« fragte sie. »Setzest Du ein so großes Vertrauen in seine Liebe?«

»Volles Vertrauen.«

»Und glaubst Du nicht, daß uneigennützig Rücksichten bei ihm in die Wagschale fallen? Du denkst also nicht daran, daß er seine zerstörten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen sucht? Du bildest Dir, wohl ein, er sei ganz Treue und Liebe? Er ist ein blasierter Weltmann von dreiunddreißig Jahren, ein Mann, der die Möglichkeit von Etwas, wie wirkliche Liebe überlebt hat, ein Mann, der den ganzen Vorrath seiner Gefühle in seiner Jugendneigung vergeudet hat.«

Sie sagte alles Dies sehr ruhig, aber mit einer unterdrückten Bitterkeit. Ich glaube, sie bedurfte aller ihrer Kraft, um sich von einem leidenschaftlichen Ausbruch, der das Geheimniß ihres Lebens verrathen hätte, zurückzuhalten. Ich war nun mehr als jemals

überzeugt, daß sie Angus Egerton früher gekannt und geliebt hatte.

»Ich fürchte nicht das Geringste davon, wenn er auf die Probe gestellt wird,« sagte Milly stolz.

»Ich weiß, daß er vor langer Zeit eine Andere geliebt hat. Er hat mir das gestern selbst erzählt, aber auch zugleich gesagt, daß seine alte Liebe längst in seinem Herzen erstorben sei.«

»Er hat Dir eine Lüge gesagt« rief Mrs. Darrell. »Solche Dinge sterben nie aus. Sie schlafen vielleicht wie die Thiere, die ihren Winterschlaf halten, aber mit einem Hauch der Vergangenheit flammen sie zu neuem Leben auf.«

»Es fällt mir nicht bei, die Treue Deines Geliebten aus so törichte Probe zu stellen, sagte Mr. Darrell. »Ob er durch Rücksichten auf Dein Vermögen geleitet wird oder nicht, kann keinen Unterschied in meiner Entscheidung machen. Nichts wird mich jemals dazu bewegen können, meine Zustimmung zu dieser Heirath zu geben. Du kannst mir allerdings, wenn Du willst, hierin Trotz bieten, da Du großjährig und Deine eigene Gebieterin bist; aber an dem Tage, wo Du Angus Egertons Weib wirst, hörst Du auf, meine Tochter zu sein.«

»Papa« rief Milly, »Du wirst mir das Herz brechen.«

»Unsinn, Kind, Herzen werden nicht so leicht gebrochen. Laß mich nichts mehr von dieser unglücklichen Geschichte hören. Ich habe deutlich mit Dir gesprochen, damit kein Mißverständniß zwischen uns entstehen kann und ich baue auf Deine Ehre, daß keine geheimen Zusammenkünfte zwischen Dir und; Angus Egerton stattfinden. Auch auf Sie, Miß Crofton verlasse ich mich und mache Sie, für zufällige Begegnungen auf ihren Spaziergängen verantwortlich.«

»Du brauchst keine Besorgniß zu haben, Papa,« sagte Milly trostlos. »Wahrscheinlich wird Mr. Egerton, wie er gestern gesagt, Yorkshire verlassen.«

»Ich hoffe es,« sagte Mr. Darrell.

Milly erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Auf dem halben Wege nach der Thür blieb sie indeß stehen und

wandte ihr blasses Gesicht mit einem Blicke der Verzweiflung noch einmal ihrem Vater zu.

»Ich werde Dir gehorchen, Papa,« sagte sie. »Ich könnte es nicht ertragen, Deine Liebe zu verlieren, selbst um seinetwillen. Aber ich glaube, Du wirst mir des Herz brechen,«

Mr. Darrell ging auf sie zu und küßte sie.

»Ich handle nur zu Deinem Besten, Milly; davon darfst Du überzeugt sein,« sagte er in freundlicherem Tone als zuvor. »Gehe jetzt und sei glücklich mit Miß Crofton, meine Liebe, und laßt uns Alle darin übereinstimmen, diese Sache sobald als möglich zu vergessen.«

Dies war unsere Entlassung. Wir kehrten in unser gemeinschaftliches Wohnzimmer zurück. Milly setzte sich auf einen niedrigen Stuhl zu meinen Füßen und begrub ihren Kopf in meinen Schooß, allen Trost verweigernd. So saß sie fest eine Stunde lang da, im Stillen weinend und dann erhob sie sich plötzlich und wischte die Thränen aus ihrem bleichen Gesicht.

»Ich werde Dich deshalb kein elendes Leben führen lassen, Mary,« sagte sie. »Wir wollen von heute an, nicht mehr davon sprechen und ich will mich bestreben,« meine Pflicht gegen meinen Papa zu thun und mein Leben ohne diese neue Glückseligkeit, die es mir so freundlich erscheinen ließ, zu ertragen. Glaubst Du, Mary, daß Mr. Egerton die Enttäuschung sehr schwer empfinden wird?«

»Ganz gewiß, wenn er Dich liebt, wie es meinem Erachten nach der Fall ist.«

»Und wir hätten so glücklich mit einander sein können! Glaubst Du, Mary, daß er abreisen wird?«

»Ich halte es für sehr wahrscheinlich.«

»Und ich werde ihn nie mehr sehen. Ich könnte Papas Liebe nicht verlieren, Mary.«

»Es, wäre allerdings eine harte Sache, wenn es , um eines Fremden willen geschähe.«

»Nein, nein, Mary, er ist kein Fremder für mich; Angus Egerton ist kein Fremder. Ich weiß, daß er edel und gut ist. Aber mein Vater war

mir, seit Jahren Alles in der Welt. Ich könnte ohne seine Liebe nicht bestehen. Ich muß ihm gehorchen.«

»Glaube wir, Liebe, es wird dies das Klügste und Beste sein, was Du thun kannst. Du kannst nicht sagen, welche Veränderungen in Zukunft eintreten werden. Dein Gehorsam wird Dich Deinem Vater sehr theuer machen und es kann vielleicht die Zeit kommen, wo er besser von Mr. Egerton denken wird.«

»O Mary, wenn ich das hoffen dürfte!«

»Hoffe Alles, wenn Du Deine Pflicht erfüllst.«

Sie wurde daraus ein wenig heiterer und kam ihrem Vater beim Diner mit einem ruhigen Gesicht entgegen, obschon es noch immer sehr bleich war. Mrs. Darrell sah sie verwundert und wie ich glaubte, mit einem halbverächtlichen Ausdruck an, als ob ihr diese Liebe ihrer Stieftochter als eine sehr armselige Sache vorkomme.

Bevor die Woche verflossen war, vernahmen wir, daß Mr. Egerton Yorkshire verlassen habe. Wir gingen nicht zu der Partie nach Pensildon. Milly hatte einen Katarrh und hütete das Zimmer, sehr zum Bedauern der Miß Collingwoods, welche jeden Tag kamen um sich nach ihr zu erkundigen. Sie nahm diesen Katarrh, der in der That eine sehr geringfügige Sache war, zur Entschuldigung, um sich eine Woche der Einsamkeit zu überlassen und, nach Verlauf dieser Zeit kehrte sie wieder zu uns zurück ohne eine Spur ihres geheimen Kummers. Nur ich allein, die immer bei ihr war und sie vom Grund ihres Herzens kannte, hätte sagen können, wie schwer sie den Schlag, der sie getroffen, empfand und wie viel es ihr kostete, ihn so ruhig zu ertragen.

X. Kapitel.

Veränderungen zu Thornleigh.

Der Herbst und der erste Theil des Winters verflossen einförmig genug. Anfangs war ziemlich viel Gesellschaft zu Thornleigh Manor, denn Mrs. Darrell haßte die Einsamkeit; aber nach einiger Zeit wurde sie der Leute, die ihr Mann kannte, überdrüssig und die Dinners und Gartenpartien wurden weniger häufig. Ich hatte nach ihrer Rückkehr bald entdeckt, daß sie sich nicht glücklich fühlte, daß dieses leichte angenehme Leben ihr gewisser Maßen eine Last war. Nur in Gegenwart ihres Gatten gab sie sich den Anschein, als ob sie vergnügt wäre und sich für die Dinge interessiere. Ihm gegenüber war sie stets dieselbe — stets voll Hingebung, Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit, während er seinerseits der unterthänige Sklave aller ihrer Wünsche und Launen war.

Sie benahm sich nicht unfreundlich gegen Milly; aber beide mieden sich instinctmäßig.

Mit dem Winter kehrte Trauer in Thornleigh Manor ein. Es war gut für Milly, daß sie ihre Pflicht gegen ihren Vater erfüllt und sich geduldig seinem Willen unterworfen hatte. Etwa vierzehn Tage vor Weihnachten begab sich Mr. Darrell nach North Shields, um seine jährliche Untersuchung der Werften und Waarenhäuser vorzunehmen und einen Ueberblick über die Geschäftsergebnisse zu gewinnen. Er kehrte nicht mehr lebend von dort zurück. Er wurde im Bureau vom Schläge gerührt und, der Sprache beraubt, in sein Hotel gebracht. Durch den Telegraphen berufen, eilten seine Frau und Tochter mit dem ersten Zug nach Shields, sie kamen aber zu spät. Er war eine Stunde vor ihrer Ankunft gestorben.

Es wäre überflüssig, bei den Einzelheiten dieser traurigen Zeit zu verweilen. Milly fühlte den Schlag sehr schwer und es dauerte lange, bis ich sie nach jenem düsteren Dezembertag, wo die Botschaft anlangte, wieder lächeln sah. Sie hatte nach ihrer Enttäuschung in

Bezug auf Angus Egerton viel von ihrer Heiterkeit und Lebhaftigkeit verloren, und dieser neue Kummer drückte sie gänzlich darnieder.

Mr. Darrells Ueberreste wurden nach Thornleigh gebracht und dort in der Familiengruft unter der Kirche, wo sein Vater und seine Mutter, seine erste Frau und ein als Kind verstorbener Sohn begraben lagen, beigesetzt. Er war in der Gegend sehr beliebt gewesen und wurde von Allen, die ihn gekannt hatten, aufrichtig betrauert.

Julian Stormont war der Hauptleidtragende bei dem einfachen Leichenbegängniß. Der Tod seines Onkels schien ihm sehr nahe zu gehen und sein Benehmen gegen seine Cousine war ungemein zart und rücksichtsvoll.

Ich war bei Verlesung des Testaments zugegen, die unmittelbar nach dem Leichenbegängniß im Speisezimmer stattfand. Mrs. Darrell, Milly, Mr. Stormont, ich und der Sachverwalter der Familie waren die einzigen Personen, welche dem Akte beiwohnten.

Das Testament stammte aus der Zeit kurz nach der zweiten Heirath von Mr. Darrell. Es war sehr einfach abgefaßt. Julian Stormont erhielt ein Legat von 5000 Pfund. Das ganze übrige Vermögen, das sehr bedeutend war, sollte zwischen Mrs. Darrell und Milly gleichmäßig getheilt werden. Thornleigh Manor sollte der Mrs. Darrell für ihre Lebenszeit verbleiben, nach ihrem Tode aber an Milly oder Millys Erben zurückfallen und Milly hatte das Recht, bis zu ihrer Verheirathung in ihren bisherigen Verhältnissen in Thornleigh zu verbleiben.

Im Falle Milly unverheirathet sterben würde, sollte das Grundeigenthum gleichmäßig zwischen Mrs. Darrell und Julian Stormont getheilt werden und Thornleigh nach dem Tode der Mrs. Darrell an Julian Stormont zurückfallen. Zum Testamentsvollstrecker war Mr. Foreman, der Sachwalter der Familie, ernannt.

Millys Stellung war jetzt vollkommen unabhängig. Mr. Foreman sagte ihr, daß sie nach dem Verkauf der Eisenwerke ein jährliches Einkommen von beiläufig 4000 Pfund haben werde. Sie war seit mehr als sechs Monaten großjährig und Niemand konnte zwischen sie und ihre vollständige Unabhängigkeit treten.

Da ich dies wußte, so hielt ich es für mehr als wahrscheinlich, daß

Mr. Egerton baldigst zurückkehren und seine Bewerbung erneuern würde und ich konnte kaum an ihrem Erfolg zweifeln. Ich wußte, wie sehr ihn Milly liebte und jetzt, wo ihr Vater todt war, konnte sie keinerlei Grund haben, ihn abzuweisen.

»Du wirst natürlich bei mir bleiben, nicht wahr, Mary?« sagte sie, als wir an diesem Abend in trauervollem Schweigen beim Feuer saßen. »Du bist jetzt mein einziger Trost, Liebe. Ich denke, ich werde wenigstens für einige Zeit noch hier bleiben. Augusta hat sehr gütig mit mir gesprochen und mich gebeten, ich möchte dieses Haus nach dem Willen meines Vaters zu meiner Heimstätte machen. Wir würden einander in keiner Weise im Wege stehen, sagte sie, und es sei in der That mehr als wahrscheinlich, daß sie im Frühjahre mit ihrer Kammerfrau nach dem Continent gehen und mich als alleinige Gebieterin von Thornleigh zurücklassen werde. Sie zweifle, ob sie es jetzt jemals hier aushalten könne. Sie ist nicht, wie ich, Mary. Ich werde stets eine trauervolle Anhänglichkeit für das Haus bewahren, in welchem ich so glücklich mit meinem Vater gelebt habe.«

So blieb ich bei meinem lieben Mädchen und das Leben in Thornleigh Manor glitt in stiller trauriger Weise dahin. Wenn Mrs. Darrell sich um ihren verstorbenen Gatten gräme, so war ihre Trauer jedenfalls von kalter thränenloser Art; aber sie blieb größtentheils in ihren Zimmern und wir bekamen nicht viel von ihr zu sehen. Die Collingwoods waren voll Theilnahme für Milly und ihre Freundschaft übte einen gewissen tröstenden Einfluß auf ihr Gemüth aus. Von ihnen hörte sie zuweilen von Mr. Egerton, der die wildesten Gegenden von Nordeuropa bereiste. Sie sprach jetzt sehr selten von ihm und einmal, als ich seinen Namen nannte, sagte sie vorwurfsvoll:

»Rede nicht von ihm, Mary; ich will nicht an ihn denken. Es kommt mir wie eine Art Verrath an Papa vor. Es gewinnt den Anschein, als ob ich von dem Tode meines theuren Vaters Vorthail ziehen wollte.«

»Würdest Du Dich weigern, ihn zu heirathen, wenn er zu Dir zurückkäme, jetzt, wo Du Deine eigene Gebieterin bist?«

»Ich weiß nicht, Mary. Ich glaube, ich liebe ihn zu sehr, um dies zu thun. Und doch würde es mir wie eine Sünde gegen meinen Vater

vorkommen.«

Die Frühlingsmonate gingen vorüber und Millys Gemüth heiterte sich ein wenig auf. Sie brachte einen Theil ihrer Zeit unter den Armen zu und bin ich überzeugt, daß diese Beschäftigung mehr als alles Andere dazu beitrug, ihren Kummer zu erleichtern. Ich war stets in ihrer Gesellschaft und ich glaube nicht, daß sie einen Gedanken vor mir verhehlte.

Mrs. Darrell war noch nicht ins Ausland gegangen. Sie führte ein nutz- und sorgloses Leben, nichts thugend und sich um nichts bekümmern, wie es schien. Mehr als einmal hatte sie Vorbereitungen für ihre Abreise getroffen und änderte dann im letzten Augenblicke ihren Sinn wieder.

Spät im Juni vernahmen wir, daß Mr. Egerton nach Cumber zurückgekehrt sei und wenige Tage darauf kam er nach Thornleigh. Mrs. Darrell befand sich in ihrem eigenen Zimmer, während Milly und ich, als er gemeldet wurde, im Wohnzimmer waren. Mein armes Mädchen wurde sehr blaß und die Thränen traten ihr in die Augen, als sie und Angus Egerton einander wiedersahen. Er sprach von ihrem Verlust mit äußerstem Zartgefühl und war voll von zärtlicher Theilnahme. Er hatte ihr Nachrichten von sich mitzutheilen. Ein entfernter Verwandter seiner Mutter sei gestorben und habe ihm ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund hinterlassen. Er sei zurückgekehrt, um Cumber in seinem alten Glanze wieder herzustellen und seinen Platz in der Grafschaft einzunehmen.

Während sie in leisem vertraulichen Tone miteinander sprachen, ohne sich durch meine Gegenwart stören zu lassen, trat Mrs. Darrell ins Zimmer. Sie war bleicher als gewöhnlich; aber es lag eine Lebhaftigkeit in ihrem Gesicht, wie ich sie seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie empfing Mr. Egerton sehr freundlich und bestand darauf, daß er zum Diner dableiben sollte.

Der Abend verging sehr vergnügt. Ich hatte Augusta Darrell noch nie so angenehm, so bezaubernd gesehen als heute. Sie setzte sich zum ersten mal seit dem Tode ihres Gatten wieder ans Klavier und spielte und sang wieder mit ihrem alten Feuer, indem sie die ganze Zeit über Angus Egerton an der Seite des Piano zurückzuhalten

wußte. Ihre Musik konnte selbst von dem kältesten Ohre nicht mit Gleichgültigkeit angehört werden.

Er kam sehr bald wieder und kam öfters. Die baulichen Arbeiten von Cumber hatten begonnen und er drang in uns, hinüber zu fahren und zu sehen, was da vorging. Wir entsprachen diesem Wunsche und ich konnte bemerken, wie eifrig er Milly um ihre Meinung in Betreff der vorzunehmenden Veränderungen und der Aufstellung der verschiedenen Zimmer befragte.

Es dauerte nicht lange, so erneuerte Mr. Egerton seine Bewerbung, welche angenommen wurde. Wenn Mr. Darrell am Leben gewesen wäre, so würden die veränderten Umstände des Bewerbers wahrscheinlich eine Aenderung seiner Ansichten in dieser Beziehung , bewirkt haben. Er hätte wenigstens nicht länger annehmen können, daß Angus Egerton von eigennützigen Absichten geleitet werde.

Meine geliebte Milly war in ihrem Brautstand vollkommen glücklich und ich theilte ihr Glück. Sie sagte, ich müsse stets bei ihr bleiben, zu Cumber wie zu Thornleigh. Sie besprach sich mit Angus darüber und er stimmte mit Vergnügen bei. Ich dachte, sie bedürfe meiner nach ihrer Verheirathung nicht mehr und daß dieser Gedanke aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zur Ausführung kommen werde; aber ich wollte sie darin nicht stören, da ja immer noch Zeit genug dazu war, wenn ich sah, daß die Trennung nothwendig sei. Meine Jugend war durch ihre Liebe erheitert worden und ich mußte nunmehr den Muth haben, der Welt allein entgegenzutreten, wenn sie ihr neues Leben begann, überzeugt, daß ich in den Tagen des Mißgeschicks stets einen Hafen in Ihrer Liebe finden würde.

Ihre Vermählung sollte im kommenden Frühjahr stattfinden. Mr. Egerton hatte angelegentlich um eine frühere Frist gebeten, aber Milly wollte das Trauerjahr für ihren Vater nicht abkürzen und so mußte er sich ungern unterwerfen. Die bestimmte Zeit wurde indeß vom April bis zum Februar vorgerückt. Es war seine Absicht, seine junge Frau ins Ausland zu führen und ihr einen Theil der Scenen zu zeigen, auf denen er sein Wunderleben zugebracht hatte und dann sollten sie nach Cumber zurückkehren und Milly ihr Leben als Frau

eines Landedelmannes beginnen.

Julian Stormont kaut nach Thornleigh und hörte durch — Mrs. Darrell von der Verlobung. Er hatte noch immer seine alte Stellung in dem Geschäfte zu North Shields, das ein großer Capitalist gekauft hatte, inne. Er nahm die Nachricht von Millys beabsichtigter Vermählung sehr ruhig auf, unterließ es aber, sie deshalb zu beglückwünschen. Eines Morgens während seines Aufenthalts befand ich mich allein auf der Terrasse, als er mit mir über diese Sache sprach.

»So,« sagte er, »meine Cousine ist also im Begriff, sich an diesen Menschen wegzuwerfen?«

»Sie dürfen es nicht Wegwerfen nennen, Mr. Stormont,« antwortete ich. »Mr. Egerton liebt Ihre Cousine und in Folge der Veränderung in seinen Umständen kann diese Heirath als sehr günstig für sie betrachtet werden.«

»Die Veränderung seiner Umstände hat den Menschen nicht umgeändert,« antwortete er in zornigem Tone. »Nichts Gutes kann von einer solchen Heirath kommen.«

»Sie haben kein Recht, das zu sagen, Mr. Stormont.«

»Ich habe das Recht, das mir meine Ueberzeugung verleiht. Eine glückliche Heirath! Nein es wird keine glückliche Heirath sein, Sie können sich davon überzeugt halten.«

Er sagte dies mit einem rachbegiertgen Blick, der mich überraschte, obschon ich wußte, daß er gegen Millys Bräutigam nicht besonders freundlich gesinnt sein konnte. Die Worte mochten wenig zu bedeuten haben; mir aber kamen sie wie eine Drohung vor.

XI. Kapitel.

Gefahr.

Der Sommer in diesem Jahre war herrlich und wir brachten den größten Theil unserer Zeit im Freien zu, indem wir zu Fuß und zu Wagen Ausflüge machten, oder im Garten saßen, oft bis spät in die Nacht. Es war ein Wetter, in dem es eine Art Verrath gegen die Natur gewesen, sich länger als nöthig, im Zimmer aufzuhalten.

Wir unternehmen oft lange Spaziergänge im Cumber-Holz, die damit endigten, daß wir in dem kleinen Studierzimmer der Priorei unsern Thee einnehmen — eine schlichte, einfache Bewirthung, welche Milly ungemein liebte. Sie kam mir bei diesen Anlässen wie ein glückliches Kind vor, das sich darin gefällt, die Hausfrau zu spielen.

Augusta Darrell war fast immer in unserer Gesellschaft. Ihr Benehmen zu dieser Zeit setzte mich vielfach in Erstaunen und Verwirrung. Es schien jetzt ganz so zu sein, wie man es von einer guten Stiefmutter erwarten kann. Ihre frühere gleichgültige Miene war ganz verschwunden; sie war herzlicher und nahm einen größeren Antheil an Millys Wohlergehen, als ich dies früher für möglich gehalten hatte. Das Mädchen war ganz gerührt von dieser Veränderung in ihrem Benehmen und erwiderte dieses ungewohnte warme Entgegenkommen mit arglosem Vertrauen.

Ich meines Theils erinnerte mich an Alles, was ich gesehen und gergewöhnt hatte und ich konnte mich deshalb nicht dazu verstehen, in Millys Stiefmutter mein volles Vertrauen zu setzen. Eine dunkle unbestimmte Besorgniß, der ich mich nicht zu enthalten vermochte, beunruhigte mich.

Wie ich bereits gesagt, war sie immer in unserer Gesellschaft, alle unsere einfachen Vergnügungen mit einem Anschein von mädchenhafter Fröhlichkeit mit uns theilend. Ich bemerkte, daß ihre Toilette bei solchen Anlässen stets von ausgesuchter Eleganz war

und daß sie keine jener Künste vernachlässigte, die ihre Reize erhöhen konnten; aber sie versuchte niemals Mr. Egertons Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch zu nehmen und sie ließ niemals seine Stellung als Millys Verlobter außer Acht.

Lange Zeit wurde ich durch ihr Benehmen getäuscht — fast überzeugt, daß wenn sie jemals Angus Egerton geliebt hätte, diese Leidenschaft in ihrem Herzen erstorben sein müßte. Aber es kam ein Tag, wo ein Blick von ihr den wahren Stand der Sache verrieth und mir deutlich genug zeigte, daß diese ganze neuerwachte Zuneigung für Milly sowohl als die liebenswürdige Theilnahme für ihr Glück nichts weiter als eine gut einstudierte Rolle sei. Es war nur ein Blick — ein ernster, verzweifelnder, leidenschaftlicher Blick — der mir dies sagte, aber es war ein Blick, der das Geheimniß eines Lebens verrieth. Von diesem Augenblicke an traute ich Augusta Darrell nicht mehr.

Mit dem Eintritt des Herbsts änderte sich das Wetter und es begann die unangenehme regnerische Jahreszeit. Die Aenderung der Witterung brachte uns Sorgen und Mißgeschick. In der Umgegend von Thornleigh herrschten fieberhafte Krankheiten und Milly wurde ebenfalls davon befallen. Sie hatte ihre Besuche bei den Armen selbst während ihres Brautstands nicht eingestellt und es ist kein Zweifel, daß sie bei einer dieser Gelegenheiten vom Fieber angesteckt wurde.

Ihre Krankheit erweckte indeß keine Besorgniß; auch hielt man sie nur unter gewissen Umständen für ansteckend. Mr. Hale, der Arzt von Thornleigh, nahm die Sache sehr leicht und versicherte uns, daß Milly in einer Woche wieder vollkommen gesund sein werde. Mittlerweile aber hütete mein liebes Mädchen das Zimmer und ich pflegte sie mit Beihilfe ihrer ergebenen kleinen Zofe.

Mr. Egerton kam täglich, gewöhnlich zweimal des Tags, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Er blieb gewöhnlich eine halbe Stunde oder länger da, um sich mit Mrs. Darrell oder mir zu besprechen. Diese Krankheit ging ihm sehr nahe und er konnte die Wiederherstellung seiner Verlobten kaum erwarten. Es war ihm nicht gestattet, sie zu besuchen, da vollkommene Ruhe die

Haupterforderniß für ihre Genesung war.

Die Woche war fast vorüber und Milly bedeutend besser, Sie konnte jetzt täglich einige Stunden das Bett verlassen und der Arzt versprach Mr. Egerton, daß sie zu Anfang der nächsten Woche in das Wohnzimmer hinuntergehen dürfe. Das Wetter war diese ganze Zeit über ohne Unterbrechung regnerisch gewesen. Endlich aber kam ein schöner Abend und ich ging hinunter auf die Terrasse, um mir nach der langen Gefangenschaft einige Bewegung zu machen. Es war zwischen sechs und sieben Uhr; Milly schlief und es war nicht wahrscheinlich, daß man meiner in der nächsten halben Stunde bedürfen werde.

Es herrschte bereits Dämmerung, als ich ins Freie trat und Alles war ungewöhnlich ruhig, kein Blättchen regte sich in der stillen Luft. Trotz der späten Stunde war der Abend mild und warm. Ich schritt etwa zehn Minuten lang auf der Terrasse an der westlichen Seite auf und ab und ging dann nach der andern Seite, wo sich die Fenster des Besuchs und Wohnzimmers befanden. Ehe ich das erste dieser Fenster ganz erreichte, traf ein so eigenthümlicher Ton mein Ohr, daß ich unwillkürlich stehen blieb, um zu horchen. Während des ganzen Vorgangs, der jetzt folgte, hatte ich keine Zeit zu erwägen, ob ich Recht oder Unrecht thue, wenn ich, was ich vernahm, anhörte; aber ich glaube, daß ich, wenn ich auch hinlängliche Muße zum Nachdenken gehabt hätte, zu demselben Entschluß gekommen wäre — ich würde gehorcht haben. Was ich hörte war von solcher Wichtigkeit für das Mädchen, das ich liebte, daß die Freundschaft für sie jede andere Rücksicht überwog.

Der eigenthümliche Ton, der mich in der Nähe des offenen Fensters zum Stehenbleiben veranlaßte, war das heftige Schluchzen eines Weibes — ein solches stürmisches Weinen, wie man es nicht leicht im Leben hört. Ich wenigstens hatte früher nie etwas Aehnliches vernommen.

Angus Egertons wohltonende Stimme unterbrach fast ärgerlich dieses leidenschaftliche Schluchzen.

»Augusta, dies ist die äußerste Thorheit.«

Das Schluchzen dauerte noch einige Secunden fort, dann hörte

ich sie sagen:

»O Angus, ist es so leicht für Dich, die Vergangenheit zu vergessen?«

»Sie war längst vergessen,« antwortete er, »von uns Beiden sollte ich glauben. Als meine Mutter Dich bestach, Ilfracomba zu verlassen, hast Du meine Liebe und mein Glück für den elenden Preis verkauft, den sie zu bezahlen vermochte. Ich war ein schwacher Thor in jenen Tagen und nahm mir die Sache, Gott weiß es, bitter genug zu Herzen; aber die Lection war nützlich und sie erfüllte ihren Zweck. Ich habe mir seit jenem Tage niemals getraut, wieder ein Weib zu lieben, bis ich das reine junge Wesen fand, das meine Frau werden soll. Ihre Treue steht über allem Zweifel. Sie wird ihre Erstgeburt nicht für ein Linsengericht verkaufen.«

»Das Linsengericht war nicht für mich, Angus. Es war der Handel meines Vaters, nicht der meinige. Man hatte mir gesagt, daß Du nichts mehr von mir wissen wolltest, daß Du niemals daran gedacht habest, mich zu heirathen. Ja, Angus, Deine Mutter hat mir das mit ihren eigenen Lippen gesagt — hat mir gesagt, daß sie sich ins Mittel lege, um euch vor Elend und Schande zu retten. Und dann brachte man mich eiligst in ein wohlfeiles französisches Erziehungsinstitut, um dort zu lernen, für mich selbst zu sorgen. Ein paar Jahre Unterricht war der Preis, den ich für mein gebrochenes Herz erhielt. Das nannte Deine Mutter eine Dame aus mir machen. Ich glaube, ich würde in diesen beiden Jahren wahnsinnig geworden sein, wenn meine leidenschaftliche Liebe zur Musik nicht gewesen wäre. Dieser gab ich mich mit ganzer Seele hin, und man sagte mir, ich habe in zwei Jahren mehr gelernt, als andere Mädchen in sechs. Ich hatte nichts Anderes, um dafür zu leben.«

»Ausgenommen die Hoffnung auf einen reichen Gatten,« sagte Mr. Egerton mit spöttischem Lachen.

»O Gott, wie grausam kann ein Mann gegen eine Frau sein, die er einst geliebt hat!« rief Mrs. Darrell leidenschaftlich aus. »Ja, ich heirathete einen reichen Mann,« aber ich habe nicht das Geringste gethan, um ihn anzulocken oder zu gewinnen. Die Gelegenheit bot sich mir ohne eine Hoffnung oder einen Gedanken von meiner Seite.

Es war die Gelegenheit der Erlösung von dem traurigsten Leben eines armen abhängigen Wesens, wie es nur jemals ein solches gab, und ich ergriff sie. Aber ich habe Dich niemals vergessen, Angus, keine Stunde meines Lebens.«

»Es thut mir leid, daß Du Dir die Mühe genommen hast, Dich meiner zu erinnern,« antwortete er kalt. »Mehrere Jahre meines Lebens habe ich es zu meinem Hauptgeschäft gemacht, Dich und all den Schmerz, der mit Deiner Bekanntschaft verknüpft war, zu vergessen, und da mir dies auch gelungen ist, kann ich es nicht für angemessen halten, die stehenden Gewässer jenes todten Sees, den die Menschen Vergangenheit nennen, wieder aufzuregen.«

»Wollte Gott, daß wir uns nie mehr wieder getroffen hätten,« sagte sie.

»Ich kann diesen Wunsch nur theilen, besonders wenn wir vielleicht mehrere solche Szenen haben sollten.«

»Grausam — grausam!« murmelte sie. »O Angus, ich war so geduldig gewesen! Ich habe mich selbst angesichts der Verzweiflung immer noch an die Hoffnung angeklammert. Als mein Gatte starb, glaubte ich, unsere alte Liebe würde wieder erwachen. Wie können solche Dinge sterben? Ich glaubte, Du würdest zu mir zurückkommen — zu mir, die Du einst so sehr geliebt — nicht zu diesem Mädchen. Du kamst zu ihr zurück und noch immer war ich geduldig. Ich glaubte noch immer, Deine Liebe zurückzugewinnen zu können. Ja, Angus, ich hoffte noch bis ganz zuletzt. Erst denn begann ich einzusehen, daß Alles nutzlos sei. Sie ist jünger und schöner als ich.«

»Sie ist besser als Du, Augusta. Es war nicht ihre Schönheit, die mich bestochen hat, sondern etwas Edleres und Selteneres als Schönheit: es war ihr trefflicher Charakter. Je fehlerhafter wir selbst sind, desto höher verehren wir ein wahrhaft edles Weib. Aber ich will Dir nichts Hartes sagen, Augusta. Laß uns lieber diese Thorheit jetzt und für immer bei Seite setzen. Du bist Deinen Weg gegangen und hast, was weltliche Güter anlangt, Dein Ziel erreicht; laß mich jetzt auch den meinigen gehen und uns, wenn möglich, Freunde sein.«

»Du weißt sehr wohl,« daß Dies nicht möglich ist. Wir müssen uns

entweder Alles, oder die bittersten Feinde sein.«

»Ich werde nie Ihr Feind sein, Mrs. Darrell.«

»Aber ich werde von diesem Abend an Ihre Feindin und auch die Feindin jenes Mädchens sein. Sie glauben, ich könne ruhig zusehen, wie Sie ihr Ihre Huldigungen darbringen? Ich habe bisher nur eine Rolle gespielt. Ich glaubte, daß es in meiner Macht liege, Sie wieder zu gewinnen.«

Alles dies wurde mit einer Art leidenschaftlicher Offenheit gesprochen, als ob die Sprecherin, nachdem sie einmal die Maske abgeworfen, sich kaum darum kümmerte, wie sehr sie sich erniedrigte.

»Gute Nacht, Mrs. Darrell. Sie werden morgen über diese Dinge ruhiger nachdenken. Lassen Sie uns wenigstens höflich gegen einander sein, wenn uns die Umstände zusammenführen und, um Gottes willen, seien Sie freundlich gegen Ihre Stieftochter. Sehen Sie dieselbe nicht als Ihre Nebenbuhlerin an; meine Liebe für Sie war längst erloschen, ehe ich sie erblickte Sie brauchen ihr deshalb nicht zu grollen. Guten Abend.«

»Guten Abend.«

Ich hörte die Thüre des Zimmers öffnen und schließen und wußte, daß er fort war. Ich ging an den offenen Fenstern vorüber, da es mir gleichgültig war, ob mich Mrs. Darrell wahrnehme. Ich dachte, es möchte vielleicht besser für Milly sein, wenn ihre Stiefmutter wüßte, daß ich ihr Geheimniß kannte und gegen sie gewarnt war. Aber ich glaube nicht, daß sie mich gesehen hatte.

Ein Viertelstunde darauf kehrte ich ins Haus zurück. Es war jetzt vollkommen dunkel. In der Vorhalle begegnete ich Mrs. Darrell, zum Ausgehen angekleidet.

»Ich will einen Gang durch den Garten machen, Miß Crofton,« sagte sie. »Es ist unerträglich schwül diesen Abend. Wir« werden Alle das Fieber bekommen, wenn dieses Wetter länger andauert.«

Sie wartete nicht auf meine Antwort, sondern entfernte sich rasch. Ich ging in Milly's Zimmer zurück und fand sie ruhig schlafend. Zehn Minuten darauf hörte ich den Regen an die Fenster anschlagen und wußte, daß eine stürmische Nacht bevorstand.

»Mrs. Darrell wird nicht im Stande sein, weit zu gehen,« dachte ich.

Ich saß eine Zeit lang am Bette, darüber nachdenkend, was ich gehört hatte. Es lag etwas Tröstliches darin, daß ich einen so entschiedenen Beweis von der Aufrichtigkeit Angus Egertons gegen mein theures Mädchen besaß, und von dieser überzeugt, glaubte ich die Bosheit der Mrs. Darrell nicht fürchten zu dürfen. Indeß hätte ich doch gewünscht, daß die Heirath auf einen früheren Zeitpunkt angesetzt und daß die Zeit, welche Stiefmutter und Tochter miteinander zubringen mußten, kürzer wäre.

Milly erwachte und stand eine halbe Stunde auf, um eine Tasse Thee zu nehmen, während ich ein wenig über die angenehmsten Dinge, die ich erdenken konnte, plauderte. Sie fragte, ob Mr. Egerton diesen Abend in Thornleigh gewesen sei.«

»Ja, Liebe, er war da.«

»Hast Du ihn gesprochen, Mary?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesprochen.«

Sie stieß einen leichten Seufzer aus. Es war ihr Vergnügen, auch seine Botschaften Wort für Wort wiederholen zu hören.

»So hast Du mir also nichts von ihm zu sagen« Liebe?«

»Nichts, ausgenommen, daß ich weiß, daß er Dich liebt.«

»Ah, Mary, es war eine Zeit, wo Du an ihm zweifeltest.«

»Diese Zeit ist ganz vorüber.«

Sie küßte mich, als sie mir die Tasse zurückgab und versprach mir, wieder zu schlafen, während ich in mein Zimmer ging, um einen langen Brief nach Hause zu schreiben.

Ich war in dieser Weise länger als eine Stunde beschäftigt und dann ging ich hinunter in die Halle, um meinen Brief in den dazu bestimmten Kasten zu legen, damit ihn der Postbote am andern Morgen mitnehmen könnte.

Es war jetzt nahe an zehn Uhr und ich wurde durch das Geräusch an der Hausthüre überrascht, welche von Außen leise geöffnet wurde. Ich drehte mich rasch um und sah Mrs. Darrell mit tiefenden Kleidern eintreten.

»Gütiger Himmel!« rief ich unwillkürlich, »waren Sie die ganze Zeit über im Regen draußen, Mrs. Darrell?«

»Ja« ich bin draußen gewesen,« antwortete sie in verlegenem ungeduldigen Tone. »Komm das Ihren nüchternen Ideen von Anstand so schrecklich vor? Ich vermochte es diesen Abend im Hause nicht mehr auszuhalten. Man hat zuweilen fieberhafte Phantasien, — wenigstens habe ich sie — und ich zog es vor, lieber im Regen, als gar nicht draußen zu sein. Gute Nacht.«

Sie eilte mit leichten Schritten die Treppe hinauf und ich kehrte in mein Zimmer zurück, mich wundernd, was Mrs. Darrell so lange draußen aufgehalten habe — ob sie irgend einen speziellen Gang gehabt, oder ob sie nur ohne Zweck in den Gärten und Anlagen herumgewandert sei.

Einige Tage lang ging es mit Milly sehr gut, dann trat eine leichte Verschlimmerung ein und die Symptome waren nicht sehr günstig. Mr. Hale versicherte uns, es sei keine Ursache zur Besorgniß vorhanden; die Genesung sei nur ein wenig verzögert.

Mr. Egerton war indeß sehr beunruhigt und bestand darauf, daß ein berühmter Arzt von Manchester berufen werde.

Der große Mann kam und seine Absicht stimmte ganz mit Dr. Hale überein. Es sei nicht die geringste Ursache zur Besorgniß vorhanden. Sorgsame Pflege und Ruhe seien die wesentlichsten Erfordernisse. Er rieth, eine gelernte Wärterin anzunehmen. Aber ich bat so ernstlich, man möge mir und ihrer Dienerin wie bisher die Pflege Milly's überlassen, und setzte meine Befähigung dazu so eindringlich auseinander, daß er endlich einwilligte.

Mrs. Darrell war bei dieser Unterredung zugegen und ich war sehr überrascht, daß sie in der Frage über die Pflege der Kranken meine Partie nahm, da es doch sonst ihre Gewohnheit war, mir in allen Dingen entgegenzutreten. Heute zeigte sie sich ganz besonders zuvorkommend gegen mich.

Eine weitere Woche verging und es war keine Aenderung zum Bessern, aber auch keine wahrnehmbare Verschlechterung eingetreten. Die Kranke war nur ein wenig schwächer und litt an Gemüthsverstimmung, gegen die alle meine Bemühungen

vergebens blieben.

Angus Egerton kam während dieser Woche täglich zweimal, aber er sah Mrs. Darrell nur sehr selten. Ich glaube, daß er sie nach der oben beschriebenen peinlichen Szene sorgfältig vermied. Er fragte stets nach mir, um die gewünschten Aufschlüsse über das Befinden seiner Verlobten zu erhalten.

So gingen die Tage in jener langsamen traurigen Weise hin, in der die Zeit vergeht, wenn Diejenigen, die wir lieben, krank sind, und es schien in der Todtenstille des Krankenzimmers, als ob alle Dinge des Lebens zum Stillstand gekommen wären.

Ich sah während dieses Zeitraums nicht viel von Mrs. Darrell. Sie kam zwei- oder dreimal des Tags an Milly's Thüre, um sich mit allen Zeichen der Liebe und Theilnahme nach ihrem Befinden zu erkundigen; aber während des übrigen Theils des Tags blieb sie in ihren eigenen Zimmern. Ich bemerkte, daß sie um diese Zeit ein bleiches verstörtes Aussehen hatte, wie eine Person, die lange Zeit ohne Schlaf gewesen; doch dies konnte mich nach jener Szene mit Mr. Egerton nicht überraschen.

Indeß dehnte sich die Dauer der Krankheit über alle Erwartung aus und im Verlaufe der Zeit fühlte ich, daß meine Kräfte nachließen und daß wir schließlich doch genöthigt sein dürften, eine gelernte Wärterin anzunehmen. Ich hatte, seit dem ersten Beginn von Milly's Krankheit, sehr wenig geschlafen und die Wirkungen dieser verlängerten Schlaflosigkeit begannen sich jetzt geltend zu machen; aber ich kämpfte entschlossen gegen die Ermüdung und mit Hilfe unzähliger Tassen starken Thees gelang mir das auch.

Mit dem Beistand von Milly's Kammerjungfer, Susan Dodd, die ihrer Gebieterin sehr zugethan war, versah ich alle Dienste des Krankenzimmers.

Die Arzneien, der Wein, die Suppen, die Gelees und alle Dinge, die für die Kranke nothwendig waren, wurden in dem Ankleidezimmer aufbewahrt, das durch eine Thür mit dem Schlafzimmer und durch eine zweite mit dem Gang in Verbindung stand.

Das Krankenzimmer, das sehr groß und lustig war, wurde dadurch

von allen fremden Gegenständen frei gehalten und Susan und ich waren immer darauf bedacht, ihm ein frisches heiteres Aussehen zu geben. Zu diesem Zweck pflegte ich auch jeden Morgen aus dem Garten ein kleines Bouquet für das Tischchen am Bett zu holen. Schon seit geraumer Zeit hatte ich Peter, den Enkel der Mrs. Thatcher vermißt. Ich fragte einen der Leute, was aus ihm geworden sei, und erhielt zur Antwort, daß er das Fieber bekommen habe und im Hause seiner Großmutter krank darniederliege. Ich erwähnte dies gegen Mrs. Darrell und bat sie um die Erlaubniß, ihm einige passende Speisen und etwas Wein senden zu dürfen, was sie auch zugestand.

Nach Verlauf einer Woche stattete der Arzt aus Manchester einen zweiten Besuch ab und bei dieser Gelegenheit sprach er sich über den Fall nicht so bestimmt aus. Er sagte, er glaube nicht, daß für jetzt Gefahr vorhanden sei, da er aber die Kranke schwächer fand, war er keineswegs zufrieden. Er ließ die Arznei wechseln, schärfte wiederholt sorgfältige Pflege und Ruhe ein und trug dem Dr. Hale auf, es ihm sofort durch den Telegraphen zu melden, wenn eine Verschlimmerung eintreten sollte.

Ich war diesmal in Folge seines Benehmens sehr niedergeschlagen und kehrte in das Zimmer meines theuren Mädchens mit schwerem Herzen zurück.

Ich hatte die Gewohnheit, des Nachmittags, so gut es anging, einige Stunden zu schlafen, um so im Stande zu sein, die ganze Nacht zu wachen. Während ich auf diese Weise abwesend war, versah Susan Dodd meine Stelle am Bette der Kranken. Des Nachts ließ ich dagegen das Mädchen schlafen, damit es am Tage frisch und munter wäre. Ich fühlte, daß die Nachtwache wichtiger sei und wollte sie deshalb keiner andern Person anvertrauen.

Unglücklicher Weise kam es sehr oft vor, daß ich, wenn ich des Nachmittags in mein Zimmer ging, um mich niederzulegen, nicht im Stande war, einzuschlafen. Die Hälfte der Zeit lag ich gewöhnlich wachend da, an mein liebes Mädchen denkend und für ihre Wiedergenesung betend. An dem Nachmittage, welcher dem zweiten Besuche des Manchester Arztes folgte, begab ich mich, wie

gewöhnlich, nach meinem Zimmer, hatte aber weniger als jemals Neigung zum Schlafen. Zum erstenmal seit dem Beginn des Fiebers fühlte ich eine schreckliche Furcht, daß der Ausgang verhängnißvoll sein könnte. Ich lag, mich von einer Seite auf die andere wälzend, ruhelos da und suchte mich, über jedes Wort und jede Miene des Arztes nachdenkend, zu überreden, daß keine wirkliche Gefahr vorhanden sei.

Auf diese Weise war ich mehr als eine Stunde wach gewesen, als ich die Thüre von Milly's Ankleidezimmer, die sich ganz nahe an der meinigen befand, leise zumachen hörte. In der Meinung, daß man meiner bedürfe, sprang ich augenblicklich auf und eilte aus den Gang hinaus. Aber anstatt, wie ich erwartet hatte, Susan Dodd zu finden, sah ich, daß mir Mrs. Darrell gegenüberstand.

Sie erschrak ein wenig, als sie mich bemerkte. Sie hatte die Hand noch auf dem Drücker der Thüre des Ankleidezimmers, mich mit dem sonderbarsten Ausdruck, den ich jemals in einem menschlichen Gesichte gesehen habe, anblickend. Furcht, Trotz, Haß — was war es?«

»Ich glaubte, Sie schliefen,« sagte sie.

»Ich habe diesen Nachmittag nicht einschlafen können.«

»Sie sind eine schlechte Wärterin, Miß Crofton, wenn Sie nicht nach Belieben schlafen können,« sagte sie. »Nach der Art, wie Sie aus dem Zimmer gestürzt sind, fürchte ich, daß Sie auch aufgereggt sind.«

»Ich hörte diese Thüre schließen und glaubte, Susan käme, um mich zu rufen.«

»Ich war innen, um zu sehen, wie es der Kranken geht — das ist Alles.«

Sie ging an mir vorüber und nach ihren eigenen Gemächern, welche auf der andern Seite des Hauses lagen. Ich fühlte, daß jetzt jeder weitere Versuch zu schlafen, nutzlos sein würde und kehrte in Millys Zimmer zurück, die, wie mir Susan sagte, sehr ruhig geschlafen hatte.

»Sie haben wahrscheinlich der Mrs. Darrell, als sie so eben hier war, um sich zu erkundigen, gesagt, daß Alles gut gehe?« fragte ich.

»Mrs. Darrell war nicht da, seit Sie sich schlafen gelegt haben, Miß« antwortete das Mädchen, über meine Frage verwundert.

»Wie, Susan, Mrs. Darrell war ja so eben erst in dem Ankleidezimmer. Ich hörte sie herauskommen und ging hinaus, um zu sehen, wer da wäre. Ist sie nicht hereingekommen, um sich nach Miß Darrell zu erkundigen?«

»Nein, Miß.«

»Dann hat sie wahrscheinlich nur hereingeblickt und gesehen, daß Miß Darrell eingeschlafen war.«

»Ich kann nicht einsehen, wie sie diese Thüre öffnen konnte, ohne daß ich es hörte. Ich weiß bestimmt, daß sie fest geschlossen war.«

Sie war geschlossen worden, als ich durch das Ankleidezimmer hinausging. So geringfügig dieser Vorfall an sich war, so erregte er doch mein Nachdenken. Ich wußte, daß Augusta Darrell ihre Stieftochter haßte und der Gedanke, daß diese geheime Feindin um das Krankenzimmer herumschlich, war mir nicht ganz gleichgültig. Auch der Ausdruck, den ich in ihrem Gesicht gesehen, machte mich nachdenklich. Daß sie mich haßte, wußte ich; aber es lag neben der Abneigung auch Furcht in ihrem Blick und ich konnte mir, keinen Grund denken, weshalb sie eine so unbedeutende Person wie ich fürchten sollte.

Der übrige Theil dieses Abends und der Nacht verging ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß. Ich ließ die Thüre zwischen dem Schlaf- und Ankleidezimmer die ganze Nacht über weit offen, entschlossen, daß Augusta Darrell nicht ohne mein Wissen in dieses Zimmer kommen sollte; aber die Nacht verging, ohne daß wir etwas von ihr zu sehen bekamen.

Als ich früh am nächsten Morgen in den Garten ging, um Blumen für Millys Zimmer zu pflücken, traf ich Peter wieder bei der Arbeit. Er sah sehr bleich und schwach aus und war kaum im Stande, etwas Rechtes zu thun. Er kam zu mir, während ich die Spätrosen für das Bouquet abschnitt und fragte nach Milly. Als ich ihm geantwortet hatte, zögerte er ein wenig in einer sonderbaren Weise, gerade, als ob er mir etwas sagen wollte; ich war aber zu voll von meinen eigenen Gedanken und Sorgen, als daß ich ihm viel Aufmerksamkeit

geschenkt hätte.

Die nächsten Tage brachten keine Veränderung in Millys Befinden und ich wurde jede Stunde ängstlicher. Ich konnte sehen, daß Mr. Hale über den Fall nicht im Klaren, daß er unruhig war, obschon er sagte, er sehe für jetzt keinen Grund, nach Manchester zu telegraphieren. Er war äußerst aufmerksam und galt für sehr geschickt und ich wußte, daß er eine wahre Zuneigung für Milly hegte, die er von Kindheit an behandelt hatte.

Angus Egerton suchte mich nunmehr täglich zweimal auf und diese kurzen Unterredungen waren mir jetzt sehr peinlich geworden. Ich fand es so schwierig, ihn mit hoffnungsvollen Worten aufzuheitern, während mein eigenes Herz täglich schwerer wurde und meine Besorgnisse, die bisher unbestimmt und schattenhaft gewesen, immer mehr eine feste Gestalt annahmen. Ich war sehr ermüdet, hielt aber entschlossen aus. Ich hatte bisher — bis zur zweiten Nacht nach jenem Zusammentreffen mit Mrs. Darrell an der Thüre des Ankleidezimmers, noch niemals eine Viertelstunde auf meiner Wache geschlafen.

In dieser Nacht wurde ich etwa eine Stunde, nachdem ich Susan entlassen hatte, von einer unüberwindlichen Schläfrigkeit ergriffen. Das Zimmer war sehr ruhig. Kein Ton mit Ausnahme des Tickens der netten kleinen Uhr auf dem Kamin ließ sich vernehmen. Milly war fest eingeschlafen und ich saß am Feuer und versuchte zu lesen, als mich meine Schläfrigkeit übermannte, meine schweren Augenlieder niederfielen und mich eine Art fieberhafter Schlummer überkam, in welchem ich das unruhige Bewußtsein hatte, daß ich wach sein sollte.

Ich hatte in dieser Weise wenig mehr als eine Stunde geschlafen, als ich plötzlich, vollkommen erwacht, emporfuhr. In der Stille des Zimmers hatte ich einen Ton, wie Klingen von Glas, vernommen und ich dachte, Milly habe sich gerührt.

Es stand ein Tisch neben ihrem Bette mit einem Glase von kühlendem Getränk und einer Flasche Wasser auf demselben. Ich vermuthete, sie müsse ihre Hand nach dem Glase ausgestreckt und dasselbe an die Flasche angestoßen haben; aber zu meiner

Ueberraschung fand ich sie noch immer in ihrer früheren Lage fest eingeschlafen. Der Ton mußte demnach von einer andern Richtung — wahrscheinlich aus dem Ankleidezimmer gekommen sein.

Ich ging in dieses Gemach. Es war aber Niemand dort. Keine Spur der geringsten Störung unter den dort befindlichen Gegenständen. Die Arzneifläschchen und Gläser standen noch ganz ebenso auf dem kleinen Tische, wie ich sie hingestellt hatte. Ich war sehr sorgsam und accurat bei Anordnung dieser Dinge und die geringste Störung darin würde mir sicherlich nicht entgangen sein. Was konnte diesen Ton hervorgerufen haben? War es ein zufälliges Klingen des Glases, durch einen Windhauch erregt eine von jenen geheimnißvollen Bewegungen lebloser Gegenstände, welche so häufig in den stillen Stunden der Nacht vorkommen und aufgeregten Personen stets mehr oder weniger gespensterhaft erscheinen? Konnte es blos zufällig sein? Oder hatte sich Mrs. Darrell leise in das Gemach und wieder hinausgeschlichen?

Weshalb sollte sie dort gewesen sein? Was konnte ihr geheimnißvolles Kommen und Gehen zu bedeuten haben? Welches konnte ihr Zweck sein, wenn sie auf diese Weise um das kranke Mädchen herumschlich? Welchen Vortheil konnte ihr Haß aus solcher unruhigen Wachsamkeit ziehen, außer — Außer was? Eine eisige Kälte durchlief mich und ich zitterte wie Laub, als ein schrecklicher Gedanke in mir aufdämmerte. Wie wenn der Haß des verzweifelten Weibes die furchtbarste Gestalt annahm? Wie wenn ihre geheime Anwesenheit in diesem Gemach Mord bedeutete?

Ich nahm das Arzneifläschchen und untersuchte es genau. In Farbe, Geruch, Geschmack schien mir die Medicin ganz dieselbe zu sein, wie zur Zeit, wo sie nach der Vorschrift des Manchester-Arzt's geändert wurde. Auch die Quantität des Inhalts war ganz so, wie sie gewesen war, als ich Milly ihre letzte Dose gegeben hatte.

»O nein, nein, nein,« dachte ich bei mir, »ich müßte wahnsinnig sein, etwas so Schreckliches anzunehmen. Eine Frau mag schwach, boshaft und eifersüchtig sein, wenn sie so heftig geliebt hat, wie dieses Weib Angus Egerton geliebt zu haben scheint; aber das ist noch kein Grund, daß sie eine Mörderin sein sollte.«

Ich stand mit dem Medicinfläschchen in der Hand in der größten Verlegenheit da. Was konnte ich thun? Sollte ich die Arznei aussetzen auf die Gefahr hin, die Cur zu verzögern? oder sollte ich sie weiter geben trotz dieses halben Verdachts, daß etwas damit vorgegangen sein könnte?

Welchen Grund hatte ich zu einem solchen Verdacht? In diesem Augenblicke keinen andern, als den Ton, der mich erweckt hatte, den klingenden Ton eines Glases, das an ein anderes angestoßen wird.

Hatte ich wirklich einen solchen Ton gehört, oder war es nur eine Täuschung meines halbschlafenden Gehirns.

Während ich dastand und diese Frage erwog, kam mir eine plötzliche Erinnerung in den Sinn, die sofort allen Zweifel verscheuchte.

Der Korkstöpsel des Arzneifläschchens, als ich Milly ihre letzte Dose gab, war zuerst zu groß für dasselbe gewesen, so daß es mir schwer wurde, ihn wieder hineinzubringen, nachdem ich die Arznei gegeben. Der Stöpsel des Fläschchens, den ich jetzt in der Hand hielt, ging leicht genug hinein. Es war ein kleiner und älter aussehender Stöpsel. Dies war für mich entscheidend. Ich brachte das Fläschchen in Millys Garderobe unter Schloß und Riegel und gab ihr diese Nacht keine Arznei mehr.

Es war nicht zu fürchten, daß ich auf meinem Posten wieder einschlafen würde. Meine Gedanken während des übrigen Theils dieser Nacht waren voll Schrecken und Verwirrung. In einer Hinsicht schien mein Weg klar genug vor mir zu liegen. Die geeignete Person« der ich mich anzuvertrauen hatte, war Dr. Hale. Er würde im Stande sein, zu entdecken, ob mit der Arznei etwas vorgegangen sei und es war seine Pflicht, seine Patientin zu beschützen.

XII. Kapitel.

Geschlagen.

Ich ging am folgenden Morgen wie gewöhnlich in den Garten, um Blumen zu holen, da ich keine wahrnehmbare Veränderungen in meinen Gewohnheiten vornehmen wollte. Ehe ich aber das Zimmer verließ, schärfte ich Susan Dodd ein, sich während meiner Abwesenheit keinen Augenblick von ihrer Gebieterin zu entfernen, obschon ich wußte, daß es bei Susan nicht nöthig war, ihr Sorgfalt und Wachsamkeit zu empfehlen.

Peter kam wieder wie am vorigen Morgen zu mir. Wieder zögerte er, als ob er etwas zu sagen habe und sich nicht getraue, es zu sagen. Diesmal erregte sein seltsames Benehmen meine Neugierde und ich fragte ihn, ob er mir etwas Besonderes zu sagen habe.

»Du mußt schnell sein Peter« was es auch ist,« sagte ich, »denn ich habe große Eile, wieder zu Miß Darrell zurückzukehren.«

»Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Miß,« antwortete er, seinen alten Strohhut in seinen knochigen Händen hin- und herdrehend, »etwas, das ich sagen sollte, aber ich bin nichts als ein armer einfältiger Junge und weiß nicht, wie ich es anfangen soll.«

»Mache schnell, sage mir, was Du zu sagen hast, Peter.«

»Ich kann nicht so leicht dazu kommen, Miß. Es ist etwas Schreckliches.«

»Etwas Schreckliches?«

Der Knabe blickte sich vorsichtig um und trat mir einen Schritt näher, seine hellblauen Augen in sehr ernster Weise auf mein Gesicht gerichtet.

»Sprich es aus, Peter,« sagte ich, »Du brauchst Dich nicht vor mir zu fürchten.«

»Es kam vor, als ich krank war, Miß und ich habe zuweilen gedacht, es möchte nichts als ein Traum sein und doch ist es nur die

Wahrheit.«

»Was ist es, Peter. Beeile Dich.«

»Ich komme schon dazu. Ist es unrecht von den Leuten, sich selbst umzubringen?«

»Freilich ist es unrecht, eine Sünde, die nie mehr bereut werden kann.«

»Dann kenne ich Eine, die es thun will.«

»Wer?«

»Mrs. Darrell.«

»Woher weißt Du das?«

»Es war in einer finsternen Nacht, wo es arg regnete. Ich konnte den Regen aus dem Dache, gerade über mir, wo ich lag, hören. Es war, als es sehr schlimm mit mir war und ich den ganzen Tag ohne mich zu rühren dalag. Ich konnte nicht reden, verstand aber, was Großmutter sagte und wußte Alles, was vorging, obschon ich nicht so aussah. Ich hatte ein Bisschen geschlafen und wachte plötzlich auf und hörte Jemand in der andern Stube mit der Großmutter reden — die Thüre war nicht ganz offen, nur angelehnt. Ich hätte nicht gewußt, wer es war, denn es dauert lange, bis ich die Leute an der Stimme kenne; aber ich hörte, wie sie Großmutter Mrs. Darrell nannte und ich hörte die Dame sagen, daß, wenn Jemand krank und des Lebens überdrüssig sei und Niemanden mehr aus der Welt habe, so sei es das Beste zu sterben; und Großmutter lachte und sagte ja; es sei nicht der Mühe werth zu leben, wenigstens für Solche, wie sie sei. Und dann sprachen sie ein wenig mehr und dann verlangte sie einen gewissen Stoff — den Namen hörte ich nicht, denn Mrs. Darrell sagte ihn leise. Großmutter sagte Nein und blieb eine gute Zeit dabei stehen. Aber Mrs. Darrell bot ihr Geld an und dann mehr und mehr Geld. Sie sagte, es sei gleich, ob sie den Stoff von ihr oder von einer andern Person erhalte. Sie könne ihn leicht genug in irgend einer größeren Stadt erhalten. Und sie wisse nicht, ob sie ihn wirklich gebrauchen werde, sagte sie. Es sei wahrscheinlichen daß sie ihn nicht, als daß sie ihn gebrauchen werde; eher sie wünsche ihn zu haben, so daß sie wüßte, daß sie ihrem Leben ein Ende machen könne, wenn es ihr jemals lästig

werde. »Sie wollen ihn niemals gegen einen Andern gebrauchen?« sagte Großmutter und Mrs. Darrell sagte, gegen wen sie ihn gebrauchen könne und welches Leid sie Jemanden anzuthun wünsche; sie sei reich genug und habe nichts von dem Tode eines Andern zu gewinnen. So endlich nach vielen Reden gab ihr Großmutter den Stoff. Ich hörte sie das Geld zählen — es war viel, sehr viel Geld — und dann ging Mrs. Darrell im Regen fort.«

Ich erinnerte mich des Abends, an dem Mrs. Darrell so lange im Regen außen geblieben war — des Abends, der der stürmischen Unterredung mit Angus Egerton gefolgt war.

Ich sagte Peter, daß er ganz recht gethan habe, mir das zu erzählen und bat ihn, Niemanden sonst etwas davon mitzutheilen, bis ich ihm die Erlaubniß dazu gäbe. Ich ging darauf sogleich nach Millys Zimmer zurück und wartete dort auf die Ankunft des Dr. Hale.

Während ich frühstückte, kam Mrs. Darrell um sich, wie gewöhnlich, nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Ich eilte ihr in das Ankleidezimmer entgegen. Während sie mich befragte, sah ich, wie sie aufmerksam nach dem Tische, wo bis zu diesem Morgen die Arznei stets gestanden hatte, blickte, und ich wußte, daß sie das Fläschchen vermißte.

Nachdem sie ihre Erkundigungen angestellt hatte, stand sie einige Augenblicke zögernd da und sagte dann plötzlich:

»Ich möchte mit Dr. Hale sprechen, wenn er diesen Morgen kommt. Ich möchte hören, was er über seine Patientin sagt. Er wird in kurzer Zeit hier sein und ich will deshalb in Millys Zimmer warten, bis er kommt.«

Sie ging in das Schlafzimmer, beugte sich einen Augenblick über die Kranke, in freundlichem theilnehmenden Tone mit ihr sprechend« und setzte sich dann an das Bett. Es war mir klar, daß sie in Folge der Entfernung der Arznei Verdacht geschöpft habe und daß sie die Absicht hegte, zu verhindern, daß ich mit Dr. Hale allein spräche.

»Du hast doch Deine Arznei in der vorigen Nacht regelmäßig genommen, Milly?« fragte sie darauf, als ich mich an einen kleinen Tisch in der Nähe des Fensters gesetzt hatte, meinen Thee trinkend.

»Ich glaube nicht, daß Du mir in der vorigen Nacht so viele Dosen

gegeben hast, als gewöhnlich, Mary.« sagte die Kranke mit ihrer schwachen Stimme. »Ich bilde mir ein, daß Du barmherziger gewesen bist als sonst.«

»Es war sehr unrecht von Miß Crofton, daß sie Deine Arznei vernachlässigt hat. Mr. Hale wird sehr böse sein, wenn er es hört.«

»Ich glaube nicht, daß Milly in Folge der Unterlassung schlimmer daran sein wird,« antwortete ich ruhig.«

Hierauf saßen wir schweigend da, das Erscheinen des Arztes erwartend. Er kam nach einer Viertelstunde und erklärte, daß ihm seine Patientin besser gefalle, als am vorigen Abend. Es sei eine Aenderung der bedenklicheren Fiebersymptome gegen Morgen eingetreten.

Ich sagte ihm, daß ich die Arznei ausgesetzt habe.

»Das war sehr unrecht,« sagte er.

»Aber Sie sehen doch, daß sie eine bessere Nacht gehabt hat, Mr. Hale. Wahrscheinlich war die Arznei bestimmt, diese Anfälle zu modifizieren, an denen sie so viel litt?«

»Denselben womöglich ganz vorzubeugen.«

»Das ist sehr auffallend. Es kommt mir wirklich vor, als ob diese Arznei stets die Neigung zur Krankheit vermehrt habe.«

Dr. Hale schüttelte ungeduldig den Kopf.

»Sie wissen nicht, was Sie sprechen, Miß Crofton,« sagte er.

»Darf ich, wenn Sie erlauben, einige Worte allein mit Ihnen sprechen?«

Mrs. Darrell erhob sich mit einem ängstlichen Blicke.

»Was können Sie dem Dr. Hale allein zu sagen haben« Miß Crofton?« fragte sie.

»Es ist wahrscheinlich in Bezug auf sich selbst,« sagte der Arzt in teilnahmsvollem Tone. »Ich habe ihr schon lange gesagt, daß sie sich mit dieser Art Krankenwartung aufreiben wird und nun wird sie finden, daß ich Recht habe.«

»Ja, sagte ich, »über mich selbst möchte ich mit Ihnen sprechen.«

Mrs. Darrell stellte sich an eines der Fenster und blickte hinaus, während ich dem Dr. Hale in das Ankleidezimmer folgte.

Ich schloß die Garderobe auf, nahm das Arzneifläschchen heraus und theilte dem Arzte meinen Verdacht von der vorigen Nacht mit. Er hörte mir mit großer Aufmerksamkeit, aber mit einem ungläubigen Gesicht zu.

»Ohne Zweifel eine Einbildung von Ihnen in Folge nervöser Aufregung,« sagte er; »ich will indeß die Arznei mitnehmen und in meinem Laboratorium analysieren.«

»Ich habe Ihnen noch einiges Weitere mitzutheilen, Mr. Hale.«

»So!«

Ich wiederholte Wort für Wort, was mir Peter in Betreff des Besuchs der Mrs. Darrell bei seiner Großmutter erzählt hatte.

»Das ist eine sehr seltsame Geschichte,« sagte er; »aber ich kann mir nicht denken, daß Mrs. Darrell eines so schändlichen Verbrechens fähig sei. Welchen Beweggrund konnte sie für eine solche Handlung haben?«

»Ich halte mich nicht für befugt, offen über diesen Gegenstand zu sprechen, Mr. Hale, aber ich habe Gründe, anzunehmen, daß Mrs. Darrell ein sehr bitteres Gefühl gegen ihre Stieftochter hegt.«

»Ich kann das, was Sie argwöhnen nicht für möglich halten. Indeß soll die Arznei untersucht werden und wir wollen für die Zukunft unsere Vorsichtsmaßregeln treffen. Ich will Ihnen sogleich ein anderes Fläschchen in einem versiegelten Paket senden. Sehen Sie darauf, daß das Siegel nicht gebrochen ist, ehe Sie die Arznei gebrauchen.«

Die Arznei wurde eine Viertelstunde darauf in einem versiegelten Paket gebracht. Diesmal trug ich das Fläschchen in das Krankenzimmer und stellte es auf den Kaminmantel, wo es von Niemandem berührt werden konnte.

Als Dr. Hale an diesem Tage seinen zweiten Besuch abstattete, zeigte er eine sehr ernste Miene. Dagegen war er mit seiner Patientin sehr wohl zufrieden und sagte, es sei eine Aenderung zum Bessern eingetreten.

Er gab mir ein Zeichen, ihm aus dem Gemach zu folgen und ich ging die Treppe mit ihm hinunter, Susan Dodd bei Milly lassend.

»Ich beabsichtige mit Mrs. Darrell zu sprechen,« sagte er, »und ich wünsche, daß Sie mich begleiten.«

Sie befand sich in der Bibliothek. Mr. Hale trat ein und ich folgte ihm. Sie saß an einem Tisch mit Schreibmaterialien vor sich, aber sie schrieb nicht. Beim Anblick des Dr. Hale erhob sie sich und sah ihn verstört mit todtenbleichem Gesicht an.

»Ist sie schlimmer?« fragte sie.

»Nein, Mrs. Darrell, sie ist besser,« antwortete er in strengem Tone. »Ich finde, daß wir uns durch einen geheimen Feind des lieben Kinds am Narrenseil führen ließen. Es ist ein Mordversuch unter unsern eigenen Augen gemacht worden. Man hat Gift — ein langsames Gift, unter die von mir gesendete Arznei gemischt. Glücklicher Weise war der Giftmischer oder die Giftmischerin für den Erfolg des Verbrechens ein wenig zu vorsichtig. Die gegebenen Dosen waren klein genug, um die Aussicht auf Wiederherstellung zu gestatten. Ein Zufall hat in der vorigen Nacht Miß Croftons Verdacht erweckt und sie hat kluger Weise die Arznei ausgesetzt. Ich habe dieselbe seitdem untersucht und finde, daß sie mit einer gewissen Portion eines irritierenden Gifts vermischt worden ist.«

Einige Augenblicke, nachdem er aufgehört hatte zu sprechen, verharrte Mrs. Darrell im Schweigen, ihn starr mit dem todtenbleichen Gesichte anblickend.

»Wer kann so etwas gethan haben?« fragte sie in halbmechanischer Weise.«

»Sie müssen das besser beurtheilen können als ich,« antwortete Dr. Hale. »Befindet sich Jemand im Hause, der gegen Ihre Stieftochter feindlich gesinnt ist?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Wir haben zwei Pflichten vor uns, Mrs. Darrell. Die erste ist, unsere Patientin vor der Möglichkeit eines weiteren Versuchs dieser Art sicher zu stellen, die zweite, der Hand nachzuspüren, die das Verbrechen vollführt hat. Ich werde sogleich nach Leeds telegraphieren, um eine geschulte Wärterin kommen zu lassen, welche Miß Crofton im Krankenzimmer ablösen kann und dann mich mit der Polizei in Verbindung setzen, damit dieses Haus unter

strenge Aufsicht gestellt wird.«

Mrs. Darrell sprach erst kein Wort zu diesen Bemerkungen des Arztes. Sie setzte sich wieder an den Tisch und machte sich mit den Schreibmaterialien zu schaffen. Erst nach einer langen Pause sagte sie mit einer Stimme, welche nicht ganz frei von Zittern war:

»Sie können natürlich thun, was Ihnen am besten dünkt, Mr. Hale; es steht Ihnen frei, ganz auf Ihre Verantwortung hin zu handeln.«

»Ich danke Ihnen. Es ist eine Sache, in der mich meine Verantwortlichkeit zu einem gewissen Grad von Befugniß berechtigt. Ich werde an Dr. Lomond telegraphieren und ihn ersuchen, morgen hierher zu kommen. Allenfallsige Zweifel, die Sie über mein Urtheil hegen könnten, werden zerstreut werden, wenn ich durch seine Ansicht unterstützt werde.«

»Natürlich; aber ich habe ja keinen Zweifel über Ihr Urtheil ausgedrückt.«

Wir entfernten uns darauf. Sie saß, als wir sie verließen, noch immer am Tische, mit ihren ruhelosen Händen ohne Ziel und Zweck in den Papieren kramend.

Der Diener, der sie um sieben Uhr Abends aufsuchte, um ihr zu melden, daß das Essen serviert sei, fand sie noch dort sitzen, einen gesiegelten Brief vor sich auf dem Tische; aber ihr Kopf war auf den gepolsterten Arm des Stuhls niedergesunken — sie war seit mehreren Stunden todt.

Es fand eine Section der Leiche und eine Untersuchung statt. Mrs. Darrell hatte Gift genommen. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf Selbstmord in Folge von Geistesstörung. Man vermochte keine andere Ursache der That aufzufinden. Ihr seltsames zerstreutes Wesen hatte schon seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Dienerschaft erregt und die Aussage ihrer Kammerjungfer über die Unruhe und Aufregung ihrer Gebieterin während der letzten Monate war für den Coronor und die Geschworenen entscheidend.

Der Brief, der vor ihr auf dem Tische gefunden wurde, war an Angus Egerton adressiert. Er lehnte es ab, seinen Inhalt mitzutheilen, als er bei der Untersuchung darüber befragt wurde. Millys Genesung machte seit der Stunde, wo ich die verdächtige

Arznei eingestellt hatte, langsame, aber sichere Fortschritte. Die Zeit kam, wo wir uns genöthigt sahen, ihr das schreckliche Ende ihrer Stiefmutter mitzutheilen; sie erfuhr aber nie etwas von dem Versuch, der gegen ihr eigenes Leben gerichtet war, oder von der Atmosphäre von Haß, in der sie gelebt hatte.

Sobald sie sich genügend erholt hatte, verließen wir Thornleigh, um nach Scarborough überzusiedeln, von wo wir erst im Frühjahre zurückkehrten, um die Hochzeit meines lieben Mädchens zu feiern.

Sie ist jetzt nahezu sieben Jahre verheirathet, eine Zeit, während der ihr Leben sehr heiter und glücklich war — ein Leben von fast ununterbrochenem Sonnenschein. Sie hat ihren Vorsatz in Bezug auf unsere Freundschaft bis auf den Buchstaben ausgeführt und wir haben uns niemals von einander getrennt, ausgenommen während ihrer Hochzeitsreise und während meiner eigenen Besuche in der Heimat. Zum Glück für meinen Unabhängigkeitsinn habe ich jetzt zu Cumber Priory genug zu thun, denn ich bin Gouvernante von einem Häufchen hübscher Kinder, die mich Tante heißen und mir in ihren warmen jungen Herzen kaum weniger zugethan sind, als ihrer eigenen Mutter. Angus Egerton ist das Muster eines Landedelmanns und er sowohl, als seine Frau genießen unter Arm und Reich eine unerschütterliche Popularität. Peter ist Untergärtner in der Priorei und wohnt nicht mehr bei seiner Großmutter, die kurz nach dem Selbstmord der Mrs. Darrell die Gegend verlassen hat und, wie man glaubt, nach London gegangen ist.

Alt-Rudderford-Hall.

I. Kapitel.

Alt-Rudderford-Hall lag seitwärts von der Landstraße unter Bäumen begraben und Alles was der Reisende davon sah, war ein Blick auf eine Esse von rothen Backsteinen, oder eine Ecke des steilen Dachs über Eichen und Ulmen, die seit der normannischen Eroberung standen, wo noch alles Land um das kleine nette Dorf Rudderford mit Wald bedeckt war.

Neu-Rudderford-Hall stand unmittelbar der Landstraße gegenüber, glänzend mit drei Reihen blinkender Spiegelfenster, einer schönen mit Stucco verzierten Front, einem großen Treibhaus mit einem Glasdach, das in der Sommersonne blitzte, einem schönen Rasenplatz, in welchem sich zierliche Beete mit reichem Blüthenschmuck befanden und einem paar Thoren von kunstreichem Eisenguß, über denen vier große Lampen angebracht waren. Neu-Rudderford-Hall hatte das Aussehen dessen, was es war — der Wohnung von commerciellem Reichthum. Neu-Rudderford-Hall gab Dinerpartien, einmal im Jahre einen Ball, Jagdfrühstücke im Spätherbst, Privattheater um Weihnachten. Neu-Rudderford-Hall hatte drei rosige Töchter und einen erwachsenen Sohn, einen gewaltigen Reiter, seinen Augapfel.

Alt-Rudderford-Hall öffnete selten seine rostigen Thore oder seine knarrenden Thüren. Es ging in der That eine Sage, daß kein Fremder seit einem Jahrhundert Brod daselbst gebrochen habe. Alt-Rudderford-Hall hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, schön anzusehen, die einen alten halbblinden Zelter auf den schattigen Wegen von Rudderford ritt, zuweilen in den Häusern der Armen, aber niemals in der erhabenen Sphäre, die man in Rudderford »Gesellschaft« nannte, angetroffen wurde. Alt-Rudderford-Hall

erfreute sich jenes patrizischen Anhängsel — eines Familiengespensts.

Die Sage ging, daß ein Champion in den Tagen der Stuarts in einem Anfälle von Eifersucht seine Frau ermordet habe und daß der ruhelose Geist der armen Dame — die nicht ganz schuldlos gewesen sein soll — in den langen dunkeln Gängen und düsteren Gemächern des alten Hauses umherwandelte. Es war nicht ganz klar, daß sie Jemand gesehen hatte; aber es wurde desohngeachtet fest an sie geglaubt und es gab Leute genug, die eine genaue Beschreibung von ihr zu geben wußten — eine schlanke reizende Dame, in Weiß gekleidet, mit wallendem braunem Haare, das ihr über Hals und Schultern fiel.

Der gegenwärtige Eigenthümer der Halle war Anthony Champion und die Besetzung hatte seit den Tagen Heinrichs VIII. stets dem Hause Ehampion gehört. Thomas Champion hatte dieselbe bei Vertheilung der Kirchengüter vom König für angeblich geleistete Dienste zum Geschenk erhalten. Früher war sie das Eigenthum eines in der Nachbarschaft befindlichen Klosters gewesen.

Es standen noch Theile von dem alten Schlosse, dicke steinerne Mauern mit schmalen Bogenfenstern, einer Wendeltreppe und einer massiven eichenen Thüre; aber die eigentliche Halle war von dem obengenannten Thomas Champion mit großem Glanz und Aufwand erbaut worden. Das Haus konnte als eines der schönsten Muster der Baukunst in England betrachtet werden; es war aber im letzten Jahrhundert arg vernachlässigt worden. Wo Verfall entstehen konnte, war er entstanden und Haus und Umgebung boten nach allen Seiten hin einen düsteren Anblick. Nur der Blumengarten zeichnete sich durch Nettigkeit und Freundlichkeit aus und dies war der Sorgfalt von Christabel Champion zu verdanken, welche die altmodischen Blumenbeete, die grasigen Wege und die alten Rosen liebte und nicht allein die Arbeiten eines großen vierschrötigen Burschen von siebzehn Jahren, des einzigen Gärtners in der Halle, beaufsichtigte, sondern noch überdies selbst hart arbeitete.

Innerhalb war die Dusterheit fast erdrückend. Anthony Champion war ein Mann, der nur unter seinen Büchern lebte und unter alten

Folianten sein Dasein verträumte. Er hielt sich fast nur in seiner Bibliothek auf, aus der er blos des Abends hervorkam, um das frugale Mahl seiner Tochter zu theilen. Die Zahl der Diener in der Halle beschränkte sich auf drei, — einen alten Hausmeister und dessen Frau, welche der Haushaltung verstand, und ein dralles Landmädchen, das zugleich als Kammerjungfer bei Miß Christabel und als Haus- und Viehmagd fungierte.

Der Gebieter von Alt-Rudderford-Hall war so arm wie Job in den Tagen seiner Heimsuchung; so ging wenigstens das allgemeine Gerücht, das durch seine Lebensweise sehr wesentlich unterstützt wurde. Vor hundert Jahren herrschten in dem großen alten Hause Saus und Braus, Verschwendung und Glanz bis seinen Gebieter ein großes Unglück in dem gewaltsamen Tode seines einzigen Sohnes, der im Duell getödtet wurde, befiel. Der kinderlose Vater schloß das Haus und ging nach Paris, wo er an dem üppigen Hofe Ludwig XIV. sein glänzendes Vermögen vergeudete. Nach seinem Tod kam die sehr herabgekommene Besizung an einen Neffen, einen jungen Mann von wissenschaftlichen Neigungen, der ein Mädchen von niederer Geburt heirathete, in dem vernachlässigten Hause das Leben eines Einsiedlers führte und der Vater von Anthony Champiom des gegenwärtigen Gebieters der alten Halle, wurde.

Es ist möglich, daß der junge Anthony, als er die Besizung ererbte, einen Versuch gemacht hätte, den Zustand derselben zu verschönern und zu verbessern, wenn ihm das Glück nur einigermaßen günstig gewesen wäre. Aber wieder fiel ein schweres Mißgeschick auf das alte Haus. Er hatte ein schönes junges Mädchen ohne Vermögen aber von hoher Geburt — ein Mädchen, das er anbetete, geheirathet und nach der alten Halle gebracht, voll von Plänen aller Art für die Zukunft. Etwas mehr als ein Jahr führte er ein Leben des höchsten häuslichen Glücks und dann — zwei Monate nach der Geburt eines Mädchens — sah er seine Frau nach einer Krankheit von wenigen Tagen durch den Typhus hinweggerafft. Es dauerte lange, bis die Liebkosungen seines Kindes einen schwachen Schatten von einem Lächeln auf seinem abgemagerten Gesichte hervorzurufen vermochte. Er schien auf einmal ein alter

Mann geworden zu sein. Unähnlich seinem Vorfahren wandte er dem Schauplatz seines Leidens nicht den Rücken; er begrub sich nur daselbst, indem er sich unter seinen Büchern einsargte. Er hatte die Liebe seines Vaters für die Wissenschaften geerbt und, für alles Andere abgestorben, suchte er in rastlosem unermüdlichem Studium eine Art kalten Trostes.

Für einen solchen Mann konnte Gesellschaft keinen Reiz haben. Hätte er den Reichthum aller Rothschilds besessen, so würde er ganz so gelebt haben, wie er jetzt lebte. Aber dadurch und durch das beständige Brüten über einen nutzlosen Kummer hatte sich sein Gemüth so verengert, daß er gar nicht daran dachte, daß dieses Einsiedlerleben für ein Mädchen von achtzehn Jahren kaum das beste und angenehmste sein könne. Das mutterlose Kind, dessen klägliches Geschrei sein Herz vor Jahren zerrissen hatte, war zu einem lieblichen Mädchen emporgeblüht, das eine sprechende Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Frau hatte. So lang und so traurig seine Tage und Nächte seit jenem Verluste gewesen waren, so hatte er doch von dem wirklichen Fortschritt der Zeit kaum ein Bewußtsein. Es war deshalb eine Ueberraschung für ihn, zu sehen, daß seine Tochter zur Jungfrau emporgeblüht war. Er wachte mit einem Male wie von einem langen Schlaf auf und betrachtete sie mit einer Art von Verwunderung. Sieben oder acht Jahre vorher hatte er mit der Frau des Pfarrers eine freundschaftliche Uebereinkunft getroffen, nach der Christabel an den Studien ihrer vier Töchter unter einer tüchtigen Gouvernante im Pfarrhause Theil nehmen sollte, und in Folge dieses Abkommens hatte ihm die Erziehung seiner Tochter wenig Geld und keine Mühe gekostet.

Er liebte sie zärtlich, hatte ihr aber desohngeachtet nur wenig von seinem Vertrauen zu Theil werden lassen. Seitdem sah er das schöne junge Gesicht zu sich emporblicken, ohne eine gewisse Regung des Schmerzes zu empfinden. Sie war ihrer Mutter so ähnlich! Er dachte sich zuweilen, welches ein schönes Bild diese beiden Gesichter neben einander abgeben würden, — das eine entwickelt und matronenähnlich, das andere in der ganzen Blüthe der Jungfräulichkeit.

Sie hatte ihren kleinen Kreis von Freunden — einen sehr kleinen. Das einzige Haus, das sie besuchte, war das des Pfarrers und hier ging sie wie eine Tochter aus und ein. Dort hatte sie die Leute von Neu-Rudderford-Hall getroffen — Frank Greenwood und seine drei Schwestern, die sich auf den ersten Blick in sie verliebten — die Schwestern nemlich. Frank selbst sagte sehr wenig über sie. Indeß lehnte sie alle Einladungen zu ihren großen Partien ab — sie besaß auch nicht den für solche Gelegenheiten nöthigen Putz — sie ging aber zuweilen des Abends hinüber und betheiligte sich an ihrem Croquettspiel.

II. Kapitel.

Neu-Rudderford-Hall war auf einem Theile des Grund und Bodens gebaut, welchen Thomas Champion von König Heinrich zum Geschenk erhalten hatte und diese Thatsache wurde von Anthony als eine ihm von Mr. Greenwood angethane persönliche Beleidigung betrachtet. Selbst wenn er ein Mann von geselligen Gewohnheiten gewesen wäre, so hätte ihn doch nichts bestimmen können, mit dem Gebieter der neuen Halle Brod zu brechen und er hörte stets die Vertraulichkeit seiner Tochter mit diesen »Greenwood Mädchen« mit Mißvergnügen.

»Ich kann mir nicht denken, was Dich bestimmt, den Umgang mit solchen Leuten zu pflegen, Christabel,« sagte er ärgerlich, als sie eines Abends nach dem Essen in der Sommerdämmerung in dem langen Salon saßen — einem sehr traurigen Gemach, das sehr gut einer Versammlung von Fünzig Platz gewährt hätte und in seinem verschossenen Glanz, nur von Vater und Tochter eingenommen, einen sehr düsteren Anblick gewährte.

»Ich habe ihn nicht gepflogen, Papa. Du weißt, daß ich alle die vielen Einladungen, die sie mir gesendet, abgelehnt habe.«

»Du bist aber doch in ihrem Hause gewesen?«

»Ja, zuweilen, um Croquet zu spielen; niemals aber bei einer ihrer Partien.«

»Ich vermuthe, daß dies eine Entbehrung für Dich ist.« sagte er mit einem Seufzer. »Ich glaube, daß es Leute gibt, die mich einen grausamen Vater und das Leben, das Du führst, ein unnatürliches nennen.«

»Bitte, bitte, lieber Vater, sage doch das nicht,« rief das Mädchen ernst, hinter seinen Stuhl tretend und ihre Hand nachlässig auf seine Schulter legend. »Du weißt, daß ich vollkommen zufrieden bin, wenn ich bei Dir sein kann; ich wünsche mir kein größeres Glück. Wenn unser Leben auch zuweilen etwas langweilig ist, so gibt es doch auch wieder Zeiten, wo mir Alles wie Sonnenschein und der Garten

und das liebe alte Haus wie der Feenpalast im Märchen vorkommen. So lange es Dir gefällt, allein zu leben, will ich mit unserer Einsamkeit zufrieden sein, obwohl ich bekenne, daß es mich glücklich machen würde, Dich mehr in der Welt zu sehen.«

»Das ist ein Anblick, der Dir niemals zu Theil werden wird,« antwortete ihr Vater. »Ich habe meine Thüre vor der Welt verschlossen, als ich von ihrem Leichenbegängniße nach Hause kam nach Hause kam und sie nicht mehr da war! Nein, Christabel, die Welt und ich sind zu lange von einander geschieden, als daß noch eine Gemeinschaft zwischen uns bestehen könnte. Aber ich habe nicht die Absicht, Dich für immer lebendig zu begraben. Du bist auf einmal zur Jungfrau emporgeblüht und hast mich dadurch überrascht. Ich bedarf einige Zeit zum Nachdenken und dann werde ich mir einen Plan bilden, um Dir ein heiteres Leben zu verschaffen.«

»Ich wünsche keine Veränderung, Papa. Ich möchte Dich um die ganze Welt nicht verlassen. Wenn Du einen Plan hast, mich von hier fortzusenden, so gib ihn, ich bitte Dich, auf. Kein Vergnügen in der Welt könnte mich für den Schmerz, Dich verlassen zu müssen, entschädigen. Du darfst mir glauben, ich bin wirklich ganz glücklich. Ich habe den Besuch meiner Armen und — und einige Freunde — sie zögerte mit einem plötzlichen Erröthen, indem sie sich erinnerte, daß, sich diese anstößigen Greenwoods unter diesen einigen befanden — und mein liebes altes Pferd Gilpin!«

Mr. Ehampion lächelte bei Erwähnung des letzteren.

»Gilpin ist kaum ein Reitpferd, dessen sich eine junge Dame rühmen könnte,« sagte er. »Ich glaube, die Welt denkt, daß ich Dir keinen bessern Zelter geben kann, als den alten Gilpin, daß ich das Leben, das ich führe, ebenso sehr aus Armuth, als aus andern Gründen führe.«

»Die Leute können sagen, was sie wollen, Papa, was liegt daran?«

»Nichts, Kind; aber diesmal ist die Welt im Irrthum. Ich bin keineswegs ein armer Mann. Als ich die Besitzung übernahm, war sie schwer belastet; aber das Geld hat sich bei dem Leben, das ich geführt, rasch angehäuft und ich habe Alles abgezahlt — und noch

überdies Geld gespart. Wenn ich nur das Land, auf dem die neue Halle steht, zurückkaufen und das gemeine Cockney-Haus niederreißen könnte, so würde ich denken, daß mein Geld zu etwas nütz sei; aber das steht außer Frage. Samuel Greenwood ist einer der reichsten Männer in der Grafschaft und er würde mich selbst gern auskaufen. Doch laß uns jetzt nicht von ihm sprechen; der Gegenstand verstimmt mich immer. Wenn die Zeit kommt, wo Du heirathest, wirst Du keine Braut ohne Mitgift sein.«

»Ich hoffe, wenn ich jemals heirathe, daß es Jemand sein wird, der sich nicht darum kümmert, ob ich Geld habe oder nicht.«

»Natürlich« das ist die Ansicht eines Mädchens; aber die Leute kümmern sich darum. Ich wünsche nicht, daß Du einen armen Mann heirathest, der, da er selbst nichts besitzt, Dich auch mit Nichts nehmen würde. Die Zeit ist kaufmännisch geworden. Je mehr Einer Geld besitzt, desto mehr erwartet er von seiner Frau. Und wenn Du später in Gesellschaft gehst, wie ich es wünsche, so sollst Du so erscheinen, wie es der Tochter eines Gentleman geziemt und wenn Du heirathest, sollst Du Juwelen haben, wie sie eine Frau unter hundert nicht aufzuweisen hat.«

»Juwelen, Papa,« rief Christabel, mit großen Augen, »Juwelen!«

Mit Ausnahme eines weißen Carneolhalsbands und eines goldenen herzförmigen Schließe, welche das Haar ihrer Mutter enthielt, hatte das Mädchen niemals in ihrem Leben einen Schmuckgegenstand besessen.«

»Ja, Kind, Juwelen; bleibe einen Augenblick hier, ich will Dir etwas zeigen.«

An dem einen Ende des Salons befand sich eine Thüre, die in die Bibliothek ging, diesem düsteren alten Gemach, das ganz mit alten Büchern angefüllt war und in dem Anthony Champion seine Tage zubrachte.

Er ließ seine Tochter in dem Salon zurück und ging in die Bibliothek. Hier schloß er einen Documentenschrank auf und nahm ein altes, mit Leder, das einst roth gewesen, überzogenes Kästchen heraus. Dieses brachte er zu Christabel. Es war gerade noch hell genug, daß man auf dem Deckel in verschossenem Golddruck die

Buchstaben »C. C.« wahrnehmen konnte.

»Gehörte Dies meiner Mutter?« fragte sie, die Buchstaben mit Interesse betrachtend.

»Nein. Dieses Juwelenkästchen gehörte meiner Großtante, Caroline Champion, der Mutter jenes unglücklichen Jünglings, der sein Leben im Zweikampf verlor. Als Angus Champion Rudderford den Rücken kehrte, ließ er das Kästchen zurück, vergaß vielleicht sein Dasein; wer weiß es? Seine Frau war seit neun Jahren todt. Obschon er fast Alles verschwendete, was er habhaft werden kannte, so blieben doch die Juwelen verschont. Mein Vater fand sie in einer eisernen Kiste unter alten Pergamenten und werthlosen Papieren. Da sie sich so lange in der Familie erhalten hatten, so wollte sie mein Vater nicht verkaufen. »Die Frau meines Sohnes soll sie tragen,« sagte er. Aber Deine Mutter lebte nicht so lange, um sie zu tragen, Christabel. Wir pflegten heiter genug von dem Tage zu sprechen, wo sie, im Glanze der Diamanten strahlend, dem Hofe dargestellt werden sollte. Indeß trug sie keinen Schmuck, als die Rosen, die wir ihr in den Sarg legten.« Er hielt einen Augenblick inne, denn so oft ihm diese Erinnerung kam, fühlte er den alten Schmerz sich erneuern. »Und nun werde ich Deine Augen blenden,« fuhr er fort, seine bitteren Gedanken mit Gewalt zurückdrängend.

Er schloß das Juwelenkästchen auf und hob den Deckel. Christabel stieß einen Ruf des Entzückens aus. In dem oberen Fach befand sich eine Garnitur von Diamanten — Halsband, Bracelets, Broche, Ohrenringe in Silber gefaßt, in einem soliden, einfachen Styl. Die Steine waren groß und glänzend, rein in Farbe, von größerem Werthe, als Anthony Champion dachte, obschon er sie auf eine gute runde Summe schätzte.

Er hob das obere Fach heraus und zeigte ein zweites, voll von Saphiren in Goldfassung, dann öffnete er ein drittes Fach, ein Halsband und Ohrenringe von Amethysten und Perlen enthaltend, die Christabel für schöner erklärte als die Diamanten. Der Boden des Kästchens endlich enthielt Schmuckgegenstände verschiedener Art — alte Ringe, Riechfläschchen, Armbänder, Kreuzchen u.s.w. Diese aber interessierten Christabel mehr, als die kostbaren Steine und sie

saß lautlos da, ganz mit der Betrachtung derselben beschäftigt, während die drei Fächer mit Juwelen offen auf dem Tische standen.

»Horcht« sagte ihr Vater plötzlich. »Was war das?«

»Was« Papa?«

»Dieses Geräusch draußen. Es lautete wie ein Fußtritt. Geh hinaus, Christabel und sieh, ob Jemand da ist.«

Miß Champion schritt durch das große offene Fenster hinaus. Ein breiter Weg führte an den Salonfenstern vorüber nach einem dichten Gebüsch von jungen Föhren, in welchem sich ein Dutzend Männer hätten sicher verbergen können.

Es war Niemand wahrzunehmen. Das Mädchen ging überall hin und blickte sich überall um, sie bog sogar das dichte Lorbeergebüsch, das eine Seite der Anlage bildete, auseinander, aber ohne Resultat.

Bist Du auch gewiß, daß Du einen Schritt gehört hast, Papa?« fragte sie ziemlich ungläubig, als sie in das Gemach zurückkam.

»Ja, sagte Mr. Champion, der hastig die Juwelenfächer wieder in das Kästchen zurückgelegt hatte, während seine Tochter sich umsah. »Ich bin meiner Sache gewiß und es war mehr als ein Fußtritt; ich sah auch einen Schatten durch das Fenster fallen.«

»Vielleicht der Schatten eines Baumes, Papa.«

»Es ist kein Baum da, der einen Schatten auf dieses Fenster werfen kann. Er war in einem Augenblick wieder weg. Es hat uns Jemand beobachtet, Christabel.«

»Wahrscheinlich ein Bettler,« sagte Miß Champion gleichgültig.

Die Zugänge zu Alt-Rudderford-Hall waren schlecht verwahrt.

Die Thore wurden niemals geschlossen und für diejenigen Eindringlinge, denen der legitime Eingang nicht anstand, gab es zahlreiche Lücken in der Umzäunung, durch die sie in den Park eindringen konnten.

»Ein Bettler!« rief Mr. Champion ärgerlich. »Ich fürchte, Du ermuthigst dieses Gezücht durch Deine unkluge Mildthätigkeit, Christabel.«

Christabel blickte mit einem schwachen Seufzer vor sich nieder.

Wenn auch kein Geizhals in der Theorie, war doch Mr. Champion ein solcher in der Praxis und so knapp war ihr Taschengeld bemessen, daß diese unkluge Mildthätigkeit zuweilen in einer kleinen Silbermünze bestand, die sie einem müden Wanderer spendete, der durch seine klägliche Erzählung ihr mitleidiges Herz zu rühren wußte.

»Ein Bettler!« wiederholte Mr. Champion. »Eine angenehme Sache für einen Landstreicher, wenn er diese Juwelen gesehen hat. Ich will sie sogleich wieder aufheben und gehe Du noch einmal hinaus und sieh Dich um, ob nicht Einer herumschleicht. Du kannst auch David sagen, er solle seine Augen offen halten.«

David war der Bursche, dem die Besorgung der Gärten und des Parkes oblag, ein Geschäft, zu dem eigentlich sechs Personen nothwendig gewesen wären.

Miß Champion ging wieder in den Garten und diesmal sah sie sich noch genauer um als zuvor. Im Küchengarten fand sie David, der sich an einem zerbrochenen Mistbeetfenster zu schaffen machte.

Ihm theilte sie den Befehl ihres Vaters mit, den er fast verächtlich aufnahm.

»Bettler und Landstreicher, Miß! Gott sei uns gnädig; sie thun keinen Schaden. Hier gibt es nichts für sie zu stehlen.«

Natürlich hatte der Eindringling, wer er auch sein mochte, seit er Mr. Champion's zuerst ansichtig wurde, Zeit genug gehabt, sich zu entfernen. David schlenderte langsam durch die Gärten, blickte einen Augenblick durch die massigen Stechpalmen in den Park, sah Niemand und ging dann in das Haus, um seinen Bericht abzustatten.

III. Kapitel.

Am folgenden Morgen begegnete Christabel auf einem ihrer gewöhnlichen Spazierritte Rosa Greenwood und diese junge Dame theilte ihr mit, daß diesen Abend zu Neu-Rudderford-Hall eine Croquetpartie stattfinde, zu der sie ganz gewiß kommen müsse.

»Es ist nicht im Entferntesten eine Festlichkeit, Liebe,« sagte Miß Greenwood, Gilpin den Kopf streichelnd, »ganz eine Stegreifpartie zu Ehren von Miß Perkington, einzigen Tochter der großen Firma Perkington und Tanberry, Tuchfabrikanten, die sich als Gast bei uns befindet. So ein liebes Mädchen, nicht gerade schön, aber so interessant! Wir Alle wünschen, daß Frank sie heirathen mochte und ich denke, sie ist ihm nicht abgeneigt; aber es läßt sich in solchen Dingen nichts sagen; junge Männer sind oft so eigen.«

Christabel trug einen Strohhut mit einem blauen Schleier und unter diesem blauen Schleier nahmen die Rosen auf ihren Wangen in diesem Augenblicke eine etwas dunklere Farbe an.

»Nun Du mußt, mußt, mußt kommen, Christabel. Ich nehme keine abschlägige Antwort an. Die Mädchen aus dem Pfarrhause werden ebenfalls da sein. Wir speisen um fünf Uhr, um den ganzen Abend vor uns zu haben und fangen das Spiel um sechs Uhr an und können es mit einem oder zwei Walzern vor dem Abendessen schließen.«

Christabels Augen glänzten bei dem Gedanken an einen Walzer. Tanzen war eine Unterhaltung, die sie in ihrer Unerfahrenheit für das höchste irdische Vergnügen hielt. Sie hatte an manchem Sommerabend allein auf dem Rasen gewalzt, irgend eine schmachtende Melodie leise dazu singend.

»Ich würde sehr gerne kommen,« sagte sie nachdenklich; »aber ich weiß nicht, ob Papa —«

»Papa! Bah!« rief Miß Greenwood, die etwas heftig und in Bezug auf elterliche Autorität nicht besonders ehrerbietig war. »Ich möchte den Urheber *meines* Daseins ein Hinderniß in den Weg legen sehen,

wenn ich mich vergnügen wollte! Als ob Dein Leben nicht langweilig genug wäre, da Du die ganze Zeit in diesem düsteren alten Hause eingesperrt bist.« Und Miß Greenwood zog ein schiefes Gesicht als Zeichen ihrer höchsten Verachtung für das großartige alte Tudorschloß in Vergleich mit der freundlichen modernen Wohnung, die ihr schönes Selbst beherbergte.

»Ich will Papa fragen, ob ich um acht Uhr- kommen darf,« sagte Christabel. »Er speist um sieben Uhr und wünscht stets meine Gegenwart beim Diner. Vor acht Uhr könnte ich nicht wohl kommen; aber die Abende sind jetzt so lange.«

»Das ist viel zu spät,« erwiderte Rosa; »wenn Du aber bleiben mußt, um diesen sonderbaren alten Pa von Dir sein Essen verzehren zu sehen, so mußt Du es freilich thun; vergiß aber nicht, daß wir Dich um acht Uhr ganz bestimmt erwarten. Ich werde Frank schicken, um Dich am Feldthore abzuholen.«

»Bitte, thue das nicht,« rief Christabel.

»Wenn ich es aber so haben will? Er soll Dich Punkt acht Uhr am Thore abholen.«

Miß Champion ließ ihr Pferd langsam weiter gehen, während Rosa Greenwood langsam an ihrer Seite ging, ihr von jener wundervollen Person, Miß Viktoria Perkington, erzählend, die in ihrer Stellung als die einzige Tochter von Perkington und Tanberry eine Mitgift habe, wogegen das Vermögen der reichen Miß Greenwoods geradezu ärmlich erscheinen mußte.

»Du solltest nur die Kleider sehen, die sie für einen zehntägigen Besuch mitgebracht hat!« rief Rosa. Einen Korb so groß wie ein Haus und alle von einer Französin in Bruton Street. Da hat sie unter Andern ein schwarzes seidenes Kleid, ganz mit echten breiten Spitzen garniert, das allein ein Vermögen werth ist.«

Christabel stieß einen leichten Seufzer aus, indem sie an die Dürftigkeit ihrer eigenen Garderobe dachte und wie ärmlich sie in den Augen der Miß Perkington erscheinen mußte. Gedankenvoll ritt sie langsam heim, nicht besonders glücklich.

»Wahrscheinlich wird er sie heirathen,« sagte sie zu sich. »Es ist gerade so, wie Papa am vorigen Abend gesagt hat. Je reicher die

Leute, desto eifriger suchen sie ihren Reichthum zu vermehren. Ohne Zweifel wird er sie heirathen und irgend ein großes Gut in der Nachbarschaft kaufen und ich werde sie auf ihren stolzen Pferden reiten und über den armen alten Gilpin lachen sehen.«

Sie beugte sich auf den Hals des Pferdes nieder, um ihn zu streicheln und eine kindische Thräne fiel auf seine graue Mähne. Sie war nicht viel mehr als ein Kind. Frank Greenwood war stets sehr aufmerksam und zärtlich gegen sie gewesen und der Gedanke, daß er von nun an ganz aus ihrem Leben verschwinden und der Miß Perkington angehören solle, verursachte ihr einen scharfen Schmerz.

»Würdest Du etwas dagegen haben, Papa, wenn ich diesen Abend, um Croquet zu spielen, nach — nach der neuen Halle ginge?«

»Dagegen haben? Du weißt, meine Liebe« daß ich diese Greenwoods verabscheue; aber ich halte es für hart, Dir ein kleines Vergnügen zu verbieten, das Du dort in ruhiger Weise genießen kannst. Es ist natürlich keine Partie?«

»O nein, Papa. Ich habe erst durch Rosa davon gehört, als ich diesen Morgen spazieren ritt.«

»Merke Dir's, ich bin durchaus gegen Dein Erscheinen bei einer ihrer Schaupartien. Ich will nicht daß *meine* Tochter an dem Triumphwagen von Samuel Greenwood paradiert. Wenn Du dagegen an einem Croquetspiel Gefallen findest, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.«

»Ich danke Dir lieber Papa.«

»Wann gehst Du?«

»Sogleich nach dem Essen.«

»Das ist um acht Uhr. Um halb zehn Uhr werde ich Dich durch David abholen lassen.«

Nur ein und eine halbe Stunde! Würde da Zeit sein für diese Walzer auf dem Rasen? Sie hatte in dem gastlichen Pfarrhause mehrmals mit Frank getanzt und wußte, daß er ein angenehmer Tänzer sei.

»Wie ich glaube, findet eine Art von Soupé statt, Papa,« stammelte sie.

»Eine Art von Soupé? Nun also um zehn, oder spätestens halb elf Uhr.«

»Danke, lieber Papa.«

»Gott soll behüten! Man sollte denken, diese Leute wären die angenehmste Gesellschaft, die Du finden könntest.«

»Die Pfarrersmädchen sind auch dort, Papa,« sagte sie schüchtern.

»Nun, ich wundere mich nicht, daß Du ihnen zugethan bist. Gehe, und kleide Dich an, Kind. Ich kann mein Diner allein beenden.«

Miß Champion küßte ihren Vater und entfernte sich, um ihre kurze Toilette zu machen, erfreut und doch mit einem unbestimmten Schmerz im Herzen über das Bild dieser unbekanntenen Miß Perkington. Rosa Greenwood hatte ihren Bruder »eigen« genannt, was auf seine Gleichgültigkeit gegen die große Erbin hinzuweisen schien; aber sie hatte nicht gesagt, daß die Heirath ganz unwahrscheinlich sei, und die Familie wünschte sie und Miß Perkington war *dort* und Frank war ein Weltmann, zwar sehr heiter, gescheid und aufrichtig, aber desohngeachtet ein Weltmann.

Sie zog ihr weißes Muslinkleid an — ein Kleid drei Sommer alt — das auf kunstreiche, aber nicht unbemerkbare Weise verlängert worden war, um für ihre zunehmende Körpergröße zu passen — gerade so ein Kleid, das Miß Perkingtons Verachtung erregen mußte, die wahrscheinlich in ihrem ganzen Leben noch nie etwas Verlängertes oder »Ausgelassenes« getragen hatte. Sie knüpfte ein breites blaues Band um ihren schlanken Hals und blickte dann unzufrieden in den altmodischen Ankleidespiegel. Es war ein sehr schönes Bild, das herausblickte, eine große schlanke Gestalt, — ein liebliches junges Gesicht, von reichen, braunem, lockigen Haar umgeben; aber Christabel sah nur die Mängel ihres Anzugs und wandte sich mit einem Seufzer von dem Spiegel weg.

Ihr Vater schlummerte in seinem Lehnssessel, als sie in den Salon trat, um ihm Adieu zu sagen; so schlüpfte sie leichten Schritts aus dem Fenster und eilte durch die Gärten und die Wiese nach einem

Feldthor, von dem Miß Greenwood gesprochen hatte, ein Thor, das Samuel Greenwoods Eigenthum von den zusammengeschwundenen Ländereien der Champions trennte.

Die Kirchenuhr von Rudderford schlug drei Viertel auf acht Uhr, als Christabel über die Wiese ging. Sie kam also eine Viertelstunde vor der angesetzten Zeit. Sie war halb froh, halb betrübt bei dem Gedanken, daß Frank nicht da sei.

Er befand sich aber nichtsdestoweniger dort — ein junger Mensch von hübschem Aussehen, auf dem Thorstein sitzend und in so tiefes Nachdenken versunken, daß er fast erschreckt emporsah, als ihr leichter Fußtritt in seine Nähe kam.

»Wie gütig ist es von Ihnen, daß Sie so zeitig kamen,« sagte er, als er ihr die Hand reichte und die ihrige einen Augenblick in der seinigen behielt. »Ich bin vor zehn Minuten hierher geschlendert, um einmal gehörig nachzudenken. Ich denke nicht oft nach. Es ist eine üble Gewohnheit.«

Christabel lachte. Sie war fast immer fröhlich in seiner Gesellschaft; er schien auf irgend eine Weise erheiternd auf ihr Dasein einzuwirken.

Sie hatten eine breite Wiese zu durchschreiten, ehe sie zu den Gärten und Anlagen der neuen Halle gelangten — Anlagen in denen es wenige »Bäume« aber viele seltene Ziersträucher und viele gewundene Wege gab, die auf das Sorgfältigste gepflegt waren. Sie konnten bereits den scharfen Klang der Croquetbälle und schrilles weibliches Gelächter vernehmen.

»Es war sehr unhöflich von Ihnen, daß Sie Ihre Partei so lange im Stich gelassen haben,« sagte Christabel.

»Meine Partei? Ja wohl, diese unaufhörlichen Croquetspieler. Wissen Sie, daß ich Croquet für das uninteressanteste Spiel in der Welt halte? Ein Mann spielt es nur, um mit dem Mädchen, das er liebt, nach dem Ball rennen zu können. Ich wenigstens kann darin kein anderes Vergnügen sehen.«

»Sie sind wahrscheinlich mit Miß Perkington gerannt,« sagte Christabel mit gezwungenem Lachen.

Frank Greenwood sah sie sonderbar an.

»Ja,« sagte er kalt, »ich bin in der jüngsten Zeit einen guten Theil mit Miß Perkington gerannt, und dann schaute er sie wieder an.

Sie befanden sich jetzt an dem eisernen Thor — nur ein leichter eiserner Zaun schied die Wiese von den Gärten. Zwischen dem Rasenplatz und der Wiese lag derjenige Theil des Gartens, welcher die Anlage genannt wurde, eine junge Pflanzung von Gesträuchen, die noch so dünn und spärlich aussah, daß sich kaum ein Kaninchen darin verbergen konnte. Christabel fühlte, daß aller Augen der Spieler auf dem Croquetgrund auf ihr ruhten, während sie die gewundenen Wege mit Frank an ihrer Seite durchwanderte.

Der Rasen war so eben und glatt wie eine Billardtabelle und in den glänzenden vielfarbigen Blumenbeeten war kein verwelktes Blatt zu sehen. Der Croquetplatz lag auf der einen Seite des Hauses und ringsum standen da und dort eiserne Bänke und Tische zur Bequemlichkeit der Zuschauer und der ermüdeten Spieler. Samuel Greenwood saß hier, seine Zigarre rauchend und die »Times« lesend. Er war ein starker kahlköpfiger Mann, der einst wie Frank ausgesehen haben mochte.

Er schien nicht besonders erfreut zu sein, als Christabel kam, um ihm die Hand zu reichen, schüchtern lächelnd, und er warf seinem Sohne einen Seitenblick zu, der nicht ganz angenehm war.

»Wie befinden Sie sich, Miß Champion?« sagte er. »Ich wußte gar nicht, daß Sie diesen Abend hierher kommen würden.«

»Der Himmel sei mir gnädig, Pa,« rief die unehrerbietige Rosa; »als ob wir uns die Mühe nehmen sollten, Dir zu sagen, wer kommen wird, um Croquet zu spielen. Komm, Chris, Du bist auf unserer Seite; aus der andern ist Miß Perkington, Frank, Clara Lee und Putty. Doch ich vergaß, Euch beide Mädchen einander vorzustellen. Miß Perkington, Miß Champion; Miß Champion, Miß Perkington; Aristokratie und Plutokratie; Alt-Rudderford-Hall und Leamington. Und nun, da Ihr Euch kennt, erwarte ich, daß Ihr sogleich gute Freundinnen seid.«

Miß Perkington verbeugte sich steif. Diese freie und unceremonielle Vorstellung war durchaus nicht nach ihrem Geschmack, aber ihre liebe Rosa hatte ein so excentrisches Wesen.

Sie war ein großes, mageres, junges Frauenzimmer von der Klasse, die man als hochtrabend bezeichnet, mit vielen scharfen Ecken, welche durch die Kunst einer französischen Kleidermacherin einiger Maßen verdeckt waren; ein junges Frauenzimmer mit einer Gesichtsfarbe, welche man in der gemeinen Sprache »taligig« nennt, mit kalten grauen Augen, einer kurzen, unbeschreiblichen Nase und einem dicken Unterkiefer. Sie hatte gute weiße Zähne, eine Masse schwarzes Haar und eine gute Haltung ; aber es bedurfte auch sehr viel Aufwand von Putz, um Viktoria Perkington anziehend zu machen.

Dieses Croquetspiel hatte nichts Angenehmes für Christabel. In all ihren früheren Partien hatte sie Frank auf ihrer Seite gehabt, wobei es niemals an Scherzen und Lachen fehlte. Heute dagegen spielten sie ein ernstes Spiel. Miß Perkington, die einem Croquetclub zu Leamington angehörte, wollte keinen Unsinn dulden. Sie war gewohnt, während der Croquetsaison täglich des Nachmittags zwei Stunden zu spielen. Sie führte einen Schlag wie ein Schmiedehammer und verfehlte niemals einen Reif. Sie hatte ein scharfes Auge auf ihren Bundesgenossen Mr. Frank Greenwood und so fand er nicht die geringste Gelegenheit, mit Christabel zu sprechen, selbst wenn er es gewollt hätte und sie glaubte, er wünsche es nicht. Er schien übrigens auf ganz vertrautem Fuße mit Miß Perkington zu stehen. Er war in der That ein junger Mann, der sich ohne sonderliche Mühe den Frauen angenehm zu machen wußte.

Miß Champion spielte zum großen Verdruß von Rosa Greenwood abscheulich und die Perkington Partei gewann mit fliegenden Fahnen. O wie haßte die arme Christabel das meergrüne Kleid mit ihren zahlreichen Garnituren und Fransen, wenn diese einzige Tochter des Hauses Perkington und Tanberry hin- und herrauschte und die Kugeln der Gegner mit einer kaltblütigen Wildheit nach den entferntesten Grenzen des Raumes sandte, welche Miß Champions ganze Bitterkeit erregte.

Als das zweite Spiel mit der schmachlichen Niederlage für Christabels Partei beendet war, und bereits die Sterne am blauen

Himmel erglänzten, gingen Rosa und eine von den Pfarrerstöchtern in das Gesellschaftszimmer und spielten Straußische Walzer. Die Musik strömte durch die drei hohen Fenster heraus, welche vom Boden bis zur Decke offen standen.

Zwei von den Mädchen walzten mit einander und Frank war der Tänzer von Miß Victoria Perkington. Er hatte sie nicht aufgefordert, sie hatte sich ihn vielmehr als eine Sache, die sich von selbst verstand, ohne Umschweif angeeignet.

»Wenn ich tanzen soll, so muß es mit Ihnen sein,« sagte sie mit ihrem hochmüthigen Lächeln, »da Sie unser einziger Tänzer sind.«

Sie walzte sehr gut, wobei sie all ihr Segelwerk ausbreitete; sie walzte nur zu gut, — so dachte wenigstens Francis Greenwood, denn er wartete darauf, sobald als möglich von ihr loszukommen, um eine oder zwei Touren mit Christabel tanzen zu können. Dazu gab ihm aber Miß Perkington keine Gelegenheit, indem sie ihn während der Pausen, wo sie auszuruhen geruhte, im Gespräche über allerlei triviale Gegenstände festzuhalten wußte, um sich nach kurzer Erholung wieder wie eine Dampfmaschine in Bewegung zu setzen.

Als es Frank endlich gelang, von ihr loszukommen, und er soeben über den Rasen eilte, um Christabel aufzusuchen, rief eine schrille Stimme aus dem Fenster zum Essen und so war er genöthigt, alle Hoffnung auf den ersehnten Walzer aufzugeben.

Er bot Miß Champion den einen Arm und den andern einer der Pfarrerstöchter. Diese waren für den Abend Gäste, während Miß Perkington in dem Hause wohnte und gewissermaßen als ein Mitglied der Familie zu betrachten war. Desohngeachtet belohnte ihn die schöne Viktoria, als sie in den glänzend erleuchteten Speisesaal kamen, wo Samuel Greenwood bereits an der Spitze der Tafel saß, mit einem giftigen Blicke.

»Kommen Sie her, meine liebe Viktoria,« sagte der Hausherr, auf den Stuhl zu seiner Rechten deutend. »Du Frank setzest Dich neben Miß Perkington und Sie, Miß Lee, nehmen zu meiner Linken Platz.«

Von Christabel nahm er keine Notiz; aber dieser halsstarrige Frank setzte sie kaltblütig auf den Stuhl neben sich, so daß er selbst zwischen Miß Perkington und ihrer Nebenbuhlerin zu sitzen kam.

In ihrem Verdruß zog sich die Erbin von Perkington und Tanberry in sich selbst zurück, Frank suchte seine Aufmerksamkeit zwischen beiden Mädchen zu theilen, aber Miß Perkington antwortete ihm bloß mit eisiger Einsilbigkeit.

Ihr übler Humor theilte sich auch dem älteren Greenwood mit, der seinem Sohne von Zeit zu Zeit zornige Blicke zuwarf. Die andern Mädchen waren unruhig. Christabel, die bei Beginn des Mahle sich aufgeheitert und neu belebt hatte, entdeckte plötzlich mitten in einer lebhaften Unterhaltung, daß sie und Frank die einzigen Sprecher seien und wurde augenblicklich still.

Die große Bronzeuhr auf dem Kaminsims schlug halb Elf.

»Sie werden entschuldigen,« flüsterte sie Frank zu, »ich muß sogleich gehen, im Fall mich Mr. Greenwood nicht für unhöflich hält. David, unser Gärtner, soll mich um halb Elf abholen und Papa könnte böse werden, wenn ich länger ausbliebe.«

»David kann warten,« sagte Frank »und Ihr Papa wird gewiß keinen Anstoß daran nehmen, wenn Sie etwas später kommen, obschon unsere Gesellschaft nicht so unterhaltend ist, daß man es zu bedauern braucht, wenn man sie verlassen muß. Ich werde Sie jedenfalls nach Hause begleiten.«

»O nein, denken Sie nicht daran; es ist wirklich nicht nöthig.«

»Ja, es ist wirklich nöthig. Sie könnten auf Wilddiebe oder anderes Gesindel stoßen. Und was könnte David ausrichten, wenn mehrere kämen? Da ist der Bursche, den sie schwarzen Simeon nennen, der wegen Diebstahls sieben Jahre Deportation erhalten hatte, jetzt nach Rudderford zurückgekehrt. Ich habe ihn gestern im Dorfe herumstreichen sehen. Ich traue diesem Menschen nicht; er sieht wie ein wahrer Hallunke aus. Jedenfalls werde ich Sie begleiten, David kann hinter uns hergehen und die Sterne betrachten. Ich glaube, er kennt den Orion und die Plejaden, wie jener Stallknecht im Roman, der eine erstaunliche Kenntniß des gestirnten Himmels entwickelt.«

In diesem Augenblicke wurde die Ankunft des Bedienten aus dem Pfarrhause gemeldet, um die Misses Lee abzuholen und so erhoben sich sämtliche Mädchen. Eine Dienerin brachte Christabels Hut und

nach einem sehr kalten gute Nacht von Samuel Greenwood und einer möglichst steifen Verbeugung von Miß Perkington, entfernte sich Miß Champion unter Franks Begleitung.

»Miß Champion hat, wie ich glaube, einen Diener, Frank,« sagte Mr. Greenwood in strengem Tone.

»Das weiß ich,« antwortete sein unehrerbietiger Sohn, »aber ich will mich desohngeachtet überzeugen, ob sie sicher über die Wiesen kommt.«

Frank hatte in Oxford studiert und Oxford hat noch jedes mal den Sieg davongetragen, wo es mit Birmingham zusammenstieß. Der Handelsmagnat hatte 3—4000 Pfund aus die Erziehung seines Sohnes verwendet und es kam ihm zuweilen so vor, als ob die einzige wahrnehmbare Frucht dieser Ausgabe in einem vollständigen Wörterbuch der Studentensprache und in einer angenehmen Gemütlichkeit des Benehmens bestehe, um die väterliche Autorität außer Wirkung zu setzen. Indeß war der junge Mann, im Ganzen genommen, kein ungehorsamer Sohn und er räumte auch zuweilen ein, daß sein Vater nicht halb so schlimm sei, als es mitunter den Anschein habe.

Schluß im zweiten Band.

Zweiter Band.

IV. Kapitel.

Der volle glänzende Sommermond war ausgegangen. Die Gebüsche in der Anlage spiegelten sich auf dem glatten, thaubeglänzten Rasen, wie auf einer Wasserfläche wieder, während die Blumen in dem Garten ihre süßesten Düfte aushauchten. Frank und Christabel traten aus dem Fenster des Gesellschaftszimmers und vergaßen ganz auf David, der im Bedientenzimmer mit Bier bewirthet worden war und ihnen erst nachkam, als sie bereits den halben Weg über die Wiese zurückgelegt hatten, zu warten. Und doch hatten sie sich ziemlich lang im Garten aufgehalten, indem , Frank darauf bestand, eine gelbe Rose von einem Bäumchen, das er selbst gepflanzt hatte, für Christabel zu pflücken.

Sie müssen eine haben; Rosen riechen immer angenehmer, wenn sie bei Mondschein gepflückt werden,« sagte er. »Wenn Sie diese Thatsache nicht in Linné finden, so ist es nicht meine Schuld.«

David war ein verständiger junger Mann. Er folgte in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete, wie Frank gesagt hatte die himmlischen Gestirne oder schien sie zu betrachten. Er störte sie auch nicht, als sie an den Thoren ein Stündchen hielten und ließ überhaupt Frank so viel Zeit und Gelegenheit, daß dieser ungehorsame Sohn, ehe sie an das dicke Gehölz kennen, das Dunkelheit um Alt-Rudderford-Hall verbreitete, Christabel um ihre Hand gebeten hatte. Er war natürlich nicht mit dieser Absicht fortgegangen; aber das Mondlicht und die thauigen Wiesen, duftend von frischgemähtem Heu, und dieser verständige David und das süße Feuer in Christabels blauen Augen waren zu viel für ihn gewesen und die Worte traten ihm, ohne daß er wußte, wie, von selbst auf die Lippen.

Bedauerte er es, als sie mit diesen süßen Augen, die von glücklichen Thränen überflossen, zu ihm aufblickte und schüchtern murmelte:

»Ich dachte, Sie würden Miß Perkington heirathen.«

»Nicht für Milliarden, Liebchen!« rief er, nicht betrübt, sondern zum Entzücken fröhlich, die schlanke Gestalt an seine Brust drückend und das schöne junge Gesicht mit Küssen bedeckend.

In diesem Augenblicke kam David näher, noch immer mit astronomischen Studien beschäftigt, aber mit einer Miene, die den Gedanken ausdrückte, daß man seiner jetzt bedürfen könnte.

Frank verstand den Wink und ließ das zitternde Mädchen, das vor Freude und Ueberraschung ganz verwirrt war, los und zog mit der ruhigsten Miene ihre kleine Hand durch seinen Arm.

»Es ist also Alles in Richtigkeit, Liebchen,« sagte er. »Ich werde morgen bei Deinem Vater vorsprechen.«

»O Mr. Greenwood!«

»Mr. Greenwood! Wenn Du das noch einmal sagst, so werde ich Dich trotz David wieder küssen.«

»Frank, also.«

Wie süß war's, es zu sagen! wie süß, es zu hören! — eine Süßigkeit, die nur die Jugend kennt, welche zum erstenmal liebt und geliebt wird. Nach sechs oder sieben solchen Erfahrungen wird so etwas zum Gemeinplatz.

»Ich bin überzeugt, daß Dein Vater niemals zugeben wird, daß Du mich heirathest,« sagte Christabel.

»Ich möchte sehen, ob ich um seine Erlaubniß fragte,« erwiderte der junge Mann. »Er kann stolz darauf sein, daß ich eine solche Gelegenheit habe, ein Mädchen aus einer großen alten Familie, wie die Deinige, zu heirathen.«

»Aber wir sind arm,« entgegnete Christabel. »Wenigstens —

»Eine Erhöhung in der socialen Stufenleiter ist besser als Geld. Ich kann mir ein k. Decret geben lassen und mich Greenwood-Champion nennen. Dies würde sich auf unserer Karte sehr hübsch ausnehmen, nicht war Belle?«

Sie befanden sich jetzt im tiefen Schatten der Bäume. Kein Lichtschimmer war in dem alten Hause sichtbar. Alle untern Fenstern waren durch schwere Eisenläden geschlossen. Sie gingen zu einer kleinen Thüre — nicht zum Haupteingang sondern zu einer niedrigen gewölbten Pforte in einem Seitenthurm — und David zog eine Glocke, die einen gewaltigen Klang in weiter Entfernung, wie es schien, von sich gab. Sie hatten eine beträchtliche Zeit zu warten, bis Jemand kam, sehr zur Befriedigung Franks. Er flüsterte Christabel Pläne über ihr zukünftiges Leben ins Ohr, gerade als ob sie bereits zwölf Monate verlobt gewesen, während David die dunkeln rohen- bedeckten Mauern anblickte, als ob er die Schwalbennester zu zählen gedachte.

Endlich kam Jemand — viel zu bald für Francis Greenwood. Ein langsamer schleppender Schritt schleifte aus einem steinernen Gang daher, unsichere Hände machten sich an Schloß und Riegeln zu schaffen und als die Thüre geöffnet wurde, zeigte sich die Gestalt des alten Hausmeisters in halbsomnambülem Zustand.

»Sie kommen aber sehr spät, Miß Chrissy,« sagte er — er hatte sie als mutterloses Kind mit gepflegt. — »Ihr Pa ist schon lange zu Bett gegangen.«

»Ich bin froh darüber,« flüsterte Christabel ihrem Geliebten zu.

»Warum, Theuerste?«

»Weil ich es ihm niemals hätte sagen können und wenn er mein Gesicht gesehen hätte, so hätte er entdecken können —«

»Er soll morgen Alles hören, Liebste. Ich werde um ein Uhr vorsprechen.«

»Und ich werde mit Gilpin ans andere Ende der Welt reisen. Ich könnte nicht im Hause bleiben, während —«

»Während ich aus der Armensünderbank sitze,« sagte der junge Mann lachend. »Ich denke das Urtheil wird gnädig genug ausfallen.«

»O Du weißt nicht,« rief Christabel traurig.

»Was weiß ich nicht, Liebste?«

»Wie vorurtheilsvoll Papa gegen Deine Familie ist, weil die neue Halle auf Land gebaut ist, das einst zu dieser gehört hat und das Gut

so zerstückelt wurde, um Euch Euern Grund und Boden zu verschaffen. Diese Eure Wiesen haben einst zu unserm Park gehört.«

»Das ist nicht unsere Schuld, Theuerste, sondern die jener leichtsinnigen alten Champions. Wer weiß, ob die beiden Besitzungen nicht eines Tags mit einander vereinigt und so der alte Platz in seinem früheren Glanze wieder hergestellt werden könnte?«

Der schläfrige Hausmeister hustete mehrmals, als ob er sie an seine Kränklichkeit erinnern wollte.

Es war jetzt nahezu Mitternacht — so lange hatte dieser Gang über die Felder gedauert. Die Liebenden drückten sich die Hände und sagten gute Nacht und Frank hätte gerne aus seiner letzten gute Nacht eine lange Geschichte gemacht, wenn der Hausmeister mit seinem rinnenden Licht und seinem stehenden Blick und David mit seinem lauten Gähnen im Hintergrunde nicht gewesen wären. So ließ er sie mit einem letzten warmen Druck der kleinen Hand endlich gehen und die schwere alte Thüre schloß sich hinter ihr, wie der Rachen eines Ungeheuers, der sie so eben verschlang.

Francis Greenwood wandte sich mit einem Seufzer ab, seine Hand mechanisch in die Tasche steckend, um David einen Bakshees zu geben; aber David war verschwunden und der Hof leer. Er sah sich nachdenklich um, nicht in der Stimmung, gerade jetzt in die gemeine Welt zurückzukehren. Der Wind säuselte in den Epheublättern mit einem Ton, der kaum lauter als das leise Athtnen eines ruhigen Schläfers war. Die dunkle Mauer des alten Hauses erhob sich hoch über ihm und sein Schatten fiel auf ihn wie ein Leichentuch.

»Wie düster ist der Platz, in welchem mein Herzchen lebt!« sagte er zu sich und dann wurde er neugierig, welches wohl ihr Zimmer sein möchte und wartete auf einen Lichtschimmer, der aus einem dieser obern Fenster hervorkäme.

Endlich erschien derselbe in einem Fenster am Ende des Hauses. Dies müsse das Zimmer seiner Liebsten sein, dachte der junge Mann entzückt. Und so war es in der That, es war Christabels Gemach.

Die Kirchenglocke von Rudderford schlug Zwölf, während der Liebende nach immer im Anschauen versunken dastand und in demselben Augenblicke kam, wie mit dem letzten Schlag der mystischen Stunde heraufbeschworen, die Gestalt eines Mannes hinter der einen Ecke des Gebäudes hervor.

»Wer zum Teufel seid Ihr?« rief Frank vorwärts stürzend.

Aber die Gestalt war verschwunden. Es befand sich an dieser Seite des Hauses ein Labyrinth von Nebengebäuden. Frank folgte und durchsuchte alle Winkel, konnte aber keine Spur von dem mitternächtlichen Eindringling auffinden. Seine Nachforschung war so genau und umständlich, daß er zuletzt zu glauben begann, seine Sinne müßten ihn getäuscht haben und die Gestalt sei nur ein Wesen seiner Einbildung gewesen. Er ließ sich indeß nicht so leicht befriedigen. Der Edelstein in dem alten Tudorhause war nach seiner Ansicht ein so seltener Schatz, daß derjenige, dessen Vorrecht es war, ihn zu bewahren, nicht Sorgfalt und Wachsamkeit genug aufwenden konnte. Er ging um das ganze Haus herum, Fenster und Läden untersuchend. Im unteren Stockwerk war Alles so sicher wie in den Casematten einer belagerten Festung. Wenn Anthony Champion der Besitzer eines Schatzes von Millionen gewesen wäre, so hätte er sich kaum besser vor Dieben schützen können.

Es schlug Eins, als Frank Greenwood die Umgebung der alten Halle verließ und langsamen Schritts nach den Wiesen zuzug.

V. Kapitel.

Christabel war nach dieser mitternächtlichen Trennung fast allzu glücklich. Die ganze schwere Last ihrer Einsamkeit war in einem Augenblicke gehoben und ihr zukünftiges Leben lag glänzend wie ein Garten in einem Feenlande vor ihr. Sie war zwar ein wenig besorgt wegen ihres Vaters und seiner Vorurtheile gegen die Familie Greenwood; aber ihr Geliebter kam ihr so bezaubernd und so unwiderstehlich vor, daß sie fest überzeugt war, Niemand werde gegen seinen Einfluß Stand halten können. Ihr Vater würde ihn natürlich ganz so wie sie lieben und bewundern, alle seine Vorurtheile aufgeben und ihn als ihren Verlobten anerkennen. Und Miß Perkington? Christabel lachte laut — es war ein kleines fröhliches Lachen — bei dem Gedanken an die schmäbliche Niederlage dieser Dame. Alle die seidenen Fransen, Garnituren und kostbaren Spitzen hatten demnach in den Augen wahrer Liebe für nichts gezählt.

Sie war viel zu glücklich, um sobald an Schlaf zu denken und obschon Mitternacht vorüber war, ging sie noch immer in angenehmer Träumerei mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer auf und ab, an das wunderbare Glück denkend, das ihr zu Theil geworden. Allerdings nur der Sohn eines früheren Fabrikanten; aber sie liebte ihn und er kam ihr als das vollkommenste Wesen in der ganzen Welt vor — so heiter, so edelmüthig, so muthig, so aufrichtig. Sie hatte so wenige Menschen gekannt, hatte ein so ganz einsames Leben geführt, daß es kaum auffallend war, wenn sie auf den fröhlichen jungen Menschen, der sie pries und liebte, Glauben und Vertrauen setzte.

Sie blieb vor dem großen alten Spiegel stehen und betrachtete sich halb verwundert.

War sie wirklich schön? War sie eines solchen Geliebten würdig?

Die Uhr hatte Eins geschlagen bevor sie sich niederlegte und da, mitten in ihren glücklichen Gedanken plötzlich vom Schlaf

überwältigt, warf sie sich angekleidet aus das Sopha, um erst ein wenig auszuruhen, ehe sie zu Bett gehen würde. Die Folge davon war, daß sie in einen tiefen Schlummer verfiel, der die ganze Nacht über anzudauern schien.

Sie hatte eine schlimme Gewohnheit, die sie sich wahrscheinlich in den langen einsamen Tagen mit viel Zeit zum Nachdenken und wachendem Träumen zugezogen hatte — die Gewohnheit, im Schläfe zu wandeln. Es war keine Sache, die oft vorkam, sondern nur zwei- oder dreimal des Jahrs, wenn sie den Tag über sehr aufgereggt gewesen war. Die Dienstleute waren ihr einige Male in den Gängen und auf der Treppe begegnet, wie sie gleich einem Gespenst mit offenen umsehenden Augen einherging. Ein unglückliches Landmädchen, das sie für den Geist der ermordeten Dame gehalten, die in der Halle umgehen sollte, war schreiend in die Küche geflohen und dort in Krämpfe verfallen.

Und in ähnlicher Weise trug es sich auch in dieser Nacht zu. Gegen drei Uhr, gerade als der Mond im Untergehen begriffen war, erhob sich Cristabel vom Sopha, öffnete die Thüre und schritt auf den Gang hinaus — eine große weiße Gestalt, bei dem schwachen Lichte in unbestimmten Umrissen sichtbar.

Sie ging geradezu nach dem Ende des Ganges, wo ein schmales Fenster in einem Theile der Mauer, an welchem der Epheu am Dicksten wuchs, vorhanden war. Wie sie so langsam vorwärts schritt, wurde dieses Fenster von einer unsichtbaren Hand geöffnet und ein Mann steckte seinen Kopf und seine Schultern durch die Oeffnung.

Er war im Begriff, hereinzusteigen, als seine Augen auf die geheimnißvolle Gestalt mit dem weißen Kleid und dem losen wallenden Haar fiel — auf die Gestalt, von der er so oft gehört hatte, wenn die Leute von dem Gespenst sprachen, das in Alt-Rudderford-Hall umging.

Mit einem halbverhaltenen Ausruf ließ er seinen schweren Knüttel fallen. Das dadurch verursachte Geräusch erweckte Christabel. Sie stieß einen lauten Schrei aus und starrte den Eindringling halb furchtsam, halb verwundert an. Dieser Schrei war beunruhigend

genug, aber er ermutigte ihn wieder. Er sprang in den Gang und drückte ihr seine große hornige Hand auf den Mund.

»Was, Sie sind es?« sagte er in halbleisem Tone. »Halten Sie Ihren Rachen, wenn ich Sie nicht mit meinem Messer still machen soll. Gehen Sie in Ihr Zimmer und halten Sie sich ruhig. Ich habe hier Geschäfte.«

Sie war noch nicht vollkommen wach und hatte nur ein verworrenes Gefühl von Gefahr und Schrecken und der Mann stand gerade im Begriff, dem widerstandslosen Mädchen mit einem Tuche den Mund zu verbinden, als Frank Greenwood durch das offene Fenster hereinsprang.

Die Liebe ist so thöricht, so voll von Zweifeln und Befürchtungen. Er war, nachdem er auf seinem Heimweg die Wiesen passirt hatte, nach der alten Halle zurückgekehrt, weil er sich über die herumschleichende Gestalt, die er dort gesehen, nicht zu beruhigen vermochte und er war gerade zur rechten Zeit gekommen, um seine Verlobte aus den Klauen des Schurken zu befreien und die Champion-Diamanten zu retten, die einen sehr werthvollen Theil des Heirathsguts seiner zukünftigen Frau bildeten.

Der Mann war der schwarze Simeon, der Dieb. Er hatte sich am Abend zuvor in den Garten und an das Haus geschlichen, hatte gesehen und gehört, was vorging, als Mr. Champion seiner Tochter die Familienjuwelen zeigte und sich im Gebüsch verborgen, als Christabel hinausging, um sich umzusehen. In der Nacht hatte er dann alle die unteren Thüren und Fenster untersucht und war, da er hier nicht einzudringen vermochte, an dem Epheu zu dem Gangfenster emporgeklettert, um von da hinunter in die Bibliothek zu gelangen, wo, wie er wußte, die Pretiosen aufbewahrt wurden.

Durch einen gewaltigen Schlag auf den Kopf betäubt, wurde er mit leichter Mühe gebunden und für die Nacht in einen leeren Weinkeller gesperrt, um am folgenden Morgen den Behörden ausgeliefert zu werden.

Anthony Champion konnte kaum unhöflich gegen den Mann sein, der seine Tochter und die Familiendiamanten gerettet hatte und Frank Greenwood war wirklich ein angenehmer junger Mensch, dem

es in sehr kurzer Zeit gelang, die Vorurtheile von Alt-Rudderford-Hall gegen die neue Halle zu zerstreuen.

Als er auf diese Weise durch sein geschicktes Manövrieren den Weg geebnet hatte, gab er seinem Vater kaltblütig den Auftrag, bei Mr. Champion vorzusprechen und ihn um seine Einwilligung zur Verbindung der beiden Familien zu bitten. Der Fabrikant war wüthend. Es gab eine heftige Scene, aber sie war nur von kurzer Dauer. Franks Kaltblütigkeit wußte jede Schwierigkeit zu überwinden. Miß Perkington war vorher schon mit stillem Verdruß sammt allem Gepäck abgereist. Samuel Greenwood sah sich endlich genöthigt, nachzugehen, da es seinem Sohne allem Anschein nach sehr wenig daran lag, ob er es that oder nicht.

»Ich kann stets meinen Unterhalt als Advocat verdienen,« sagte der junge Mann gleichgültig »und dann habe ich auch die 500 Pfund jährlich, die mir meine arme Mutter hinterlassen hat. Ich möchte gerne ein freundliches Uebereinkommen treffen und Deinen Beistand in Anspruch nehmer; wenn es aber nicht sein kann, was Du am besten wissen wirst, so ist es auch gut, wir werden nicht verhungern.«

Samuel tobte und fluchte und gab zuletzt nach. Mit lammartiger Demuth sprach er bei Mr. Champion vor und kehrte beschämt zurück.

Mr. Champion war darauf vorbereitet, alle Rücksicht in Bezug auf den Rang der beiden Familien fallen zu lassen und seine Einwilligung zur Heirath zu gewähren. Er konnte seiner Tochter eine Mitgift von 50.000 Pfund und Juwelen im Werthe von wenigstens 25.000 Pfund geben. Mr. Greenwood hatte ihn für einen Bettler gehalten.

»Es hat mir beliebt, so zu leben,« sagte er, »und den Ueberschuß meines Einkommens für mein einziges Kind zu sparen.«

Und so heiratheteten sie und sie waren gerade die Art Leute, um stets glücklich mit einander zu leben.

- E n d e -

Der glänzende Fremde.

Vor dreißig Jahren gingen noch immer Postkutschen zwischen London und Lowminster und in der frühen Abenddämmerung des Frühlings und Herbstes, in der nebeligen Dunkelheit des Winters und im rosigen westlichen Sonnenschein des Sommers pflegten die Töne des Posthorns und das Rasseln der Wagenräder auf angenehme Weise die schläfrige Stille in den Straßen zu unterbrechen, wo die oberen Stockwerke der sonderbaren alten Häuser über die unteren hervorragten und es mehr spitze Gabledächer und Erkerfenster gab, als in einer andern Stadt von Midlandshire. Doch war Lowminster ein angenehmer und behaglicher Ort und auf den müden Wanderer, der aus dem Strudel des bewegten Lebens dahin kam, vermochte die schläfrige Luft der alten Stadt einen eben so beruhigenden und erfrischenden Einfluß auszuüben, wie die kühle Seeluft auf den Reisenden, der aus der heißen Sandwüste kommt. Außerhalb der Stadt lagen fruchtbare Wiesen von Forellenbächen durchströmt, schmale Wege von hohen Hecken eingefast, wo im Sommer wilde Rosen und Geisblatt in Menge blühten und da und dort stieß der Fußgänger auf ein graues mit Epheu überzogenes altes Farmhaus oder auf eine Wassermühle mit dem behaglichen Hause des Müllers daneben. In diesem vom Treiben der Welt fern liegenden traulichen Winkel mußte es friedlich und angenehm wohnen sein und die Zeit im Einklang mit dem Gemurmel des plätschernden Wassers und mit dem fernen Geläute der Kathedralglocken wie ein in Musik gesetztes Gedicht dahinfließen.

Unter den Mühlen zeichnete sich besonders eine aus, die in der Nähe der Stadt hinter der gothischen Kathedrale von schönen alten Bäumen beschattet, zwischen den dunkelgrünen Wiesen lag. Das Wohnhaus war eines der nettesten in der Umgegend von

Lowminster, ein niedriges weißes Gebäude, an dem die Kletterrosen und das Geisblatt fast bis zu den Essen emporstiegen. Vor dem Hause befand sich eine ländliche Veranda, mit Jasmin und Clematis bedeckt, von der man in das geräumige Wohnzimmer trat, dessen Fenster mit den spiegelblanken Scheiben stets mit blühenden Gewächsen besetzt waren.

Nahe am Hause floß ein breiter tiefer Bach vorbei, in welchem sich das große Mühlrad mit knarrendem Tone in den stillen Sommermorgen langsam herumdrehte. Dieser Bach war wegen seiner Forellen berühmt, und Mr. Baxter vermietete zuweilen ein Wohn- und Schlafzimmer an fremde Herren, welche des Angelns wegen hierher kommen. Das Haus war zu groß für die Bedürfnisse von John Baxter und seinen zwei Töchtern und der Müller nicht reich genug, um diese kleine Nebeneinnahme zu verschmähen.

An einem Mittsommermorgen vor vollen dreißig Jahren kam ein Herr mit seiner Angel auf der Schulter nach dem Hause und wünschte die zu vermietenden Zimmer zu sehen. Er fand Mary Baxter, die jüngere Tochter des Müllers, wie sie über das ländliche Gatterthor gelehnt, mit ihren hübschen blauen Augen träumerisch über die Wiesen hinblickte.

Sie sah mit einem glänzenden halbscheuen Blick empor, als der Fremde sich näherte und er dachte, er habe niemals ein lieblicheres Gesicht gesehen.

»Dies ist, wie ich glaube, Mr. Baxters Haus?« sagte er.

»Ja, Sir, der Name meines Vaters ist Baxter. Wünschen Sie ihn zu sehen?«

»Man hat mir auf dem Postbureau gesagt, daß ich hier eine Wohnung erhalten könnte. Ich bin auf einige Wochen des Fischens und der frischen Luft wegen nach Lowminster gekommen — hauptsächlich der Landluft wegen, da ich sehr krank war.«

Mary Baxter sah ihn mit einem sanften theilnehmenden Blick an, als sie sich erbot, ihm die Zimmer zu zeigen. Er war sehr hübsch — der schönste Mann, den sie jemals gesehen hatte; aber sein Gesicht war abgemagert und in seinen schwarzen Augen lag ein melancholischer Ausdruck wie bei einem Manne, dem, wie Mary

dachte, das Leben übel mitgespielt habe. Er befand sich nicht mehr in seiner ersten Jugend, war ohngefähr fünfunddreißig Jahre alt und sah aus, als ob er alle Vergnügungen und Hoffnungen der Jugend ausgelebt und nichts mehr für die Zukunft zu erwarten hätte.

»Ja, die Zimmer sind mir ganz recht,« sagte er nachlässig und fragte dann in so gleichgültigem Tone nach den Bedingungen, daß Mary dachte, Geld könne für ihn keine Wichtigkeit haben.

Er verstand sich ohne die geringste Einwendung dazu, den von ihr verlangten Preis zu zahlen und ging dann mit Mary schweigend um den Garten herum und betrachtete den Bach, für den er zum erstenmal einiges Interesse an den Tag legte.

»Es ist Alles sehr hübsch und ländlich,« sagte er. »Ich will jetzt nach dem Postbureau zurückkehren und meinen Reisekoffer hersenden lassen.«

»Soll ich nicht einen von den Mühlburschen senden, Sir?« fragte Mary. »Sie werden vielleicht müde sein, da Sie, wie Sie sagen, unwohl sind, Sir.«

»Sehr gütig, ich danke Ihnen. Nein, ich bin nicht müde, ich möchte den Gang selbst machen.«

Er zog an der kleinen Gartenthüre seinen Hut vor ihr und entfernte sich dann mit seinem langsamen schlendernden Schritt. Mary sah ihm gedankenvoll nach.

— »Armer Mann!« sagte sie zu sich, »was er für einen melancholischen Ausdruck hat! Er muß einen großen Kummer gehabt haben.«

Der Gentleman, den sie auf diese Weise bedauerte, hatte in der That einen großen Kummer gehabt, der hauptsächlich auf ein hartnäckiges Mißgeschick am Spieltisch und bei den Wettrennen Bezug hatte; aber Mary, die ein zärtliches romantisches Wesen war, glaubte, daß sein Schmerz in der Nähe des Herzens liegen müsse. Er hatte vielleicht geliebt und vergebens geliebt, obschon dies für einen Mann von seinen Eigenschaften fast unmöglich schien; oder es war, was wahrscheinlicher, der Gegenstand seiner Zuneigung am Tage vor der Hochzeit gestorben. Mary hatte von solchen Dingen in Büchern gelesen. Daß irgend ein trauriger Roman sich an den

Fremden mit dem hübschen blassen Gesicht und den tiefdunkeln Augen knüpfte, davon war sie vollkommen überzeugt.

Sie stand in solchen Gedanken versunken einige Minuten an der Thüre und lief dann fort, in die Mühle, um ihrem Vater zu sagen, daß die Wohnung vermietet sei. Als sie ins Haus zurückkehrte, fand sie ihre Schwester Harriet, welche gerade vom Markte in Lowminster zurückgekommen war und die beiden Mädchen schickten sich an, mit Hilfe einer kleinen flinken Dienerin die Zimmer des Fremden in Stand zu setzen. Mary eilte in den Garten, um frische Rosen zu pflücken, und das kleine Wohnzimmer war von ihrem reichen Duft erfüllt, als der Fremde begleitet von einem Burschen, der einen großen ledernen Reisekoffer trug, zurückkehrte.

Er nahm keine Notiz von den Rosen, obschon es die schönsten waren, die Mary im Garten zu finden vermocht und er fragte die Schwestern in fast mürrischem Tone, was sie ihm zum Diner geben könnten. Mary war ein wenig enttäuscht, als sie fand, daß er ein so großes Interesse für das Essen an den Tag legte; aber er war, so dachte sie bei sich, erst von einer schweren Krankheit ausgestanden und Kranke legen solchen Dingen eine ungebührliche Wichtigkeit bei. Harriet, die eine tüchtige Haushälterin war und keine romantische Abneigung gegen die Essensfrage hatte, schlug einen vortrefflichen Küchenzettel vor. Als diese Angelegenheit zur Zufriedenheit des neuen Miethbewohners geordnet war, zogen sich die beiden Mädchen zurück; Mary in das sonnige Wohnzimmer, wo sie sich mit ihrer Nadelarbeit an das offene Fenster setzte, während Harriet sich in die Küche begab um die Anordnungen für das Diner des Fremden zu treffen.

Mary hatte Zeit genug, an das traurige Gesicht des Fremden zu denken, während sie diesen ganzen Sommernachmittag über bei der Arbeit saß. Ja, er war hübsch; darüber konnte kein Zweifel sein und es lag etwas ungemein Interessantes in seinem abgemagerten sorgenvollen Gesicht. Wäre er in kräftiger Gesundheit und guten Muths gewesen, so hätte sie, wie sie glaubte, sehr wenig an ihn gedacht; aber es lag etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen, das Jeden interessiren mußte. Sie sprach über ihn mit ihrer Schwester

als Harriet von der Küche hereinkam und war erstaunt wie wenig Interesse er dieser praktischen Seele eingeflößt hätte. Harriet gab zu, daß er hübsch sei und bemerkte, daß seine Kleider vom besten Stoffe und eleganter und fashionabler gearbeitet seien als sie die Gentleman von Lowminster zu tragen pflegten.

»Er ist, wie ich glaube, in der Armee,« sagte Miß Baxter zum Schluß, »ich habe eine Messingplatte auf seinem Koffer gesehen, auf der der Name »Capitän Herriston« eingravirt ist.«

»Herriston!« wiederholte Mary, »was für ein schöner Name!«

Es schien ihr ein schöner Name, wie Alles an dem Fremden ihr elegant und anziehend erschien. Sie sah ihn später, während sie bei der Arbeit saß, in den Garten gehen und er kam zu ihr ans Fenster und sprach mit ihr in einer Weise, welche trotz seiner Höflichkeit nachlässig war, die aber Mary Baxter vollkommener als Alles in der Welt erschien. Sie war erst neunzehn Jahre alt und dieser glänzende Fremde die erste interessante Person, die sie jemals angetroffen hatte. War es da zu verwundern, daß er ihr wie ein ganz anderes Wesen vorkam, als die jungen Männer von Lowminster, die geputzten und geschniegelten Kaufmannssöhne, die ihr und ihrer Schwester, wenn sie ihnen am Sonntag Nachmittags auf dem Heimweg von der Kirche begegneten, plumpe Complimente sagten.

Capitän Herriston sprach sehr wenig, aber er stand längere Zeit am Fenster, nur zuweilen in seiner nachlässigen Weise einen Satz fallen lassend. Am Abend rauchte Mr. Baxter nach seiner Gewohnheit in einer ländlichen Laube am Ende des Gartens seine Pfeife und während er mit seinen zwei Töchtern dort verweilte, kam auch Capitän Herriston hinzu, erfreut darüber, daß er seine Zigarre in Gegenwart der jungen Damen rauchen konnte. Er zog den Müller durch seine Fragen über Lowminster in eine Unterhaltung, bei der sich Mr. Baxter über den Wohlstand des schläfrigen alten Platzes und über das Vermögen, das sich einige der größeren Handelsleute daselbst erworben, ganz besonders verbreitete.

»Da ist Josiah Greenock, Fisch- und Geflügelhändler, her Mann ist seine dreißig Tausend so gut wie sechs Pence werth. Esther Greenock und meine Tochter Mary waren miteinander in der

Erziehungsanstalt zu Brighton, während Harriet zu Hause blieb und mir die Wirthschaft versorgte und ich glaube, es gibt keine bessere Haushälterin in ganz Midlandshire. Esther Greenock ist ein sehr nettes Mädchen, ein wenig stolz, vielleicht wegen des Geldes ihres Vaters, aber desohngeachtet ein sehr nettes Mädchen und wie eine Schwester gegen meine Mary. Beiläufig gesagt, Molly,« setzte er zu seiner Tochter gewendet hinzu, »ich habe Euch beide in der letzten Zeit nicht beisammen gesehen. Was ist's mit Esther?«

»Sie befindet sich bei ihrer Tante zu Woodgreen, Vater,« antwortete Mary, »sie wird wahrscheinlich den größten Theil des Sommers dort bleiben.«

»Sie haben noch nicht in dem Bach da unten gefischt, Sir?« fragte der Müller hierauf seinen Miethsmann.

»Nein, Mr. Baxter,« antwortete der Capitän, »ich bin, die Wahrheit zu sagen, kein enthusiastischer Angler. Ich bin mehr meiner Gesundheit, als des Fischens wegen nach Lowminster gekommen; aber ich werde natürlich mein Glück versuchen. fWenn es auch nichts weiter ist, so werde ich wenigstens einen Theil meiner Zeit damit hinbringen.«

Er stieß einen kurzen ungeduldigen Seufzer aus, während er dies sagte und verließ, nachdem er den Anwesenden gute Nacht gewünscht, die Laube. Als sie ihn später besser kennen lernten, fanden sie, daß er solchen plötzlichen Wechseln der Laune unterworfen war.

Er blieb viele Wochen in dem Hause des Müllers, täglich angelnd, aber sehr selten etwas fangend, seine Abende im Garten hinbringend, indem er zuweilen seine Zigarre in der Laube rauchte, zuweilen zwischen den Blumenbeeten oder unter den alten Apfelbäumen im Obstgarten auf- und abging, oft in der Gesellschaft der beiden Mädchen, öfters mit einer derselben und diese eine war Mary.

Er war, ehe noch viele Wochen vergangen waren, sehr mittheilsam gegen sie geworden, während die Rosen in dem hübschen ländlichen Garten noch immer blühten. Er machte sie nach und nach mit allen seinen Sorgen bekannt, indem er von sich

in einer düstern, mißvergnügten Weise sprach, was seinem Gemüth eine Art Erleichterung zu gewähren schien. Er erzählte ihr, daß er mit einem sehr liebenswürdigen und reichen Mädchen verlobt gewesen sei und daß der Vater desselben auf die niederträchtigste Weise die Heirath verhindert habe. Alles sei ihm im Leben schief gegangen. Sein eigener Vater habe ihn schlecht behandelt. Er sei genöthigt gewesen, seine Offiziersstelle zu verkaufen aus Gründen, die er in sehr vager Weise beschrieb. Seines Lebens vollkommen überdrüssig, sei er nach Lowminster gekommen. Aussichten habe er keine. Er sei der ärmste elendeste Auswürfling, der jemals die Erde betreten.

Mary wurde niemals müde, diese Klagen anzuhören und den Capitän zu bedauern. Bei all seinem Kummer hatte er niemals sein Aeußeres vernachlässigt. Sein Anzug und seine Wäsche waren allzeit tadellos und Alles, was er trug, war ebenso elegant als gediegen. Seine Toilettengegenstände hielt Mary für die schönsten Dinge in der Welt, wenn sie schüchtern in sein Zimmer blickte und die glänzende Unordnung auf seinem Tische sah, wo sich Bürsten mit Elfenbeingriff und glitzernde Gläser mit Parfümerien befanden; Sie fragte ihn einmal, wie er arm sein könne, wenn er so viele prächtige Dinge besitze.

Er lachte über ihre Einfalt.

»Mein liebes Fräulein,« sagte er, »ein Mann behält solche Dinge bis zum letzten Augenblick. Ich habe Geld genug, um noch eine Zeit lang auszuhalten und meine Gläubiger müssen warten. Die Frage ist, was ich in Zukunft thun soll. Einen neuen Beruf wählen, wie meine Freunde gütigst rathen? Eine sehr schwierige Aufgabe, wenn ein Mann seinen dreißigsten Geburtstag hinter sich hat. Oder auswandern und Schaffarmer werden? Etwas muß geschehen. Ich kam hierher krank und des Londoner Lebens müde, in der Hoffnung, daß mir in der Stille des Landlebens irgend ein glänzender Gedanke kommen würde; aber ich bin jetzt seit Wochen hier und der Gedanke ist nicht gekommen. Nein, Mary, bei meiner Seele, ich weiß nicht, was aus mir werden soll.«

Er nannte sie zuweilen in seiner nachlässigen zerstreuten Weise

»Mary« und der Klang ihres Namens , so ausgesprochen, erregte jedesmal eine zitternde Empfindung halb von Freude, halb von Schmerz in ihrem Herzen.

So ging der Sommer vorüber und Capitän Herriston legte noch keine Neigung zur Abreise an den Tag. Er hatte in den ersten Wochen den Betrag für Wohnung und Kost regelmäßig bezahlt, war aber dann im Rückstand geblieben. Der Müller war ein gutmüthiger Mann und war seinem Miethbewohner gewogen. Er gab sich deshalb leicht zufrieden, als ihm Capitän Herriston versicherte, daß die Zahlung Anfangs Oktober, wo er eine Geldsendung erwarte, erfolgen solle. Der Capitän blieb. Er brachte einen guten Theil seiner Zeit mit Fischen und planlosem Herumstreifen in der Umgegend zu und wußte es so einzurichten, daß er auf diesen einsamen Spaziergängen sehr oft mit Mary Baxter zusammentraf. Ob sie sich aus Verabredung begegneten, wußte Niemand als sie selbst. Der Müller war den ganzen Tag über in seinem Geschäfte thätig und die Haushaltungssorgen nahmen Harriets Zeit und Gedanken vollständig in Anspruch. So hatte Mary Freiheit genug, zu gehen, wohin es ihr gefiel.

Für sie waren die langen Spaziergänge durch Wiesen und Felder und über die grasigen Hügel, welche eine Art Amphitheater um Lowminster bilden, gleich den Wanderungen in einem neuen Garten Edens. Es kam ihr vor, als ob ein neues und wundervolles Leben sich vor ihren Füßen aufgethan habe, seit sie zum erstenmal das Gesicht des James Herriston gesehen. Sie waren seit einiger Zeit erklärte Liebende. Er hatte den furchtsamen Blicken dieser zärtlichen Augen, die ihm auf eine so unschuldige Weise sagten, daß er geliebt sei, nicht zu widerstehen vermocht und eines Tags, als sie allein im Garten waren, wurden die Worte gesprochen, welche Marh Baxters Schicksal besiegelten.

»Mary,« sagte er plötzlich, »bei meinem Leben, ich glaube, Sie lieben mich.«

Er blickte auf ihr erröthendes Gesicht mit einem halb ergötzten Lächeln nieder.

»Ein solcher werthloser, zweckloser Mensch, wie ich bin, verdient

keines guten Weibes Liebe,« fuhr er in seiner langsamen nachlässigen Weise fort.

Darüber flammte Mary mit Entrüstung auf. Er sei nicht werthlos. Er verdiene die Liebe eines bessern Weibes als sie sei — jeder Dame im Land.

»Mein theuerstes Mädchen,« sagte er, noch immer auf sie niederlächelnd, als ob sie ein hübsches Kind sei, »was kann ich einem Weibe bieten? welche Hoffnung in der Zukunft, welche Stellung in der Gegenwart? Sie sind das lieblichste und liebenswürdigste Mädchen, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe und wenn ich nicht der Mann wäre, der ich bin, so wollte ich Sie morgen bitten, mich zu heirathen.«

»Wenn ich dächte, Sie liebten mich, stammelte sie, »so wäre dies Alles, was ich in der Welt wünschte.«

»Ich liebe Sie, Mary. Es ist unmöglich, Sie zu kennen, wie ich Sie kenne, ohne Sie zu lieben. Wenn ich jemals in der Lage bin zu heirathen, so sollen Sie meine Frau werden; aber der Himmel weiß, ob dieser Tag jemals erscheinen wird.«

Es geschah nach diesem Bekenntniß, daß sie sich so oft in den Feldern und Wiesen trafen. Mary war unaussprechlich glücklich in dem Bewußtsein, daß sie James Herriston liebte. Sie blickte sehr unbestimmt in jene ferne Zukunft, wo sie sein Weib sein würde. Es genügte ihr zu wissen, daß sie von diesem Manne geliebt wurde, der so weit über ihr zu stehen schien, als wäre er ein verbannter Prinz. Sie sprachen niemals von der Zukunft. James Herriston nahm Marys Huldigung mit einer nachlässigen Art Genugthuung auf. Er war in der Gesellschaft dieses Mädchens glücklicher als seit langer Zeit. Er fühlte sich durch diese ergebene Liebe gewisser Maßen in seiner eigenen Achtung gehoben. Er kam sich nicht mehr so ganz werthlos vor; er hatte seine alte Zauberkraft nicht ganz verloren. Er lächelte seinem schöner Bilde im Spiegel zu und sang mit seiner tiefen reichen Stimme einige Verse einer italienischen Arie, als er an Marys Verehrung dachte.

»Arme, kleine Seele, wie sie mich liebt!« dachte er bei sich. »Wenn ich nur ein reicher Mann wäre, oder wenn sie Geld hätte und

nicht eines hart arbeitenden Müllers Tochter wäre! Armes, kleines Mädchen! Es kann natürlich niemals etwas dabei herauskommen; aber es ist angenehm, so geliebt zu werden.«

Er hatte Mary gebeten, ihrem Vater und ihrer Schwester nichts von ihrem Verhältniß zu sagen. Unter solchen unsichern Umständen sei es besser, die Sache für sich zu behalten und Mary hatte eingewilligt, da sie wußte, daß bei den praktischen Ansichten, die in ihrer Familie herrschten, weder ihr Vater, noch ihre Schwester ein Verhältniß billigen würden, welches so wenig Aussicht zur Heirath darbot.

So gingen die Dinge während des Herbstes fort. Capitän Herriston wurde täglich vertrauter mit der Familie des Müllers und brachte alle seine Abende im gemeinsamen Wohnzimmer zu. Der ehrliche arglose John Baxter liebte ihn sehr und hörte seine Plaudereien über die äußere Welt, von der er selbst so wenig kannte, mit großem Vergnügen an.

Es war um die Mitte September, als Esther Greenock von ihrem langen Besuch bei einer Tante, die in einer benachbarten Grafschaft lebte, nach Hause zurückkehrte. Der reiche Mr. Greenock hatte nicht weit von John Baxters Mühle ein schönes Haus gebaut und es war Esthers Gewohnheit, einen großen Theil ihrer Zeit bei ihrer Freundin Mary zuzubringen, wenn sie zu Hause war. Durch ihre Rückkehr wurden deshalb jene ruhigen Spaziergänge mit Capitän Herriston großen Theils unterbrochen, bis Mary von ihrem Geliebten die Erlaubniß erhielt, ihrer Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihrem Verhältnisse Mittheilung zu machen. Darauf fanden die Spaziergänge der Liebenden wieder wie zuvor statt, nur daß jetzt Esther häufig daran Theil nahm und sie waren Alle in ihrer Gesellschaft um so fröhlicher. Sie war ein gescheidtes und stolzes Mädchen mit einer bedeutenden Dosis Selbstgefühl, das aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich auf der Thatsache beruhte, daß sie die einzige Erbin des großen Vermögens ihres Vaters war. Man glaubte allgemein in Lowminster, daß sie eine glänzende Heirath machen würde und Esther stimmte in dieser Beziehung mit Lowminster überein, obschon es noch ein tiefes, nur

durch die Zeit zu lösendes Räthsel war, woher der Bräutigam kommen sollte. Sie war hübsch in einem keckem etwas ins Hausbackene fallenden Styl nach der Provinzialmode gekleidet und trommelte auf dem Piano mit mehr Ungenirtheit als Geschicklichkeit herum.

Natürlich war Marh begierig zu erfahren, was ihre Freundin von Capitän Herriston dachte. Esther erkannte an, daß er ein schöner Mann mit angenehmem, wenn nicht bezauberndem Benehmen sei, aber sie war nicht sehr enthusiastisch in ihrem Lobe und Mary hielt sie für kalt. Sie wünschte, daß sich alle Welt vor ihrem Ideal beugen sollte und sie war fast geneigt, über die Kälte, welche Miß Greenock über dasselbe an den Tag legte, ärgerlich zu werden.

Esther schien indeß gegen die Gesellschaft des Capitäns bei ihren Spaziergängen mit ihrer Freundin keineswegs eine Abneigung zu hegen. Sie trug dabei ihre schönsten Hüte und suchte sich überall durch ihre Lebhaftigkeit hervorzuthun. Sie ließ durch ihren Vater die Familie des Müllers mit Einschluß des Capitän Herriston zum Thee und Abendessen einladen und sie spielte und sang ihm in ihrem neu eingerichten und glänzend ausgeputzten Staatszimmer alle Tänze und Lieder, die sie kannte, vor. Die arme Mary sah während dieser Productionen sehr traurig drein; indem sie um ihres Geliebten willen wünschte, daß sie auch das Piano spielen könnte, daß sie mehr von einer Dame an sich hätte und vor Allem, daß sie Esther Greenocks Reichthum besäße, um ihm denselben zuzubringen. Für sich hegte sie keine Furcht vor Armuth mit ihm. Konnte es für sie ein größeres Glück geben, als seine Sklavin zu sein, ihn zu bedienen und für ihn zu arbeiten? Sie sagte ihm das gelegentlich als Antwort über einige klagende Aeußerungen über den Reichthum des alten Greenock, wenn sie mit einander von einer Abendpartie bei Esther nach Hause gingen. Sie sagte ihm, wie glücklich sie wäre, wenn sie seinetwegen Armuth ertragen dürfte.

»Das ist Alles sehr gut und sehr schmeichelhaft für mich, Mary« antwortete er; »aber ich selbst kann Armuth nicht ertragen und ich werde niemals heirathen, wenn ich eine Frau nicht anständig unterhalten kann.«

Bald nach dieser kleinen Partie erkältete sich Mary und mußte mehrere Tage, während welcher sie sich über die Einsamkeit ihres Geliebten sehr bekümmerte, das Zimmer hüten. Sie fragte Harriet täglich, wie der Capitän seine Zeit zubringe und hörte jeden Tag, daß er des Morgens mit seiner Angel ausgehe und erst des Abends um 6 Uhr zum Diner nach Hause komme. Das Wetter war damals gerade ungewöhnlich schön und es lag für ihn Versuchung genug darin, ins Freie zu gehen, doch hätte Mary gewünscht, daß er mehr zu Hause geblieben wäre, während sie so unwohl war.

»Was würde ich für ein Vergnügen im Sonnenschein haben, wenn er krank wäre?« dachte sie; »ich würde nicht daran denken, das Haus zu verlassen.«

Esther Greenock kam zuweilen während der Krankheit ihrer Freundin; aber es traf sich jedesmal, daß sie Eile hatte und Mary dachte, daß die frühere Herzlichkeit derselben einer gewissen Zurückhaltung Platz gemacht habe.

Es war an einem milden sonnigen Tag, als es Mary zum erstenmal während ihrer Krankheit gestattet wurde, in das Wohnzimmer hinunter zu gehen. Sie war fast vierzehn Tage auf ihr Zimmer beschränkt gewesen und diese Zeit war ihr, nach ihrer Trennung von ihrem Geliebten bemessen sehr lang vorgekommen. Sie zitterte ein wenig, als sie langsam die Treppe hinunter ging und daran dachte, wie bald sie ihn sehen würde, begierig darauf, was er sagen und wie er aussehen werde, wenn er zum ersten mal nach dieser traurigen Trennung ihre Hand ergreifen werde. Würde es ihm schwer ankommen, seine Aufregung zu verbergen, wie er es nach ihrer Ueberzeugung ihretwegen thun mußte?

Das Frühstück war bereits einige Zeit vorüber, als sie die Treppe hinunterging, das Haus war sehr still, unnatürlich still, wie es Mary in ihrer Ungeduld die Stimme zu hören, die sie so sehr liebte, vorkam. Die Thüre von Capitän Herristons Wohnzimmer stand offen und das Gemach war leer. Er war also auch heute bereits wieder ausgegangen. Dies war für sie eine harte Enttäuschung. Sie hatte gehofft, daß er zu Hause bleiben würde, um sie zu sehen, da er hörte, daß sie hinunter kommen würde.

Ihre Schwester kam vom Garten herein, während die Kranke einen Augenblick vor der offenen Thür stand. Harriet sah so frisch, so heiter und munter aus, als ob es keinen Kummer in der Welt gäbe.

»Was Marh,« sagte sie, »ich habe Dich nicht so bald unten erwartet. Ich wollte so eben hinaufgehen, um Dir beim Ankleiden beizustehen. Geh' in das Zimmer, Kind, es ist Feuer darin, das ich Deinetwegen angezündet habe. Geh' hinein und wärme Dich; Du siehst so blaß wie ein Geist aus. Ich glaube, der Arzt würde Dich ins Bett zurückschicken, wenn er Dich sähe.«

Mary gehorchte ihrer Schwester und setzte sich mit sehr verdrossener Miene am Kamin nieder.

»Capitän Herriston ist wahrscheinlich ausgegangen?« sagte sie nach einiger Zeit.

»Ja, er ist diesen Morgen sehr früh fortgegangen. Er ist auf eine Woche nach London gereist.«

»Nach London?«

»Ja« nach London. Wie Du mich ansiehst, Kind! Er hat nichts mitgenommen, als eine kleine Reisetasche und wird in acht Tagen wieder zurück sein.«

Einige Minuten saß Mary Baxter ganz still, zitternd und unfähig zu sprechen. Ihre Schwester war zu sehr mit ihrer Nadelarbeit beschäftigt, als daß sie ihre Aufregung bemerkt hätte.

»Das ist sehr schnell gegangen, nicht wahr Harriet?« sagte sie endlich mit schwacher Stimme.

»Die Reise des Capitäns? Ja; er hat gestern Abends wie es scheint, Briefe von London erhalten und er war genöthigt, Geschäfte halber dahin abzureisen.«

Mary legte sich mit halbgeschlossenen Augen für den Rest des Morgens in ihren Stuhl zurück, an die lange traurige Woche denkend, die hingehen mußte, bis James Herriston zurückkehren würde. In der Meinung, daß ihre Schwester in einen ruhigen Schlummer verfallen sei, setzte Harriet ihre Arbeit ruhig fort. Erst als der behäbige Müller hereinkam, mußte sich Mary ihrer düstern

Träumerei entreißen, um die Glückwünsche ihres Vaters zu ihrer Genesung zu empfangen.

»Du siehst noch immer sehr blaß und schwach aus,« sagte er; »wir wollen aber froh sein« daß Du wenigstens wieder auf sein kannst. So dürfen wir wenigstens hoffen, daß Du bald wieder ganz gesund sein wirst.«

Sie lächelte ihn sanft an, während sie mit einem ihrer schlanken Arme um seinen Hals ein wenig an seine Schulter gelehnt dastand. Trotz Harriets Haushaltungstalent war Mary stets sein Liebling gewesen. Das Mädchen wußte dies und dachte nicht ohne Gewissensbisse an das fremde Idol, dessentwegen sie ihren guten alten Vater vernachlässigt hatte. Sie setzte sich, als er nach dem Essen seine gewohnte Pfeife rauchte, auf einen niedrigen Stuhl zu seinen Füßen und legte ihr schönes Haupt auf seine Kniee. Die Thränen rannen langsam an ihren blassen Wangen herab, als sie so dasaß und an ihren abwesenden Geliebten und an die Sünde dachte, die sie durch Verschweigung ihres Verhältnisses an ihrem Vater begangen.

Der Müller, war an diesem Abend geschäftsfrei und als er mit seiner Pfeife zu Ende war, ging er hinaus an die Gartenthüre, wo er, die Arme auf den oberen Querbalken gestützt, träumerisch auf die Landschaft hinausblickte und wartete, ob nicht ein Nachbar des Wegs kommen würde« mit dem er eine Weile plaudern könnte. Er hatte nicht lange zu warten. Einer von seinen alten Bekannten ging vorüber und blieb fast eine halbe Stunde bei ihm stehen. Mary beobachtete von ihrem Sitze am Feuer die beiden Männer, sich darüber wundernd, was sie so lange mit einander zu reden hätten und warum sie so fröhlich seien. Es kam ihr seltsam vor, daß nicht Jeder die Traurigkeit des Orts fühlen sollte, jetzt wo sein Leben und sein Sonnenschein mit James Herriston verschwunden waren.

John Baxter kehrte darauf, seine Hände reibend, ins Zimmer zurück.

»Ich habe merkwürdige Neuigkeiten für Euch, Mädchen,« sagte er. »Esther Greenock ist durchgegangen — diesen Morgen vor dem Frühstück verschwunden, einen Brief an ihren Vater zurücklassend,

worin sie ihm meldete, daß sie im Begriff sei, den Mann zu heirathen, den sie liebe und daß es nichts nützen würde, sie zu verfolgen, da sie nichts in der Welt von ihrem Vorsatze abbringen könne.«

»Esther davongegangen, um zu heirathen?« rief Mary. »Ich hatte nichts gewußt, daß sie eine Neigung zu Jemand hege.«

»Auch sonst Niemand,« antwortete der Müller. »Sie muß die Bekanntschaft angeknüpft haben, während sie sich bei ihrer Tante befand. Der alte Greenock war wüthend, aber anstatt, wie Jedermann dachte, seine Tochter zu verfolgen, sagte er, sie möge liegen, wie sie sich gebettet habe. Er werde nicht Mühe und Zeit verlieren, um sie zu suchen. Und jetzt kommt es heraus, daß er selbst John Ashtons Tochter heirathen und keinen besonderen Verdruß darüber empfinden wird, daß er Miß Esther, die sich gegen ihn immer aufs hohe Roß setzte, los geworden ist.«

Nach dem Thee ging der Müller aus. Es war ein Klubabend, ein Abend, wo die Bürger von Lowminster in einem Wirthshaus zusammenkamen, um über ihren Thonpfeifen einige Stunden zu verplaudern. John Baxter war einer der solidesten und nüchternsten Männer und es war nur wenig über neun Uhr, als er von dieser einfachen Versammlung nach Hause zurückkehrte.

»Nun, Mädchen,« sagte er, als er sich in seinen Armstuhl setzte, »man hat jetzt Alles über Miß Esthers Geliebten in Erfahrung gebracht. Sie sind heute Morgens um sieben Uhr in einer Postchaise vom »Schwarzen Löwen« weggefahren. Ihr werdet gewiß nicht errathen, wer es ist.«

Mary sprang plötzlich weiß wie eine Leiche von ihrem Stuhle auf.

»Capitän Herriston,« sagte sie.

»Du mußt also etwas von der Sache gewußt haben, Mädchen,« rief der Müller. »Ja, das ist der Mann.«

»Ich habe mir's gedacht,« sagte sie mit schwacher Stimme und setzte sich wieder. Sie ging dann zu Bett, ohne durch das geringste Zeichen ihr Geheimniß verrathen zu haben.

So trug sie ihre Prüfung schweigend und geduldig bis ans Ende. Drei Tage nach der Flucht kam ein Brief an John Baxter, in welchem

ein Wechsel für Capitän Herristons Schuld eingeschlossen war mit dem Ersuchen, man möge seinen Koffer nach einem gewissen Hotel im Westend zu London senden. Das war Alles.

Drei Monate darauf heirathete Mr. Greenock Sophie Ashtom ein sehr hübsches Mädchen von zwanzig Jahren. Die Baxters hörten zu gleicher Zeit, daß er seiner Tochter eine Jahresrente von dreihundert Pfund ausgesetzt habe — ein sehr kleiner Betrag im Vergleich zu dem, was sie zu erwarten gehabt — und daß Mr. und Mrs. Herriston in einer kleinen Stadt in Frankreich lebten.

Niemand ahnte Marys Kummer. Es dauerte sehr lange, bis sie von ihrer Erkaltung, die nach dem Ausspruch des Arzts in höchstens zwei Wochen hätte vorüber sein sollen, genas, aber sie genas und ging mit ihrem früheren leichten Schritt wieder im Hause herum, aber nicht mit der alten Fröhlichkeit — diese war für immer verschwunden. Es lag eine sanfte Ruhe in ihrem Benehmen, die ihr sehr gut anstand, aber sie war nicht mehr das heiter glückliche Wesen wie vor der Ankunft von James Herriston. Niemand ahnte die Ursache dieser Veränderung. Ihre Freunde glaubten blos, sie sei stätiger geworden.

Jahre gingen dahin und Mary Baxter hatte mehr als einen annehmbaren Heirathsantrag von wohlhabenden jungen Gewerbsleuten in Lowminster; aber die fortschreitenden Jahre fanden die Schwestern als entschiedene alte Jungfern. Der Müller starb und sie waren genöthigt, die bequeme Heimstätte zu verlassen, in dem sie ihr ruhiges Leben hingebraucht hatten. Da ihre Mittel ziemlich beschränkt waren, so pachteten sie in der Umgebung der Stadt ein Haus und sicherten sich durch Vermiethung der Zimmer ein kleines Einkommen.

Achtundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Esther Greenock Lowminster verlassen hatte. Harriet und Marh Baxter waren jetzt ältliche Personen mit eisgrauen Haaren, sehr gesetzt aussehend, stets einfach, aber stets sehr hübsch gekleidet. Glückliche in ihrer ruhigen einförmigen Weise, liebten sie einander zärtlich. Es war ihnen ziemlich gut gegangen, denn die Leute in Lowminster achteten und liebten sie und versäumten keine Gelegenheit, wo sie ihnen

gefällig sein konnten. Mr. Greenocks junge Frau hatte ihm zwei kräftige Söhne geboren, wodurch die Hoffnungen Esthers auf ihres Vaters Vermögen gänzlich zerstört wurden. Sie hatte nie mehr als dreihundert Pfund von ihm erhalten und auch diese Zahlung hatte längst aufgehört, da sie bereits zehn Jahre nach ihrer Verheirathung zu Nizza an einer langwierigen Krankheit kinderlos gestorben war.

Es war an einem kalten Herbstabend, als ein kranker Herr zu den beiden Schwestern kam, um eine Wohnung bei ihnen zu miethen. Er war, wie er sagte, von dem Apotheker an die Damen gewiesen worden und die Zimmer, die sie ihm zeigten, hatten seinen vollen Beifall. Er war ein großer Mann, mit einem dicken grauen Bart, der den untern Theil seines Gesichts vollständig verbarg, mit grauen Haaren, schwarzen Augenbrauen und sehr glänzenden schwarzen Augen, bei deren Anblick Mary Baxter ein sonderbares Gefühl beschlich. Er nannte sich Howard und sprach die Absicht aus, den Winter in Lowminster zuzubringen.

Der Fremde war mit den gestellten Bedingungen einverstanden und miethete die Zimmer, indem er sogleich davon Besitz ergriff. Sein Gepäck wurde von der Eisenbahnstation geholt.

Mr. Howard war ein sehr ruhiger Miether. Er pflegte sehr spät aufzustehen, den ganzen Tag zu lesen und zu schreiben und ging bei Einbruch der Dämmerung vor dem Hause auf und ab, um seine Zigarre zu rauchen. Er ging selten weiter, da ihm das Gehen beschwerlich zu fallen schien. Er war keine unruhige Person, aber verweichlicht und sehr eigen in Bezug auf das, was er aß. Harriet bereitete ihm allerlei Leckerbissen und verwöhnte ihn einen guten Theil in dieser Beziehung.

Er beklagte sich zuweilen über Langeweile und ließ des Abends durch die alte Magd bei den Schwestern anfragen, ob er nicht eine halbe Stunde mit ihnen verplaudern dürfe. Der Wunsch wurde jedesmal höflich gewährt und er kam dann und brachte den Abend bei ihnen zu, wobei er ihnen die Neuigkeiten mittheilte, die er in den Zeitungen gelesen hatte. Später schlug er ihnen ein Kartenspiel vor und von nun an war es eine ausgemachte Sache, daß sie alle Abende eine Partie Whist spielten.

Dies dauerte einige Zeit, während welcher er seine wöchentlichen Rechnungen pünktlich bezahlte; aber nach sieben oder acht Wochen begann er damit im Rückstand zu bleiben. Seine Gesundheit wurde schlimmer und er war nicht mehr im Stande zu schreiben. Seine Kräfte sanken täglich mehr und er bat die Schwestern, ihm des Abends in seinem Zimmer Gesellschaft zu leisten und zuweilen auch bei Tage.

»Ich bin sehr schwach,« sagte er; »aber ich werde bald besser sein. Wegen Ihres Geldes brauchen Sie keine Sorge zu haben, Miß Baxter.«

Dies sagte er zu Harriet; mit Mary sprach er niemals von Geld.

»Ich habe etwas von einem Londoner Buchhändler einzunehmen, das ich demnächst erhalten werde. Und in einer oder zwei Wochen werde ich wieder im Stande sein, zu schreiben.«

Harriet Baxter schüttelte trostlos den Kopf, als sie dies ihrer Schwester mittheilte.

»Ich glaube nicht, daß er je wieder besser werden, oder daß er uns bezahlen wird, was er schuldet, Mary,« sagte sie, »wir sollten sehen, daß wir seiner auf die eine oder andere Weise loswürden.«

»Was!« rief Mary, »ihn in seinem schwachen Zustand vor die Thüre setzen? Das würde ja eine Art Mord sein. Ich wundere mich, wie Du nur an so was denken kannst, Du, die doch so mitleidsvoll ist.«

Harriet wischte sich die Augen und küßte ihre Schwester.

»Nun, liebes Kind,« sagte sie resigniert, »wir müssen uns eben darein ergeben und ihm noch etwas länger borgen. Es wird uns aber sehr schwer ankommen. Was wir im Sommer erspart haben, wird dabei aufgehen.«

»Laß gut sein, Liebe; wir können im nächsten Sommer wieder sparen. Alles Andere ist besser, als diesen armen Menschen aus dem Hause weisen.«

Es dauerte nicht lange, so nahm dieser uneinträgliche Miethsman alle ihre Zeit und Pflege in Anspruch. Der Arzt von Lowminster gab wenig Hoffnung für seine Wiederherstellung. Mary

Baxter pflegte ihn Tag und Nacht, indem sie sich der Ausgabe mit einer unveränderlichen Geduld widmete. Ihre Schwester schalt sie zuweilen, weil sie sich zu wenig Ruhe gönnte; aber sie wollte gegen das, was sie ihre Pflicht nannte, keine Einwendung annehmen.

»Aber es kann doch Deine Pflicht nicht sein, Dein Leben für diesen Mann aufzuopfern, Mary,« sagte Harriet, »und er ist uns noch überdies gänzlich fremd.«

»Dies war auch mit dem Wanderer der Fall, den der Samaritaner pflegte, Harriet. Du brauchst nicht zu fürchten, daß mir das, was ich thue, schaden wird. Die Sorge um den armen Menschen würde mir mehr schaden, wenn ich seine Pflege unserer Anna überlassen wollte.«

So brachte der Kranke ohne Aussicht auf Besserung den Winter hin. Die Tage waren länger geworden und der kleine Garten war voll von Crocus und Schneeglöckchen, als er schlimmer zu werden begann. Das Geld von dem Londoner Buchhändler war nicht eingetroffen und er schuldete den Miß Boxters mehr als dreißig Pfund.

Er lag eines Tags in dem untergehenden Sonnenschein eines schönen Frühlingabends in der Nähe des Fensters und Mary saß mit ihrer Arbeit an seiner Seite, als er sie zum erstenmal bei ihrem christlichen Namen nannte.

»Mary,« sagte er sanft, »ich glaube, Sie sind das edelste Weib und die beste Christin, die ich je gekannt habe. Ihre Güte gegen mich reicht allein schon hin, dies zu beweisen. Aber es gibt gewisse Unbilden, die selbst ein Christ schwer vergeben kann. Hat Ihnen Jemand je eine solche Unbild angethan ?«

Er stützte sich auf seinen Ellenbogen und sah ihr mit sehr ernstem Ausdruck ins Gesicht. Ihr klares blaues Auge, das unter allen Veränderungen, welche die Zeit in ihrem einst so lieblichen Gesicht hervorgebracht, seine Schönheit bewahrt hatte, sah ihn voll an.

»Nein,« sagte sie, »ich habe alles Unrecht vergeben, das mir jemals zugefügt worden ist.«

»Sie haben auch einem Mann vergeben, der einst Ihre Liebe gewann, nur um sie wegzuwerfen — einem Mann, der sich James

Herriston nannte, dessen Geschichte ich vor langer Zeit gehört habe?»

Mary Baxter sah ihn mit einem Lächeln an.

»Ich habe niemals ein Gefühl des Grolls gegen James Herriston gehegt,« sagte sie sanft.

»Und doch hat er Sie schwer gekränkt.«

»Er hat mein Herz gebrochen.«

»Mary!«

»O, das scheint vielleicht nicht glaubbar, weil ich am Leben blieb, aber ein gebrochenes Herz tötet nicht immer.«

Der Kranke fiel mit einem tiefen Seufzer auf sein Kissen zurück. Er beschattete sein Gesicht mit einer seiner dünnen Hände und lag so mehrere Minuten schweigend da, während Mary ihre Arbeit wieder aufnahm. Darauf erhob er sich wieder auf seinen Arm.

»Kommen Sie her, Mary« sagte er.

Sie ging zu ihm hin und kniete am Sopha nieder.

»Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob etwas in meinem Gesichte liegt, das Sie an die Vergangenheit erinnert?«

Sie sah ihn einige Augenblicke schweigend und mit demselben ruhigen Lächeln an.

»O James Herriston,« sagte sie endlich, »haben Sie geglaubt, Sie könnten mich täuschen? Ich erkannte Sie im ersten Augenblicke, wo Sie hierher kamen.«

»Und Sie haben so viel für mich gethan und sind so gut gegen mich gewesen, obschon Sie wußten, daß ich der Elende sei, der Sie vor dreißig Jahren hintergangen hatte? O Mary, was für edelmüthige Geschöpfe die Frauen sind! Es gibt solche unter ihnen, deren Güte keine Grenzen hat und Sie sind eine von Diesen — Sie sind eine von Diesen.«

Er hielt eine kurze Zeit inne und dann nahm er ihre widerstandslose Hand und legte sie an seine Brust.

»Ich hatte eine eigenthümliche Sehnsucht, Sie wiederzusehen, Mary; ein Verlangen, das stärker wurde, je mehr meine Gesundheit abnahm. Ich glaubte, ich könnte es ohne Gefahr, erkannt zu werden,

mit Sicherheit wagen; ich war ja so verändert so viele alte Bekannte hatten mich nicht wieder erkannt, wenn sie mir auf der Straße begegneten. Ich bin ein so bloßes Wrack von dem, was ich einst gewesen war und ich sehnte mich so sehr, denn ich habe nie ein Weib so geliebt, wie ich Sie geliebt hatte, obschon ich niedrig genug war, mich durch Esther Greenocks Geld verführen zu lassen. Ich habe aber meinen Lohn dafür erhalten., Sie können sich nicht denken, was ich für ein Leben mit diesem Weib geführt habe. Es war eine ununterbrochene Scene von Hader, Vorwürfen und Reue. Ich hatte mich für eine elende Bagatelle in die Sklaverei verkauft. Ich kam mir selbst wie das gemeinste und niedrigste Geschöpf vor. Mein ganzes Leben war nichts als eine lange Kette von Mißgeschick und ich komme endlich arm und gebrochen zu Ihnen, um Trost zu suchen von der theuren Seele, die ich so schwer beleidigt habe.«

»Sprechen Sie nicht davon, erinnern Sie jetzt nicht daran. Unser Leben ist dahin, es hätte anders sein können. Ja, James, ich denke, wir hätten glücklich miteinander sein können. Es freut mich, daß Sie zu mir zurückgekehrt sind. Es war mir süß, Sie während dieser langen Krankheit zu pflegen und zu warten.«

»Und ich bin nur zurückgekommen, um eine Last für Sie zu sein. Das ist hart, Mary.«

»Nichts hätte für mich so hart sein können, als Sie nicht mehr zu sehen. In all den Jahren seit unserer Trennung ist kein einziger Tag vergangen, wo ich nicht an Sie gedacht und für Sie gebetet habe.«

»Sie hätten mich hassen und verachten sollen, Mary.«

»Meine Liebe zu Ihnen hat sich nie verändert,« antwortete sie sanft.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und hielt sie dort. bis er einschlief. während sie noch immer an seiner Seite kniete.

Als er wieder erwachte, waren seine Sinne ein wenig verwirrt. Er sprach von der Mühle und dem Forellenbach, an dessen Ufer sie so oft gewandert waren, als ob er sich wieder als junger Mann dünkte. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, als er des Abends kam, um seinen Patienten zu sehen. Er sagte Mary, daß der Kranke nicht mehr lange zu leben habe.

Das Ende kam bei Tagesanbruch am nächsten Morgen.

Bis zum letzten Augenblick suchten James Herristons umflorte Augen das Gesicht Derjenigen, die er einst geliebt hatte, bis zum letzten Augenblick hielt seine schwache Hand die ihrige. Sein Haupt ruhte an Mary Baxters Brust, als er starb, zu ihr bis zu seinem Ende aufblickend und sein letzter Athemzug — murmelte ihren Namen.

Dies war ihr Dank für vierzigjährige Treue. Sie trug seinen Tod mit ruhiger Gelassenheit und sie war es selbst, welche die einfachen Anordnungen für das Leichenbegängniß traf, das die Schwestern mit ihren geringen Mitteln bestreiten mußten. Sie zeigte ihrer Schwester mit einem traurigen Lächeln den Namen auf dem Sarg des Miethbewohners.

»Du erinnerst Dich seiner nicht, Harriet?«

»Nein, Mary. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so verändert hätte.«

»Für mich nicht, meine Liebe, für mich hat er sich nie verändert. Ich habe ihn mein ganzes Leben lang geliebt.«

- E n d e -

Die Sünden der Väter.

I.

Es war ein wilder, sorgloser Hof, an den George Lord Deverill, Herr von Deverill Castle und eines fürstlichen Einkommens, kurz nach der Wiedereinsetzung der Stuarts, seine schöne junge Frau brachte. Sie war eine Art wilder Rose, nicht ganz zwanzig Jahre alt und fast dreißig Jahre jünger als ihr Gatte.

Der ganze Hof verliebte sich auf den ersten Blick in Lady Deverill. Selbst die Frauen waren von ihrer Schönheit entzückt, die kaum einen gefährlichen Charakter an sich trug. Das arme Kind war zu schüchtern, als daß es jemals eine Nebenbuhlerin dieser kecken Damen werden konnte.

»Arme kleine Waldblume«, sagten die Hofschranzen, »sie scheint durch die Bürde ihrer Größe als Lady Deverill förmlich erdrückt zu werden. Sie hätte einen Landpfarrer heirathen und ihre Tage in der Atmosphäre der Milchammer und des frisch gemähten Heues zubringen sollen. Sie taugt ebensowenig für unsere Welt, als ein Stern unter die Lampen von Whitehall paßt.«

»Und wer war dieses schöne junge Wesen und woher kam es?« fragten neugierig die Hofleute. Ihre Fragen wurden bald beantwortet. Sie war das einzige Kind von Sir Talbot Treherne, einem Cornischen Baronet von ruiniertem Vermögen, der einige Jahre vorher in einem düstern alten Hause zwischen den öden Sandhügeln dieser fernen westlichen Küste gestorben war. »Ein treuer Anhänger des Königs, aber ein schlimmer Mensch,« sagten Diejenigen, die ihn kannten. Lord Deverill und er waren zur Zeit des vorigen Königs intime Freunde gewesen, hatten sich aber getrennt, als der unglückliche

Monarch auf dem Schaffot gestorben war, Deverill, um dem Thronerben in's Ausland zu folgen, Treherne, um sich mit seinem kleinen mutterlosen Mädchen auf den Rest seiner Güter in Cornwallis zurückzuziehen.

Als der Baronet sich dem Tode nahe fühlte, schrieb er an seinen alten Freund und bat ihn, die Vormundschaft über seine verwaiste Tochter, seine geliebte Alice, und ihr ärmliches Vermögen zu übernehmen und dafür Sorge zu tragen, daß sie nicht in die Hände eines Schurken oder Abenteurers falle, sondern einen braven Gentleman heirathe.

»Sie ist hübsch und artig, schrieb der Vater, »und Du wirst wahrscheinlich keine besondere Mühe haben, einen Gatten für sie zu finden, wenn auch ihr Heirathsgut nur gering ist. Ich verlange bloß, daß er ein redlicher Mann sei. Außerdem giebt es im Auslande Klöster, in denen die Tochter einen Gentleman eine passende Unterkunft finden kann. Wir gehören, wie Du weißt, Deverill, dem alten Glauben an, und Alice würde nicht die erste meines Geschlechts sein, welche das Getümmel und die Versuchungen der Welt mit dem ruhigen Schatten der Klostermauern vertauschte.«

Es ist das Schicksal eines Mannes, dessen Lebensweise ihn in die Gesellschaft von unsittlichen Menschen führt, daß er zuletzt keinen Freund von reinem Charakter findet, auf den er im Sterben sein Vertrauen setzen kann. Gewiß war George Deverill kaum der Mann, dessen Sorgfalt ein liebender Vater sein einziges Kind übergeben hätte, wenn ein weiteres Feld für die Wahl vorhanden gewesen wäre. Aber George Deverill war wenigstens kein Wüstling und vielleicht der einzige unter Talbot Treherne's vertrauten Freunden, der sich nicht mit den gemeinen Lastern jener Zeit befleckt hatte.

Er war ein strenger, harter Mann mit einem dunkeln ausländischen Gesicht, das früher sehr hübsch gewesen war, aber sich jetzt, nachdem es in Folge von verfehltem Ehrgeiz mit jedem Jahre einen hochfahrenderen Ausdruck angenommen hatte, nur noch durch mürrischen Stolz und eine gewisse Wildheit auszeichnete, die Jedem, der Lord Deverill beleidigen würde, nichts Gutes verhiieß.

Die Gefühle seiner Lordschaft, als er den Brief seines alten, zur

Zeit bereits verstorbenen Freundes erhielt, waren keineswegs die angenehmsten. Was in des Teufels Namen sollte er mit einer Mündel, einer von einem schwachen alten Vater verzogenen Schönheit anfangen, mit einem Mädchen, das ohne Zweifel eigenwillig und begierig nach einem Leben voll Vergnügungen war? George Deverill gedachte den größten Theil seines Lebens am Hofe zuzubringen, und dort konnte ihm eine Mündel nur lästig und hinderlich werden.

Ja, ihr Vater hatte Recht; das Kloster würde der beste Ort für Alice Treherne sein, und wenn sie sich gegen ein französisches oder belgisches Kloster sträuben würde, so könnte sie ihre Tage zu Deverill Castle zubringen, wo sich eine alte Haushälterin und einige alte Diener befanden, die meistens taub und gichtisch waren; wo das Gras in dem großen Hofe wuchs, feuchtes Moos den unteren Theil der Mauern bedeckte und die Eulen des Nachts in den beiden epheubewachsenen Thürmen, welche an beiden Enden des alten Gebäudes standen, ihr schauerliches Geschrei vernehmen ließen.

Lord Deverill lächelte grimmig bei dem Gedanken, daß dieses entfernte nordische Schloß die Wohnung von Jugend und Schönheit werden sollte.

Er sagte sich, daß es nöthig sei, rasch zu handeln, um diese unangenehme Geschichte so bald als möglich los zu werden. So entschloß er sich denn, nach Cornwallis zu gehen, um das Mädchen zu sehen und die Sache mit ihr in Ordnung zu bringen. Aber die Reise war lang und ermüdend, das Wetter kalt und düster, und er hatte deshalb zuerst den Gedanken gehabt, seinen Verwalter mit einem Brief zu senden, worin er seine Absichten aussprechen und den Boten ermächtigen wollte, Mistreß Alice entweder nach einem auswärtigen Kloster oder nach dem entfernten nordischen Schloß zu bringen. Aber bei reiflicherem Nachdenken erschien ihm diese Handlungsweise in Anbetracht, daß Talbot Treherne einst sein Busenfreund gewesen, nicht recht passend und wohlwollend. Auch mochte sich das Mädchen widerspenstig zeigen und sowohl gegen das Kloster als das Schloß sich auflehnen, in welchem Falle der Verwalter vielleicht nicht im Stande sein würde, sie zur Vernunft zu

bringen. Daß sie ihm den Gehorsam versagen würde, fürchtete Lord Deverill nicht, und wieder lächelte er über seine Gedanken mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. Er war ein Mann, der gewohnt war, Gehorsam zu finden, der seine Umgebung von seinem frühesten Mannesalter an durch die einfache Kraft seiner strengen, harten Natur gelenkt hatte, und er konnte bei dem Gedanken von Widerstand durch dieses Mädchen nur verächtlich lächeln.

So ging er selbst nach Treherne Court.

Er ging selbst, und Alice suchte weder eine Zuflucht in einem fremden Kloster, noch wurde sie zu der traurigen Einsamkeit von Deverill Castle verurtheilt. George Deverill, dessen Herz in den neunundvierzig Jahren seines Lebens niemals von einem Weibe gerührt worden war, verliebte sich sterblich in die Tochter seines verstorbenen Freundes, noch ehe er sie eine Woche gekannt hatte. Er gab sich indeß nicht so leicht dieser thörichten Laune hin, wie er seine Leidenschaft nannte, wenn er sich selbst darüber Rechenschaft zu geben suchte. Nein, er kämpfte einen heftigen Kampf mit sich selbst, ehe er sich eingestehen mußte, daß er vollständig geschlagen sei. Aber er liebte sie — er liebte sie. In diesen Worten lag der Anfang und das Ende. Das Herz, das bisher kälter als Eis, härter als Stahl gewesen war, schmolz auf einmal und das einfache Mädchen war seine Gebieterin.

Was war es, das diese kalte, strenge Natur unterjocht hatte? Ihre Schönheit? Schwerlich, denn so schön sie auch war, hatte doch George Deverill viele Frauen gesehen, die sie an äußeren Reizen übertrafen und die überdies eine vollendete Anmuth des Benehmens besaßen, die ihr abging. Vielleicht hatten ihre Hilflosigkeit und Schüchternheit, ihre gänzliche Unschuld und Kindlichkeit ihre Reize in George Deverill's Augen erhöht. Er selbst wußte kaum, was er an ihr liebte; er wußte nur, daß er sie mit einer Leidenschaft liebte, gegen die die Vernunft vergebens ankämpfte.

Obschon sie hilf- und freundlos und obschon das Gesetzbuch gentlemanscher Ehre in jenen Tagen leichtfertig genug war, so war doch Lord Deverill eines unehrenhaften Gedankens oder einer strafbaren Hoffnung unfähig. Seine Fehler gehörten nicht zu den

gewöhnlichen Fehlern jener Zeit. Seine Natur war eine finstere, leidenschaftliche, nicht ohne eine rauhe Art von Adel, die sich zuweilen in seinem Gesichte zeigte, trotz des zurück-stoßenden Ausdrucks von Stolz, der sich gewöhnlich darin ausprägte.

Er hatte beabsichtigt, sein Geschäft zu Treherne Court in weniger als einer Woche zu beendigen. Er blieb einen Monat dort, und zu Ende desselben bat er Alice Treherne um ihre Hand.

Er hegte kaum eine Hoffnung, daß sie ihn liebte. Was war unwahrscheinlicher, als daß sich diese schöne Blume um seinen rauhen, verdorrten Stamm winden würde? Nein, er erwartete wenig Liebe für seine leidenschaftliche Hingebung, von der er ihr allerdings noch wenig Beweise gegeben hatte, da er zu stolz war, um so viel Schwachheit an den Tag zu legen. Aber er beobachtete sie genau und er sagte sich, daß sie reinen Herzens, liebevoll, unschuldig und folgsam sei und daß sie ein treues Weib abgeben müsse. Er glaubte, daß sie in ihrer Hilflosigkeit, in ihrer gänzlichen Aussichtslosigkeit für die Zukunft kaum eine solche Stellung, wie er sie ihr zu bieten hatte, zurückweisen werde. Darauf rechnete er und auf nichts weiter.

So bat George Deverill eines Abends, als beide im düstern, ärmlichen Solon zu Treherne Court beisammensaßen, Alice, seine Gattin zu werden. Er sagte nicht viel von seiner Liebe, da er mit einem Widerwillen, der fast ein physischer Schmerz war, vor der Enthüllung seiner Leidenschaft zurückschreckte. Er legte vielmehr den Hauptnachdruck auf ihre verlassene Lage, auf seine Freundschaft für ihren Vater und auf die Klugheit einer solchen Verbindung. Er war auf das Schlimmste gefaßt, selbst auf einen Blick des Abscheus in dem schönen jungen Gesicht, oder vielleicht der Verachtung — der Verachtung seiner fünfzig Jahre.

Wie groß war daher seine Ueberraschung, als das schöne Haupt sanft an seine Brust sank, wo das süße Gesicht sein Erröthen zu verbergen suchte.

»Alice, blick empor, sprich zu mir: ist es Ja oder Nein?« sagte er lebhaft.

Sie blickte durch ihre Thränen zu ihm empor. Die rosigen Lippen

zitterten, sprachen aber nicht.

»Alice, willst Du mein Weib werden?«

»O mein Lord, Ihr habt mich so stolz, so glücklich gemacht!«

»Was,« rief er, »Du liebst mich also, Kind?«

»Von ganzem Herzen.«

Lord Deverill blickte mit Verwunderung auf das schöne erröthende Gesicht herab, nein, mit einem forschenden Blick, der fast streng war. Er war mehr von dem Bekenntnisse des Mädchens überrascht, als wenn sie ihm gesagt hätte, daß sie ihn hasse. Dieses reizende junge Wesen liebte ihn in ihrer ganzen Herrlichkeit der Jugend und Schönheit, — liebte *ihn*, den harten Mann der Welt, der dreißig Jahre älter war als sie! Ein leidenschaftliches Entzücken erfüllte bei dem Gedanken sein Herz; aber in dieses tiefe Gefühl der Freude mischte sich noch immer ein Schatten des Zweifels. Konnte er ihr Glauben schenken? Es schien so unwahrscheinlich, und die Frauen, ja selbst die schönsten und jüngsten, waren so falsch. Alle Geschichten von weiblicher Verrätherei, die er jemals gehört, fielen ihm in diesem Augenblicke ein. Doch zog er das Mädchen näher an seine Brust und drückte die Lippen auf die reine Stirne, so strahlend in ihrer Unschuld.

»So sei es denn, mein süßes Kind,« sagte er mit einer Zärtlichkeit, die ihm selbst sonderbar vorkam, so fremd war sie seiner harten Natur. »Du bist von nun an mein, die schönste Braut, die jemals eines Mannes Herz erfreut hat. Und Du willst meiner reich überdrüssig werden, obschon ich so viel älter bin als Du, und selbst Denjenigen, die ich am meisten liebe, kalt und stolz erscheinen mag.«

»Euer überdrüssig!« wiederholte das Mädchen mit einem glücklichen Lächeln. »Ich liebe Euch, ich verehere Euch, wie ich Niemand geliebt und verehrt habe, als meinen Vater. Ihr waret sein theuerster Freund. Er pflegte so oft von Euch zu sprechen, daß ich mir ein Bild von Euch in meinem Geiste entwarf — ja und mein Bild glich Euch; nur war es nicht edel genug. Aber wie konnte ich denken, daß Ihr Euch je herablassen würdet, mich zu lieben — Ihr, der aus all den reizenden Damen des Hofes ein Weib wählen

konntet und die reizendste und edelste derselben gewonnen hättet?«

Die zärtliche Schmeichelei rührte sein Herz, aber er erwiderte nichts darauf. Er schaute noch immer auf das unschuldige Gesicht mit ängstlichem, forschenden Blicke herab. Es ward ihm so schwer, selbst jetzt an ihre Aufrichtigkeit zu glauben. Sein cynischer Geist war stets geneigt gewesen, an seinen Nebenmenschen zu zweifeln, und der Gedanke an seinen Rang und Reichthum ließ sein volles Vertrauen in dieses Mädchen, das er so leidenschaftlich liebte, nicht zu. Doch war es schon etwas, daß er den Preis gewonnen, auf den er sein Herz gesetzt hatte, und wenn George Deverill an diesem Abend nicht so glücklich war als er hätte sein können, so herrschte doch in seinem Innern ein Gefühl des Triumphs, welches die Stelle des Glücks vertrat.

Dame Margery Dormer, eine Wittwe ohne Vermögen, die seit fünfzehn Jahren Sir Talbots Haushälterin und eine Art von Duenna für Alice gewesen war, vernahm mit großer Befriedigung die Verlobung ihrer jungen Gebieterin, umsomehr, als Lord Deverill ihr sagte, daß sie für ihre Zukunft außer Sorge sein könne. Sie möge ihre Tage zu Treherne Court beschließen und sich in jeder Beziehung als Gebieterin des Hauses betrachten, das er und seine Frau wahrscheinlich nicht sehr oft besuchen würden.

»Alice wird wahrscheinlich aus Liebe für das Andenken ihres Vaters die Erhaltung des Platzes wünschen,« sagte er, »und sie wird vielleicht geneigt sein, zuweilen einige Sommerwochen hier zuzubringen, so wollen wir die alten Wände anstreichen und das Dach ausbessern lassen.«

Alice dankte ihm für seine gütige Rücksicht. Ja, sie hatte ihren Vater zärtlich geliebt, und das Haus, in dem er gelebt und gestorben, mußte deshalb in ihren Augen stets geheiligt sein. Dame Dormer küßte Mylord in ihrem Entzücken die Hand; aber so stolz sie auch auf die Eroberung ihres Lieblings war, so erschien ihr doch Lord Deverill kalt und streng und sie vermochte eine gewisse Besorgniß für die Zukunft nicht ganz zu unterdrücken. Würde er wohl immer gütig und rücksichtsvoll wie jetzt sein, oder würde die Zeit kommen,

wo er, wenn seine kurze Laune vorüber, seine Frau vernachlässigen oder übel behandeln würde?

Dante Margery wagte es sogar, ihrer schönen jungen Gebieterin gegenüber diese Zweifel anzudeuten; aber das Mädchen hörte sie nur mit unwilligem Staunen an. An ihm zweifeln, an ihm, ihrem Gebieter, ihrem Idol, diesem edeln Gentleman, der ihr als die Vollendung männlicher Würde und Tugend erschien! Die arme Alice hatte so wenig Menschen in ihrem kurzen Leben gesehen und hatte so viel von ihres Vaters Freund gehört, so oft an ihn gedacht, bevor sie ihn sah. Sie hatte sich niemals geträumt, daß sie ihn lieben würde, sie hatte sein Bild nur mit Gefühlen von Verehrung und Achtung verknüpft. Bevor sie ihn indeß vierzehn Tage kannte, hatten dieses stolze dunkle Gesicht, diese tiefe ergreifende Stimme, diese stattliche Anmuth des Benehmens ein wärmeres Gefühl in ihrem Herzen angefacht, und sie liebte George Deverill mit dem ganzen unschuldigen Enthusiasmus und Vertrauen einer ersten Liebe. Daß er so viel älter war als sie, verlieh ihm nur einen weiteren Reiz und eine erhabener GröÙe in ihren Augen. Es ist so natürlich, daß ein Mädchen etwas Abgötterei in ihre erste Liebe mischt.

II.

George Deverill's Brautstand war kein langer. Alice hätte gerne die Hochzeit bis zu einem Jahre nach ihres Vaters Tod verschoben; aber ihr Bräutigam machte ihr begreiflich, daß die Ehrfurcht für den Verstorbenen nicht in der Beobachtung äußerer Formen bestehe und daß ihr Vater selbst eine baldige Verbindung zwischen seinem verwaisten Kinde und seinem ältesten Freund gewünscht hätte.

»Er hat mich zu Deinem Vormund bestellt, Alice,« sagte er, »es war sein letzter Wunsch. Welcher Vormund ist aber so gut als ein Gatte? Nein, Theuerste, ich bin überzeugt, daß er unsere baldige Verheirathung wünschen würde.«

Alice Treherne liebte George Deverill zu sehr, als daß sie seinen Wünschen einen ernstlichen Widerstand entgegengesetzt hätte. Sie liebte ihn und ließ sich von ihm leiten, da sie einen sanften und nachgiebigen Charakter besaß, dem Gehorsam und Unterwerfung natürlich waren. So fand die Hochzeit drei Monate nach Talbot, Treherne's Tod in der ruhigsten und einfachsten Weise Statt.

Nach der Trauung in der Dorfkirche wurden Lord Deverill und Alice von einem alten französischen Priester in einer kleinen Privatcapelle, die zu Treherne Courts gehörte, auch nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche miteinander verbunden. Sie waren von verschiedenem Glaubensbekenntnisse; aber da George Deverill kein religiöser Mann war, so kümmerte er sich wenig um die Ketzerei seiner jungen Frau. Allerdings liebte er die Idee nicht, daß Jesuiten, wie dieser alte Priester, zwischen ihn und Alice kommen und vielleicht mehr von ihrem Vertrauen als er selbst besitzen sollten, aber er verließ sich auf seine eigene Macht, jede Ausschreitung in dieser Beziehung zu verhindern.

Er führte seine schöne junge Frau an den Hof und war nicht wenig stolz auf die allgemeine Vewunderung, die ihre Erscheinung hervorrief. Er war zugleich erfreut über die Schüchternheit, mit der sie vor diesem, ihren Reizen dargebrachten Tribut zurückschreckte,

während ihn ein eitleres und keckeres Weib mit Vergnügen hingenommen hätte.

Die neue Heimath, in die Lord Deverill seine Frau einführte, war ein stattliches, aber düsteres Haus in der Nähe des Flusses zwischen Whitehall und dem Temple. Es lag in einer engen, finsternen Straße, und nur die Zimmer, die auf die Themse hinausgingen, gewährten eine schöne Aussicht. Eine steinerne Treppe führte von einer Tür im Erdgeschoß zum Wasser hinunter, wo ein grimmiger Löwenkopf von Gußeisen mit einer aus dem Rachen hängenden Kette angebracht war, um daran die Boote zu befestigen. Bei hoher Fluth pflegte das Wasser die untere Hälfte dieser Treppe zu bedecken und mit eintönigem Plätschern die Wände der unteren Gemächer zu bespülen.

Die Möbeln dieses Hauses waren glänzend und kostbar, aber altmodisch, schwerfällig und düster. Es waren unter andern Vorhänge von schwarzrothem Sammet, Schränke und Bettstellen von schwarzem Ebenholz vorhanden; der Fußboden bestand aus polirtem Eichenholz, das durch Alter und vieles Scheuern schwarz geworden war. Alice dachte zuweilen mit Schaudern, daß auf einem Fußboden, wie diesem, Blutflecke kaum sichtbar sein würden, und fragte sich, ob wohl in diesem Hause schon ein Mord begangen worden sei.

Das einzige Zimmer, an dem Alice Geschmack finden konnte, war am Ende einer stattlichen Reihe, ein kleines Gemach mit einem einzigen Fenster und einem steinernen Balkon, der auf den Fluß hinausging. In der Wand hinter der Tapete befand sich eine kleine Thür, durch die man zu einer geheimen Treppe gelangte, welche zur Themse hinunterführte.

In diesem Zimmer brachte Alice Deverill den größten Theil ihrer Zeit zu, mit ihrer Stickerei ihren Büchern oder mit ihrer Musik beschäftigt. Sie liebte die Thätigkeit und Einsamkeit. Ihr Vater war ein sehr gebildeter Mann gewesen, und gegen das Ende seines Lebens, als ihm die wilden Vergnügungen, in denen er seine Jugend- und Mannesjahre vergeudet hatte, nicht mehr zugänglich waren, hatte er sich der Erziehung seiner Tochter gewidmet. So kam

es, daß Alice Hilfsquellen besaß, die in jenen Tagen unter dem schönen Geschlecht nicht gar häufig waren.«

Sie liebte es, allein zu sein, und als Lord Deverill den Vorschlag machte, irgend ein wohlgeborenes Fräulein zu engagiren, um ihr in den Stunden, wo ihn die Geschäfte des Hofes und seiner politischen Laufbahn vom Hause abriefen, Gesellschaft zu leisten, bat sie ihn, ihr keine Fremde zur Gesellschafterin zu geben, indem sie ihm versicherte, daß ihr die Zeit nie lange werde, ausgenommen wegen seiner Abwesenheit, und daß sie, wenn er selbst nicht bei ihr sein könne, in allen Fällen vorziehe, allein zu sein.

»Ich fürchte, Du bist ein verzogenes Kind, Alice,« sagte er, sie mit jener halb verhaltenen Zärtlichkeit anblickend, die allen seinen Verkehr mit dem Weibe bezeichnete, das er so sehr liebte. »Es sei, wie Du es haben willst, mag nun Deine Wahl weise oder thöricht sein.«

Niemals gab es vielleicht einen gütigeren Gatten als George Deverill, nicht so wohl in Worten, denn sein Stolz machte ihn selbst gegen Alice zurückhaltend, als in Thaten. Er überhäufte sie mit Geschenken aller Art — mit den kostbarsten Kleidern und seltensten Juwelen, einer Harfe, die der glich, die für die Königin in Paris gefertigt worden war, mit Büchern, mit einer neuen Kutsche und vier rahmweißen, fleckenlosen Pferden, kurz mit allem, was die begehrtichste Laune einer Frau von einem nachsichtigen Gatten und einer unerschöpflichen Börse verlangen kann.

Alice war sehr dankbar für alle diese neuen Beweise der Liebe ihres Gatten, aber sie bat ihn, seine Hand zurückzuhalten und sie nicht mit weiteren Geschenken zu beladen. Um die Wahrheit zu sagen, kümmerte sie sich sehr wenig um all den Glanz, der sie umgab. Diese kostbaren Roben schienen ihre schlanke Gestalt niederzudrücken diese glänzenden Juwelen blendeten ihre Augen. Sie schrak, verwirrt von den Blicken der Müßiggänger, zurück, die sich vor dem Palaste von Whitehall um ihre vergoldete Kutsche drängten und laut ihre Schönheit priesen, nicht zweifelnd, daß ihre Schmeicheleien der reizenden Dame, die darin saß, angenehm seien. Es war ein zu lautes und glänzendes Leben für diese wilde

Waldblume, und sie war niemals glücklicher als an jenen seltenen Abenden, die sie allein mit ihrem Gatten zubrachte, in dem kleinen, auf den Fluß hinausgehenden Zimmer singend und spielend, oder schweigend zu seinen Füßen sitzend, während er las und schrieb.

Zuweilen dachte sie, daß er nicht glücklich sei, daß er Sorgen habe, die er vor ihr verhehle, und bei einer Gelegenheit wagte sie es sogar, ihn zu fragen, ob es nicht so sei. Aber er verneinte es. Er habe keine Sorgen, die sie begreifen könne. Das ganze politische Leben sei voll von Sorgen und der Zustand des Landes gerade jetzt ziemlich kritisch, während der König die Geschäfte vernachlässige und nur dem Vergnügen lebe. Von nun an wunderte sich Alice weniger, wenn sie die Stirne ihres Gatten von tiefen Gedanken umwölkt sah, und sie wagte es nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Die Besorgnisse des armen Kindes waren nur zu wohl begründet. George Deverill war nicht glücklich, und die Sorgen, die auf ihm lasteten, hatten keinerlei Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten. Er konnte sich nicht dazu bringen, an die Liebe seiner Frau zu glauben und volles Vertrauen in ihre Aufrichtigkeit zu setzen. Seine Zweifel, die eine Zeit lang eingeschläfert gewesen, waren in der letzten Zeit wieder erwacht, er wußte nicht wie und warum, und sie wollten sich nicht mehr bannen lassen. Wieder und wieder fragte er sich, warum sie ihn lieben sollte, was in seiner rauhen Natur liege, um die Liebe eines schönen Mädchens zu gewinnen; wieder und wieder wog er die Vortheile ab, die ihr die Heirath mit ihm gesichert hatte, und fragte sich, ob irgend ein in Armuth erzogenes Mädchen so glänzende Aussichten zurückweisen würde. Alice Treherne's Wahl war zwischen einem Kloster und seiner Hand gelegen, und es erschien nur natürlich, daß sie einen reichen Gatten und einen Titel dem lebenslänglichen Gefängniß eines Klosters vorzog. Er konnte nicht sagen, wann er über diese Dinge nachzugrübeln begann, aber die Zeit kam, wo sie ihm nicht mehr aus dem Sinn kamen.

Er hatte einen Secretär Namens Algernon Mildmay, einen entfernten Vetter, der einem armen Zweige seiner mütterlichen Familie angehörte, aber der nächste Verwandte war, den George

Deverill noch besaß. Er war ein strebsamer junger Mann, seinem Beschützer ergeben, gebildet, von nicht unangenehmem Äußern, mit einem blassen Gesicht, das für einen so jungen Mann nur etwas zu gedankenvoll war, mit einer tiefen musikalischen Stimme und ruhigem Benehmen. Er wohnte nicht in dem Hause seines Verwandten, sondern ganz in der Nähe und kam und ging zu allen Stunden, indem er sich mit einem Privatschlüssel, den ihm Mylord gegeben hatte, ein- und ausließ.

Für diesen jungen Mann konnte Lord Deverill's Heirath kaum ein willkommenes Ereigniß sein. Er brauchte gerade kein Projectenmacher zu sein, wenn er sich der Hoffnung hingab, daß ihm einst ein Theil des Vermögens seines Verwandten, vielleicht auch das ganze zufallen würde, Und Deverill hatte ein eingefleischter Junggeselle geschienen. Was aber auch der Secretär bei der Heirath seines Verwandten gefühlt haben mochte, jedenfalls hatte er kein Zeichen von Mißvergnügen an den Tag gelegt, ja, die Schönheit der Braut mit einem Aufwand von Enthusiasmus gepriesen, der bei seinem ruhigen Temperament etwas Ungewöhnliches war.

Es fanden jetzt häufige Unterhaltungen in dem stattlichen Hause am Flusse Statt — Diners, Musik, Tanzen, Kartenspielen und Feste aller Art nach der Sitte jener Zeit. — Lord Deverill stand am Hofe gut angeschrieben, und die hohe Gesellschaft war erfreut, seine Gastfreundschaft anzunehmen und seiner schönen jungen Frau ihre Huldigung darzubringen. Diese aber schien in der fröhlichen Gesellschaft sich nicht recht behaglich zu fühlen, und sie hatte, wie ihre Gäste sagten, stets einen schmerzlichen Blick, als ob sie einen geheimen Kummer hätte.

George Deverill bemerkte diesen Blick in dem schönen Gesicht und war ärgerlich darüber, daß seine Frau nicht mehr Stolz und Vergnügen in ihrer Stellung als Gebieterin seines Hauses an den Tag legte. Er war nicht der Mann, der seinen Verdruß zu verbergen vermochte, und er sprach sich eines Abends in Gegenwart seines Secretärs mit Bitterkeit über diesen Gegenstand aus. Es war Tanz und Banquet gewesen, aber die Gäste hatten sich sämmtlich

entfernt und Mylord schritt allein im großen Gesellschaftssalon auf und ab, während Mr. Mildmay am Kantine stand und darauf wartete, ob an diesem Abend noch Briefe zu schreiben oder Geschäfte zu besorgen seien. Dieser junge unermüdliche Secretär war stets zur Arbeit bereit und sah immer aus, als ob er keiner Ruhe bedürfte. Mylord hatte sich sehr angehalten über die Schweigsamkeit und Schüchternheit seiner Frau geäußert.

»Ich war Anfangs nicht darüber verwundert,« fuhr er in demselben ärgerlichen Tone fort, »daß sie sich in solcher vornehmen Gesellschaft nicht behaglich fühlte; aber es ist endlich Zeit, daß sie sich der Stellung, zu der ich sie erhoben, würdig zeigt. Es soll nicht gesagt werden, daß meine Frau unglücklich ist oder eine geheime Reue darüber hegt, daß sie mich zum Gatten genommen.«

»Das ist gewiß unmöglich, Mylord,« sagte der Secretär in seiner glatten unterthänigen Weise und seinem leisen, gemessenen Tone, »Lady Deverill kann nicht umhin, stolz auf ihre Stellung und dankbar für die Ehre zu sein, die Mylord ihr erzeigt hat.«

»Dankbar!« rief Deverill wüthend, »glaubst Du, daß ich von meiner Frau bloß Dankbarkeit erwarte? Glaubst Du, daß ich nicht mehr von der Frau verlange, die —,« ein leidenschaftlicher Ausdruck von Liebe war auf seinen Lippen, aber er hielt plötzlich inne und endete kalt mit »der Frau« die ich geheirathet habe?«

Algernon Mildmay war, wie die meisten ruhigen Menschen, ein scharfer Beobachter. Er las in dem Herzen seines Beschützers, als ob es ein offenes Buch wäre, und sah, daß es kein schwieriges Werk sein würde, einen Sturm in dieser stolzen Brust zu erregen, wenn die rechte Zeit gekommen. Die Zeit war noch nicht für Mr. Mildmay gekommen.

»Nein« Mylord,« sagte er, »wer kann bezweifeln, daß Lady Deverill Euch mit all dem Feuer eines jugendlichen Herzens liebt? Ihr werdet vielleicht sagen, daß Ihr viele Jahre älter seid als sie, aber Ihr besitzt Eigenschaften des Geistes und der Person, welche die Ungleichheit der Jahre vollständig aufwiegen.«

So behutsam er gesprochen, hatte er doch zu viel gesagt. Zornig fuhr ihn sein Gönner an:

»Nein, Master Mildmay, ich habe keine Darlegung meiner Ansprüche auf die Liebe meiner Frau von Dir verlangt. Ich war bloß ärgerlich über sie wegen ihres gedankenlosen Aussehens diesen Abend da es zu einer so fröhlichen Gesellschaft übel paßte.«

»Lady Deverill mag vielleicht gedankenvolle Erinnerungen an ihren Mädchenjahren haben,« sagte der Secretär, durch den Tadel seines Verwandten keineswegs eingeschüchtert. »Es giebt traurige Erinnerungen die sich selbst während der Freude und der Musik eines Festes aufdrängen.«

»Sprich nicht weiter davon, Algernon,« sagte Mylord »Ich habe unrecht gehandelt, daß ich in Deiner Gegenwart unfreundlich von meiner Frau sprach. Armes Kind, sie hat nichts gethan, um mein Schelten zu verdienen. Sie ist in allen Dingen unterthänig und gehorsam.«

Unterthänig und gehorsam! Ja, aber liebte sie ihn auch? Dies war die unbeantwortliche Frage, welche stets in den Tiefen von Lord Deverills Seele lauerte wie ein Ungeheuer, welches unter den dunkelen Gewässern des Meeres dahinschwimmt, formlos, unbekannt und schrecklich.

»Alter Geck,« murmelte Algernon Mildmay, als er diesen Abend das Hans verließ, »wie lange wird diese Bethörung noch dauern.«

III.

Es war nicht lange nach dieser Unterhaltung, als Lord Deverill sich veranlaßt sah, in einer Mission nach Paris England zu verlassen, — einer Mission, die ein Privatgeschäft des Königs betraf, die Zahlung von Geld, das Se. Majestät während seiner Verbannung geborgt hatte, sagte das Gerücht bei Hof; aber der Gesandte selbst bewahrte ein undurchdringliches Schweigen, selbst seiner Frau gegenüber, die in Wahrheit wenig Neugierde über die Sache fühlte, dagegen aber bei dem Gedanken an die Abreise ihres Gemahls niedergeschlagen schien.

»Ich werde mich ohne Dich, George, einsam und gelangweilt fühlen,« sagte sie mit ihrer sanften Stimme, sich zärtlich an ihn anschmiegend, als er im Begriffe war, das Haus zu verlassen.

Er blickte sie forschend an, wie immer daran zweifelnd, ob diese ihre Zärtlichkeit auch aufrichtig sei. Die Natur hatte ihn mit einem mißtrauischen Gemüth begabt, das sich nicht leicht beruhigen ließ. Der sanfte Blick dieser blauen Augen drang ihm gerade zum Herzen; aber, sagte er zu sich, für eine Frau ist es etwas Leichtes, wegen eines Titels, wegen eines großen Vermögens und wegen der Aussicht, noch in der Blüthe der Jahre eine reiche Wittve zu werden, dergleichen zu heucheln.

Er blickte sie an, das Herz voll Liebe, aber doch nicht im Stande, diesen Zweifel zu bannen, der ein Theil seiner Natur war.

»Mein Kind,« sagte er sanft, »Du wirst Alles das haben, was Du liebst — Deine Bücher, Deine Harfe und Deine Stickerei.«

»Aber ich werde Dich nicht haben,« sagte sie, das schöne junge Haupt mit seiner Fülle goldenen Haares an seine Brust legend.

Er seufzte, küßte sie auf die Stirne und entfernte sie sanft. Während er dies that, öffnete sich die Thüre und Algernon Mildmay erschien auf der Schwelle.

»Die Bootsleute sind bereit, Mylord,« sagte er, »und das Schiff geht in einer Stunde nach Frankreich unter Segel. Natürlich werden

sie aus Ew. Lordschaft warten, obgleich sie die Fluth zu benutzen wünschen.«

»Ich bin bereit,« antwortete Lord Deverill.

Aber seine Frau zog ihn in eine Fensternische.

»Wird Dein Secretär während Deiner Abwesenheit hier sein, Georges, fragte sie mit leiser Stimme. »Natürlich, Alice; er wird den freien Zutritt in's Haus haben. Er hat Geschäfte, die seinen öfteren Aufenthalt in meinem Zimmer nothwendig machen.«

»Das thut mir leid.«

»Warum, Kind? Er wird Dich nicht stören.«

»Ich weiß das und ich weiß, daß es ein müßiger, vielleicht ein ungerechter Einfall ist, der mir seine Gegenwart, ja selbst den Gedanken, daß er sich mit mir in demselben Hause befindet, unangenehm macht. Vergieb mir, George. Und er ist dazu noch Dein Verwandter und ich bin verpflichtet, ihn zu lieben; aber ich kann Dir nicht sagen, was ich für eine seltsame Furcht vor ihm hege, als ob ich es in seinem Gesichte geschrieben sähe, daß er bestimmt ist, irgend etwas Schlimmes gegen mich in's Werk zu setzen. Ich habe es von dem ersten Augenblicke an, wo ich ihn sah, gefühlt, obschon ich bis jetzt nicht gewagt habe, mit Dir davon zu sprechen; aber jetzt, wo Du Dich entfernst und ich ganz allein bin, sinkt mir das Herz bei dem Gedanken, daß er in meiner Nähe sein wird.«

»Nein, Alice, dies ist eine höchst kindische Art von Thorheit. Es betrübt mich, daß meine Frau ein so albernes Vorurtheil hegen kann. Der junge Mann ist von meinem eigenen Blut, ein braver Gentleman und mir treu ergeben, wenn dies in Deinen Augen ein Verdienst ist.«

»Wenn Du ihn liebst und ihm vertrauen kannst, so bin ich zufrieden,« antwortete Lady Deverill mit einem unterdrückten Seufzer. »Ja, ich zweifle nicht daran, daß mein Vorurtheil thöricht ist; aber Frauen und Kinder haben oft solche Gedanken und sie haben zuweilen Recht.«

»Lebe wohl, Alice, ich habe keine Zeit, solchen Unsinn anzuhören.«

Und so schieden sie, die junge Frau traurig im Herzen, der Gatte

durch diese letzte Unterredung verwirrt und gereizt.

Hatte er irgend einen Grund, Mildmay's Treue zu bezweifeln, fragte er sich, als ihn die Ruderer rasch den Strom hinabführten. Nein, er hatte den jungen Mann von Kindheit an gekannt und ihn stets treu und anhänglich gefunden. Das Interesse mochte allerdings bei seiner Treue im Spiele sein; aber welche Handlung und welches Gefühl im Leben würde nicht mehr oder weniger vom Interesse geleitet? Lord Deverill glaubte nicht an Anhänglichkeit ohne ein besonderes Motiv, oder an Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, unvermischt mit der Hoffnung auf künftige Gunstbezeugungen.

»Mildmay weiß, daß es in meiner Macht liegt, seine Aussichten zu fördern,« sagte er zu sich. »Es ist nicht wahrscheinlich, daß er untreu gegen mich oder unhöflich gegen meine Frau handeln wird. Und jedenfalls ist er ein nützlicher Wachhund und er wird darauf sehen, daß keine Laffen vom Hof um Alice herumflattern.«

Lord Deverill war nahezu einen Monat abwesend. Der Auftrag, den er auszuführen hatte, war heikler Art und nahm längere Verhandlungen in Anspruch. George Deverill wurde demnach nur durch Geschäfte und nicht durch die Reize der französischen Hauptstadt so lange von seiner Frau ferngehalten. Er schrieb ihr zweimal während seiner Abwesenheit, sie selbst aber schrieb ihm öfters lange Briefe, welche die unbegrenzte Liebe für ihren Gatten athmeten.

Endlich an einem schwülen Juliabend bei einbrechender Dämmerung führten die Ruderer den zurückgekehrten Reisenden stromaufwärts. Er hatte keine Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft gegeben, da er vorzog, seine Frau zu überraschen, vielleicht angenehm — ohne Zweifel angenehm, wenn diese Liebesbriefe von ihr Wahrheit enthielten.

Eine eigenthümliche, fast fieberhafte Ungeduld hatte ihn in den letzten Tagen ergriffen, zu ihr zurückzukehren, und je mehr er sich dem Ende seiner Reise näherte, desto mehr steigerte sich dieselbe.

Der Abend war drückend heiß. Ein weißer Dunst schwebte über dem Fluß, kein Lüftchen wehte und ein blaßgelbes Licht lag statt des rosigen Sonnenunterganges auf dem Wasser. Der leichte Nachen

schoß endlich an das Land und einer der Männer befestigte ihn an der Kette aus dem Löwenrachen an der steinernen Treppe. Es lag aber noch ein anderes Boot dort, in welchem ein schlafender Mann saß. Mylord starrte ihn verwundert an, wollte ihn aber nicht aufwecken und befragen, da er im Hause Alles, was er wünschte, erfahren konnte.

Es war ein Licht in Mylady's Lieblingsgemach, eine einzige Lampe, die in dem Zwielflicht einen blaßgelben Schimmer verbreitete, und aus dem offenen Fenster flossen die Töne von Musik. George Deverill stieg mit leichtem Tritt schnell die schmale Treppe hinan, aber auf dem halben Wege blieb er stehen und sein Gesicht wurde finster wie die Nacht.

Vermischt mit dem Tone der Harfe kamen zwei Stimmen zu seinem Ohr: die eine war der Sopran seiner Frau, die andere ein Tenor, ihm unbekannt.

»So, meine Frau hat Gesellschaft,« sagte er ärgerlich zu sich, »und legt ihren Kummer über die Abwesenheit ihres Gatten durch Singen von Liebesliedern mit einem fremden Cavalier an den Tag!«

Er horchte einen Augenblick und schlich dann leise hinauf, bis er an der kleinen Tapetenthüre stand, die in Folge des Alters verschiedene Risse hatte, groß genug, um Alles, was in dem Gemache vorging, sehen zu können.

Die Musik hatte aufgehört. Es war nicht, wie George Deverill erwartet hatte, eine kleine Gesellschaft in dem Zimmer versammelt. Nur seine Frau war da, ihm gegenüber sitzend und mit ihren weißen Armen die Harfe umfassend — und ein junger Mann im Priestergewand, ein junger Mann mit vollendet schönem Gesicht und lockigem nußbraunen Haar, an ihrer Seite stehend und gedankenvoll auf sie niederblickend.

Die Gruppe war einfach genug; aber der Anblick derselben, so einfach sie war, versetzte George Deverill's Herz in eine mörderische Wuth. Sie hätten, dachte er, das Schlagen desselben hören müssen, wenn sie nicht zu sehr in dem strafbaren Vergnügen ihrer gegenseitigen Gesellschaft vertieft gewesen wären.

Lord Deverill hegte keinen Zweifel über die Schuld seiner Frau.

Vielleicht hatte er immer etwas Schreckliches der Art erwartet. Lag in dieser geheimen Zusammenkunft — denn daß es eine geheimes war, darüber hegte er keinen Zweifel — nicht Beweis genug für seine Schmach? Das Gewand des Priesters hielt er natürlich für eine Verkleidung. Für ihn war Alice's Schuld so klar wie die Mittagssonne, so greifbar, wie der Boden, auf den er trat.

Er stand, still wie der Tod, an der Thüre und blickte urverwandt in das erleuchtete Gemach.

»Und Du mußt wirklich nach Holland zurückkehren, Edward?« fragte Alice ängstlich.

»Ja, Theuerste, ich kann nicht anders,« antwortete der junge Mann mit einem Seufzer. »Ich habe dort eine Heimath und eine Stellung, hier bin ich nichts, weniger als nichts — eine fortwährende Schande und ein Vorwurf für Diejenige, die Du kennst. Es ist hart, von dem einen zärtlichen Wesen zu scheiden, das mich liebt; aber es würde noch härter sein, zu bleiben, Dich zu belästigen und ausgestoßen und namenlos, wie ich bin, Dir nichts zu sein.«

Alice Deverill seufzte und blieb einige Augenblicke still.

»Wann mußt Du abreisen, Edward?« fragte sie darauf.

»Morgen Nacht. Nach Mitternacht segelt ein Schiff nach Rotterdam ab, mit dem ich reisen werde.«

»Werde ich Dich also nicht mehr sehen?«

»Ja, Theuerste. Wenn es sicher ist, werde ich morgen zur gewöhnlichen Stunde zu Dir kommen.«

»Zum letzten Mal. Und wir werden also nicht mehr die alten Duette mit einander singen, die mein Vater so sehr liebte in den glücklichen Tagen zu Treherne Court! Der Wunsch, eines unserer alten Lieblingslieder mit Dir zu singen, war ein thörichter Einfall von mir, nicht wahr, Edward?«

»Ja, ein unkluger Einfall, ich gebe es zu,« antwortete der junge Mann lächelnd. »Deine Diener würden sich sehr wundern, wenn sie Dich Duette mit Deinem Beichtvater singen hörten.«

Ihrem Beichtvater! Ja, das Priestergewand war eine Verkleidung. Es war keine Spur von einer Tonsur auf dem schönen jungen Haupt.

Dieser Mann war ein früherer Geliebter von Alice Treherne, einer, dem sie ihr Herz geschenkt, der aber zu arm war, sie zur Frau zu nehmen.«

»Sie braucht einen reichen Narren,« sagte George Deverill zu sich, »und sie hat einen gefunden. Einmal mit einem reichen Gatten versehen, war es ihr leicht, ihren begünstigten Liebhaber beizubehalten. O Gott, zu denken, daß dieses schöne glatte Gesicht, das ich angebetet habe, nur die Maske eines falschen Herzens ist!«

»Die Wohnung der Dienerschaft ist zu weit entfernt, um uns zu hören,« sagte Alice. »Und Du wirst morgen zur gewohnten Stunde kommen, Edward?«

»Ja, Theuerste. Dein Gatte wird wahrscheinlich bis dahin nicht zurück sein?«

»Ich glaube nicht. Es ist keine Meldung von seiner Ankunft eingelaufen, und selbst wenn er Dich sehen sollte, so würde Dein heiliger Charakter jede Neugier verhindern.«

»Ich denke es auch. Gute Nacht, meine Liebe.«

Er nahm sie in den Arm und küßte sie mit der ruhigen Miene eines Mannes, dem eine solche Liebkosung etwas Gewöhnliches ist, und Alice nahm seinen Kuß mit derselben Miene hin. Zwischen Liebenden von langer Bekanntschaft war dies ganz natürlich. Lord Deverill griff an sein Schwert. Sollte er hervorspringen und ihn niederstoßen, wie er dort stand? Nein, er mußte eine dunklere Rache haben als diese. Und was war er, dieser namenlose Abenteurer? Schmutz, den er mit dem Fuße wegstieß. Es war sie — sie, die Verrätherin, mit der er zuerst seine Rechnung auszugleichen hatte.

»Morgen wird Zeit gering sein,« sagte er zu sich.

Alice öffnete eine kleine Schatulle von venetianischer Arbeit und nahm einen Haufen Gold heraus, daß sie ihrem Geliebten aufnöthigte.

»Nein, Edward, ich weiß, daß Du Geld bedürfen mußt,« sagte sie, als er es abzulehnen suchte, »und Du brauchst kein Bedenken zu tragen, es anzunehmen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie reich ich bin. Mein Gatte überhäuft mich mit Geschenken. Und nun gute

Nacht, denn ich sehe, daß Du Eile hast.«

Er küßte sie wieder und beide kamen gegen die Tapetenthür. Lord Deverill stieg die enge Wendeltreppe, die von hier in den oberen Stock führte, einige Stufen höher hinan. Es war hier vollkommen finster und nicht zu besorgen, daß er gesehen werde, selbst wenn Alice herauskam, um ihrem geheimen Besucher die Treppe hinunterzuleuchten, wie sie es wirklich that. Sie stand mit der Lampe in der Hand oben an der Stiege, bis sich die Thüre unten schloß. Wie reizend sie aussah, als sie so dastand mit dem sanften Licht der Lampe auf ihrem Gesicht! Lord Deverill wurde von ihrer Schönheit überrascht; sie kam ihm nach der Zwischenzeit, in der er sie nicht gesehen, reizender als jemals vor. Es lag fast etwas Überirdisches in diesem schönen strahlenden Gesicht, dessen höchster Reiz in seinem Ausdruck vollkommener Unschuld bestand. Und dennoch war sie falsch, über alle Maßen falsch. Er stand in dem tiefen Schatten der engen Treppe, bis Alice in ihr Gemach zurückgekehrt war, und dann schlich er leise zu einer Thüre, die sich in einen Gang öffnete, der mit den Hauptgemächern und mit der großen Treppe in Verbindung stand. Das ganze Haus war in halbe Dunkelheit gehüllt, indem nur da und dort eine einsame Lampe ein schwaches Licht verbreitete. Aber es war Licht genug für Lord Deverill, der eine schmale Seitentreppe hinunterstieg und sich in sein Lieblingsgemach begab — eine geräumige Bibliothek im Erdgeschoß, ein dunkles und düsteres Zimmer, mit dem ein kleineres Gemach in Verbindung stand, wo der Secretär zu arbeiten pflegte.

Die Bibliothek war finster, aber in dem innern Zimmer brannte ein Licht und hier fand Mylord Algernon Mildmay mit einem alten Folianten vor sich auf dem Tische im Lesen vertieft. Beim Tone der Fußtritte seines Gönners blickte er überrascht empor und war noch weit mehr erstaunt über die gespenstische Blässe des dunkeln Gesichts, in dem sonst gewöhnlich eine tiefe Röthe lag, gleich dem Glühen eines stürmischen Sonnenunterganges. Aber er sagte nichts, nur sein Herz schlug etwas schneller als gewöhnlich und eine Stimme in ihm sagte: »Wird es jetzt kommen?«

»Dies ist in der That eine angenehme Überraschung, Mylord,« sagte er in seinem höflichsten Tone. »Ich hatte nicht einmal das Geräusch Eurer Ankunft in der Halle draußen gehört und Ihr habt mich wie ein Geist überrascht.«

»Es ist kein Geräusch in der Halle gewesen. Ich habe mich mit meinem eigenen Schlüssel eingelassen.«

»Welch eine freudige Ueberraschung für Mylady Deverill!«

»Ja, ich zweifele nicht, daß es eine Ueberraschung für sie sein wird, wenn wir uns treffen,« sagte Mylord mit einem teuflischen Lächeln.

»Ihr habt sie also noch nicht gesehen?«

»Wir haben uns noch nicht getroffen. Ich will die Überraschung ein wenig länger noch aufschieben. Ich bin, wie Du siehst, Mildmay, zu einem Scherz ausgelegt. Komm, Sir,« fuhr er fort, sich in einen geräumigen Armstuhl werfend, »erzähle mir, wie meine Frau sich während meiner Abwesenheit die Zeit vertrieben hat. Hat sie viele Besuche gemacht, um ihre Diamanten und die neueste Mode in einer Brokatrobe zur Schau zu stellen?«

»Nein, Mylord, Lady Deverill hat wenig Geschmack für dergleichen Vergnügen, wie Euch dies selbst bekannt sein wird. Sie hat in der That eine auffallende Liebe für die Einsamkeit, die an einer so jungen Dame eine große Seltenheit ist. Und sie besitzt eine glühende Frömmigkeit, die vielleicht in den Augen eines Mannes von Welt etwas übertrieben sein mag, nichtsdestoweniger aber eine reizende Eigenschaft an einer Frau ist. Sie hat, wie ich glaube, während Eurer Abwesenheit einen großen Theil ihrer Zeit mit religiösen Uebungen zugebracht und in den letzten vierzehn Tagen jeden Abend den Besuch ihres Beichtvaters empfangen.«

»Ihres Beichtvaters! Was, des alten französischen Priesters von der Capelle der Königin-Wittwe?«

»Nein, Mylord. Dies ist ein junger Mann, ebenfalls ein Franzose, wie ich daraus schließe, daß er mich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich ihm auf der Treppe begegnete, in dieser Sprache angedet hat.«

»So! Und er war also jeden Abend bei Mylady. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so viele Sünden zu beichten hat. Ist der Priester

längere Zeit bei Mylady geblieben?«

»Ueber die Dauer seiner Besuche vermag ich nichts zu sagen, Mylord. Er hat die Wassertreppe benutzt. Ich habe zuweilen sein Boot dort gesehen, wenn ich selbst das Haus auf diesem Wege verließ.«

»In welcher Stunde geschah das?«

»Ich habe mich selten vor zehn Uhr entfernt.«

»Eine späte Stunde zum Beichten. Vielleicht befindet sich der heilige Vater gerade jetzt bei ihr. Ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, ihre frommen Uebungen zu unterbrechen.«

»Aber, Mylord, Eure Ankunft kann kaum ungelegen erscheinen, mag sie eintreten, wenn sie will. Lady Deverill muß über Eure Rückkehr erfreut sein.«

»Wahrscheinlich; aber ich wünsche sie nicht zu stören. Ueberdies würde es eine Ankunft und ein Abschied in derselben Stunde sein. Ich bin nur ein Zugvogel in England. Ich schlafe heute in der City und segle bei Tagesanbruch nach Antwerpen ab. Ich habe wichtige Geschäfte in den Niederlanden zu besorgen.«

»Privatgeschäfte Sr. Majestät, Mylord?«

»Des Königs — ja.«

»Ihr wart also diesen Abend schon in Whitehall, Mylord?«

»Ich habe meine Befehle erhalten, Sir,« antwortete Lord Deverill in strengem Tone. »Diese Mission ist eine Sache, die nur Se. Majestät und mich angeht. Ich gestatte Niemand, meine Privatangelegenheiten auszuspioniren.«

Der Secretär murmelte eine demüthige Entschuldigung.

»Laßt mich Euch in Eure Wohnung in der City begleiten,« bat er, »ich kann Euch vielleicht von Nutzen sein.«

»Nein, Du kannst nichts für mich thun, als meine Anwesenheit hier geheim halten. Merke Dir's, kein Wort zu Lady Deverill. Ich schlafe im »Grünen Drachen« — gute Nacht.«

»Laßt mich Euch an die Thüre leuchten.«

»Nein, bleibe sitzen. Ich will keinen Lärm haben.«

Der Secretär wartete, athemlos lauschend, bis er die Thüre der

Halle vorsichtig schließen hörte. Dann schlich er durch die dunkle Bibliothek hinaus in die Halle, wo es fast finster war, und stellte sich hinter eine Säule, aufmerksam horchend. Ja, oben im Gange hörte er den Tritt eines Mannes, der zwar leise, aber in der Stille der Nacht deutlich hörbar war.

Algernon Mildmay schlich mit leisen schnellen Schritten die Treppe hinauf. Er kam gerade recht, um am Ende des schwach erleuchteten Ganges eine Gestalt verschwinden zu sehen — eine große kräftige Gestalt, die ihm sehr bekannt war — die Gestalt von George, Baron Deverill.

Mit großer Vorsicht folgte er derselben weiter, darauf gefaßt, sich in eine Thüröffnung zu drücken, wenn sich sein Gönner umwenden sollte, und sah Lord Deverill in den dritten Stock des geräumigen Hauses hinaufsteigen. Hier befand sich eine Reihe Schlafzimmer, die selten benutzt wurden, und über diesen die Kammern der Dienerschaft.

Algernon Mildmay hörte seinen Verwandten die Thüre eines der leeren Gemächer öffnen und hinter sich schließen. Dann war Alles still, und nachdem der Secretär aus dem dunkeln Vorplatz eine Zeit lang gehorcht hatte, ging er leise die Treppen hinunter.

»So, das also meinte Se. Lordschaft mit dem Schlafen im »Grünen Drachen«. Ich glaube, es ist ein Sturm im Anzug, ein Sturm, der diese schöne Puppe von der Zinne herabstürzen wird, auf die sie mein geckenhafter Cousin gestellt hat. Ich möchte wissen, ob sie ihm wirklich untreu ist. Wer weiß es! Für mich genügt es, daß er sie dafür hält. Dieser hübsche, junge Priester könnte ein Dutzend ältere Ehemänner eifersüchtig machen. Ein Mann mit fünfzig Jahren braucht nicht mehr zu heirathen. Es ist ein absichtliches Unrecht gegen seinen nächsten Verwandten. — Und er gedenkt da oben heimlich die Nacht zuzubringen. Wie steht es der mit der Reise nach Antwerpen bei Tagesanbruch? Hat er wirklich den König diesen Abend gesehen und ist er wirklich mit einer Mission in den Niederlanden beauftragt? Nein, ich wollte meine Aussichten auf die Deverill'sche Erbschaft zum Pfande setzen, daß dies Lügen sind. Ich möchte wissen, ob er diese Beiden, Mylady und

den Priester, gesehen hat. Es lag etwas in seinem Gesicht, das Schlimmes verrieth, als er hereinkam — ein mörderischer Blick. Ja, ich möchte mein Leben verwetten, daß er sie gesehen hat.«

Mit solchen Gedanken kehrte Mr. Mildmay nach seinem kleinen Studirzimmer zurück, wo er bis spät in der Nacht nachsann und horchte. Erst als der erste Lichtstrahl im Osten erschien, verließ er das Haus und ging durch die stillen Straßen nach seiner Wohnung zurück.

IV.

Es war zwischen neun und zehn Uhr am Abend nach Lord Deverills Rückkehr, und ein stürmischer Abend war es, als eine schlanke Gestalt mit einem maskirten Gesicht ihren Stand auf der engen Treppe hinter Mylady's Lieblingszimmer nahm. Von innen ließ sich der Ton von Stimmen vernehmen. Es waren jugendliche Stimmen, die der Horcher nur zu wohl kannte; aber an diesem Abende konnte er ihre Worte nicht verstehen, denn Alice Deverill und ihr Gesellschafter standen am offenen Fenster, den Sturm beobachtend, und der Lärm des Windes und des Regens übertäubte ihre Stimmen.

Es war ein leichtes Ruderboot unten an dem Löwenkopf befestigt, aber kein Ruderer befand sich darin. Der Scheinpriester verstand sich selbst auf's Rudern und war über den Fluß gefahren, ehe der Sturm begann. Er beobachtete nun den Himmel, mehr in Bewunderung als Besorgniß

Der maskirte Horcher, der durch die Ritze der Thüre in das von der Lampe beleuchtete Gemach blickte, glaubte, daß Alice ihren Besucher anflehte, sie, während der Sturm wüthete, nicht zu verlassen. Er lächelte über ihre Furcht, ja lachte sogar, als ob er sie beruhigen wollte, dann beugte er sich nieder, um die weiße Stirne zu küssen, ergriff seinen Hut und wandte sich nach der Thüre.

»Nein, meine Liebe, es ist nichts zu befürchten,« sagte er mit lauterer Stimme, die Hand auf dem Thürschlosse, »ich bin an jedes Wetter gewöhnt. Ich werde in fünf Minuten auf dem andern Ufer und in zehn sicher in meiner Wohnung sein. Gute Nacht und Gott schütze Dich. Es wird wahrscheinlich eine lange Zeit vergehen, bis wir uns wieder treffen.«

»Ja, murmelte die Gestalt, die im Schatten der Mauer lauerte, »Du sprichst die Wahrheit, Verräther, es wird eine lange Zeit vergehen.«

Alice Deverill brachte die Lampe an die offene Thüre; aber die untere Thüre, die nach dem Wasser führte, stand offen und auf der

Treppe blies ein Wind, der zwanzig Lampen ausgelöscht hätte. In einem Augenblicke befanden sie sich in Finsternis.

»Geh' zurück und zünde Deine Lampe an, Kind,« sagte der junge Mann, indem er sie sanft in das Zimmer schob und die Thüre hinter ihr schloß.

Er eilte leichten Fußes die Treppe hinunter, gefolgt von dem maskirten Beobachter. Unter der Thüre über dem Fluß ergriff ihn eine kräftige Hand beim Nacken und drehte ihn plötzlich um. Es war zu finster, als daß er seinen Angreifer hätte sehen können. Er versuchte das Schwert zu ziehen: umsonst, dieser unbekannte Feind schien die Stärke eines Riesen zu haben. Er stieß einen einzigen Hilferuf aus und im nächsten Augenblicke wurde er mit dem Todesstoß im Herzen in das leere Boot geschleudert.

Der Mörder schnitt mit seinem Dolch das Tau entzwei und stieß das Boot in den Fluß hinaus. In einer solchen Nacht war es kaum wahrscheinlich, daß Jemand den halb erstickten Hilferuf gehört hätte. Der Griff des Mörders war bereits an der Kehle des Opfers, als er ausgestoßen wurde.

Er ging langsam die Treppe hinauf, im Gehen seinen Dolch an dem Sammetärmel seines Wammses abwischend. Er öffnete die Thüre des kleinen Zimmers und trat hinein, eine schreckliche Gestalt mit dem verhüllten Gesicht und dem Dolch in der Rechten.

Alice Deverill lag, als er eintrat, vor einem kleinere Altar auf den Knien. Sie erhob sich bei dem Tone, den das Oeffnen der Thüre hervorbrachte, und wendete sich nach dieser um. Beim Anblick dieser grausigen Gestalt stieß sie einen schwachen Schrei aus und taumelte gegen die Wand zurück.

Der Eindringling äußerte kein Wort, sondern schritt über das Zimmer und legte seine schwere Hand, die linke Hand, auf des Mädchens entblößte Schulter.

»Was, Heuchlerin,« sagte er, »Du betest? Das ist wirklich eine Gotteslästerung! Du hast wahrscheinlich für die Sicherheit Deines Geliebten gebetet. Verlorene Mühe, Dirne. Er hat bereits seine letzte lange Reise angetreten. Möchtest Du ihm folgen?«

»Lord Deverill,« rief das Mädchen, die Stimme ihres Gatten

erkennend, »welche Tollheit ist dies? Mein Geliebter! Ich habe keinen Geliebten.

»Was, nicht der Scheinpriester, der Dich vor zwei Minuten verließ! An Lügen fehlt es Dir nicht. Doch, ich bin nicht gekommen, um zu schwatzen. Deine letzte Lüge ist gesprochen.«

Er schlang seinen kräftigen Arm um die schlanke Gestalt, zog sie zur letzten Umarmung an die Brust und stieß ihr den Dolch mit derselben Sicherheit in das Herz, wie er es einige Minuten zuvor ihrem letzten Besucher gethan.

»Sie hätte es über mich gewonnen, ihre Lügen zu glauben, wenn ich sie hätte sprechen lassen,« murmelte er. »Ich bin schwächer als Wasser, wenn sie im Spiele ist.«

Er hielt sie noch immer in dem Arme. Er küßte das blasse Gesicht — nicht einmal, sondern öfters. Lange Zeit hielt er die leblose Gestalt, auf das schöne Gesicht mit unaussprechlichem Schmerz niederbückend, aber auch mit einem Anflug von Stolz darüber, daß er sich gerächt hatte. Endlich ermannte er sich, legte sein todes Weib sanft auf ein Ruhebett und begann dann sein Werk zu vollenden.

Er erbrach Schränke und Kästen und füllte sich die Taschen mit dem Inhalt derselben. Er weilte der That den Anschein eines nächtlichen Raubes geben. Er streute Briefe und andere Papiere auf den Boden und plünderte Schubladen und Juwelenkästchen, bis seine Taschen voll waren. Unter den Briefen hatte einer sein Augenmerk auf sich gezogen, weil die Adresse die Handschrift seines verstorbenen Freundes, Sir Talbot, trug und die Aufschrift eine ziemlich auffallende war, indem sie lautete:

»An meine Tochter Alice.

Nach meinem Tode zu öffnen. Talbot Treherne.«

Lord Deverill hatte keine Zeit, den Brief zu lesen. Er schob ihn in die Brust und schlich leise aus dem Zimmer, wohin die Dienerschaft jeden Augenblick kommen konnte, um die letzten Befehle ihrer Gebieterin einzuholen, bevor sie sich zur Ruhe begab.

Aus dem Gange und auf der Treppe war Alles still. Ehe er hinunterging, schaute Lord Deverill vorsichtig über das Geländer. Es

war Niemand in der Halle. Er stieg leise hinunter, öffnete eben so leise die Hausthüre und ließ sich hinaus in Regen und Finsterniß, unbekümmert um den Sturm.

Er ging zu Fuß in die City und begab sich in das Wirthshaus, das er gegen seinen Secretär erwähnt hatte. Er brachte die Nacht im »Grünen Drachen« zu, eine schreckliche, schlaflose Nacht, in welcher das todte Gesicht seiner Frau stets vor seinen Augen stand.

Bereute er, was er gethan hatte? Nein, er bereute es nicht. Er liebte seine Frau noch eben so heftig wie immer und bedauerte sie mit leidenschaftlichem Schmerz, aber er fühlte keine Reue. Wäre die That noch einmal zu vollbringen gewesen, so würde er sie ohne Bedenken vollbracht haben, indem er das Blut der beiden Schuldigen als die einzig mögliche Sühne für die erlittene Unbill betrachtete.

Bei Tagesanbruch war er an Bord eines nach Antwerpen bestimmten Schiffes. Es war ein schöner Sommermorgen, unaussprechlich heiter und lieblich nach dem Sturme. Was für eine ungetrübte Ruhe außen, was für ein wilder Sturm in George Deverill's Innern, als er auf dem Verdeck stand und die Dächer und Thürme der großen Stadt in der wolkenlosen Bläue dieses Sommerhimmels verschwinden sah!

Erst als das Schiff die Hügel von Kent passirt hatte und sich aus hoher See befand, erinnerte sich Mylord des Briefes in seiner Brusttasche und nahm ihn heraus, um ihn zu lesen. Was konnte der Inhalt für ihn zu bedeuten haben? Er vermochte seine todte Frau nicht zu einem ehrbaren Weib zu machen oder ihm eine der verlorenen Hoffnungen zurückzugeben, die sein Leben eine kurze Zeit erheitert hatten

Der Brief lautete folgendermaßen:

»Das Geheimniß, das ich Dir anzuvertrauen im Begriff bin, habe ich seit fünfundzwanzig Jahren aus das Sorgfältigste bewahrt und ich mache es Dir, bei Deinem Seelenheile, zur Pflicht, es bis zu Deinem Tode eben so gewissenhaft zu bewahren, selbst Deinem Gatten gegenüber, wenn Du heirathen solltest.

»Dieser Edward Harmer, den Du Vetter genannt und mit einer

schwesterlichen Zuneigung geliebt hast, ist kein entfernter Verwandter, nicht der verwaiste Sohn eines armen Veters, wie ich Dich glauben zu machen suchte. Er steht vielmehr Dir weit näher, Alice, er ist Dein Halbbruder; mein Sohn, geboren aus einer Verbindung vier Jahre vor meiner Heirath mit Deiner Mutter — mein Sohn von einer Dame so hohen Ranges, daß die Enthüllung dieses Geheimnisses mehr als einer Person die größten Unannehmlichkeiten bereiten, vielleicht den Tod bringen würde. Die Mutter meines Sohnes ist noch am Leben und nimmt eine hohe Stellung am Hofe ein, indem sie seit Jahren eine ihrem Range entsprechende Heirath eingegangen hat. Edward weiß dies und willigt ein, lieber eine dunkle Existenz in einem fremden Lande zu führen, als, daß er seine Mutter irgendwie in Gefahr bringen will. Von meiner Sünde brauche ich hier nicht zu sprechen. Es ist eine Sünde, die seit vielen Jahren für mich eine Quelle der Bitterkeit gewesen war, deren Bürde aber am schwersten auf dem Unschuldigen lastet.

»Du, Alice, wirst nach meinem Tode das einzige Wesen sein, gegen das mein Sohn aus das liebevolle Band der Verwandtschaft einen Anspruch erheben darf. Sei freundlich gegen ihn, meine geliebte Tochter, und sollte das Schicksal Dich zu einer Stellung den Reichthum oder Macht erheben, so thue für ihn, was Du vermagst. Du weißt, daß er ein braves und edles Herz besitzt und daß er Dich von Jugend aus zärtlich geliebt hat. Sei freundlich gegen ihn um meinetwillen und denke, daß in dem unbekanntem Lande, in das ich gehe, der Geist Deines Vaters auf Dich herabsieht und Dich segnet.

»Lebe wohl, theures Kind ich habe nur diese eine Bitte an Diejenige zu stellen, die stets eine gehorsame und liebende Tochter war und die der Himmel sicherlich dafür belohnen wird.«

Dies war Alles. George Deverill saß mit dem Briefe in der Hand wie ein Mann da, der durch einen seltsamen Traum bezaubert ist. Dann, nachdem er lange Zeit unbeweglich in dieser Stellung verharrt war, erhob er sich und schritt langsam auf dem Verdeck hin und her, der nutzlosen Morde, die er begangen, gedenkend.

Seine Frau war unschuldig, das Weib, das er geliebt, war rein und fleckenlos. Es lag ein Entzücken in diesem Gedanken, das selbst

das Andenken an sein Verbrechen kaum vermindern konnte. Sie war todt, für immer für ihn verloren, aber sie war nicht »als Lügnerin zur Hölle gefahren.« Sie war ein unschuldiges Opfer, das er ohne Scham beweinen konnte.

Es herrschte Lärm und Verwirrung in dem Hause am Flusse, als Alice Deverill's schreckliches Schicksal bekannt wurde. Das Verbrechen wurde sofort auf einen gewöhnlichen Räuber geschoben, der aus irgend eine Weise entdeckt hatte, daß Mylord ihre Juwelen in diesem Gemache aufbewahrte und demgemäß seinen Plan machte. Algernon Mildmay, der bei allen Untersuchungen und Verhandlungen, die der Entdeckung des Mordes folgten, zugegen war, bemühte sich, den Fall in diesem Lichte darzustellen, obschon er seine eigenen Gedanken über den Gegenstand hatte, und diese deuteten auf den heimlichen Gast hin, der eine Nacht in einem der unbenutzten Zimmer des dritten Stockes zugebracht hatte, aber Mildmay wußte, daß das Vermögen seines Gönners, wenn derselbe als Verbrecher bestraft würde, der Krone verfallen sei, und er war ängstlich besorgt, Mylord Deverill die Schande einer öffentlichen Verurtheilung wegen Mordes, gefolgt von dem Schaffot, zu ersparen.

Die Thatsache, daß in der Nacht von Lady Deverill's Mord in einem auf der Themse schwimmenden offenen Boot ein ermordeter Mann gefunden wurde, erregte wenig Aufmerksamkeit, da zu jener Zeit nächtliche Morde häufig vorkamen und Niemand daran dachte, diese beiden Verbrechen miteinander in Verbindung zu bringen.

Lord Deverill verweilte zehrt Jahre lang im Ausland, von Stadt zu Stadt wandernd und ein wildes, verschwenderisches Leben führend, welches selbst ein größeres Vermögen als das seinige erschöpft hätte. Zu Ende dieses Zeitraums kehrte er abgezehrt und mit weißen Haaren plötzlich in die Heimath zurück und klagte sich selbst des doppelten Mordes an.

Die Voruntersuchung nahm einen langsamen Fortgang, denn die Richter und Advocaten waren der Ansicht, daß dieser Selbstankläger ein Wahnsinniger sei. Man fand ihn eines Morgens mit dem Miniaturbild seiner Frau in der Hand in seinem Gefängniß

to dt. Er starb in gänzlicher Armuth. Es waren weder Haus noch Güter für Algernon Mildmay zu erben. Dieser Herr hatte indeß beträchtliches Glück im Leben und erlangte eine hervorragende Stellung in der Diplomatie.

- E n d e -

Mr. und Mrs. de Fontenoy.

Die Saison von St. Dunstons an der See hat in der Regel nur eine kurze Dauer und St. Dunstons gehört nicht zu den fröhlichen englischen Seebädern; dieser Mangel aber wird dadurch mehr als ausgeglichen, daß St. Dunstons im Rufe steht, ein äußerst gewählter und fashionabler Platz zu sein. Kein vulgäres Bürgerpack stört jemals die Ruhe der Promenade; auch gibt es hier keine gemeinen für Touristen bestimmte Speise- und Wirthshäuser, und keine wohlfeilen Concerthallen. Es bestehen hier nur zwei Hotels, das eine auf der Esplanade und fabelhaft theuer, das andere in einer weniger fashionablen Gegend gelegen, nicht viel wohlfeiler.

Der See gegenüber liegt eine Reihe von neueren Häusern mit Spiegelglasfenstern und gebrechlichen Balkonen, während sich hinter diesen, in unregelmäßigen Gruppen zerstreut, die älteren Gebäude der Stadt ausbreiten. An größeren und kleineren Villen mit Gärten ist in der Umgebung des Platzes ebenfalls kein Mangel. Die meisten derselben verdanken ihre Entstehung der Spekulation, indem sie während der Saison an die Badegäste vermietet werden. Hervorragend unter diesen ist ein auf einer Anhöhe liegendes großes Haus, das sich ein reicher Kaufmann für seine eigene Benutzung erbaut, aber aus irgend einem Grunde niemals bewohnt hatte. Es war darauf in den Besitz eines Hausagenten übergegangen, der es, seinem Aeußern entsprechend, möbliren ließ und durch alljährliches Vermiethen eine schöne Rente daraus zog. Das sogenannte von zwei kleinen Thürmen flankierte Schloß war in gothischem Style erbaut und galt für das geschmackvollste, größte und wichtigste Gebäude der Umgegend. Man hegte deshalb in dem kleinen Seeplatz allgemein die Ansicht, daß Derjenige, der es miethe, über ein bedeutendes Einkommen zu verfügen habe und die Bewohner von Boisgilbert Hall wurden von den Handels- und andern

Geschäftsleuten des Städtchens stets in einem sehr glänzenden Lichte betrachtet. Boisgilbert Hall in der Kundschaft zu haben, galt in St. Dunstans für eine große Auszeichnung.

Als Mr. Migson, der Hausagent und Auctionator das gothische Haus etwa vier Jahre in seinem Besitze hatte, trat eine sehr matte Saison für St. Dunstans ein und Boisgilbert Hall blieb während der Monate Juni und Juli unvermietet. Für die Stadt schien dies fast ein ebenso großer Verlust zu sein, als für Mr. Migson selbst und das Ereigniß bildete in den Privatcirkeln, in den Läden und Clubs das stehende Tagesgespräch.

Als der August begann und die gothischen Hallen noch immer leer standen, erfaßte Mr. Migson eine gelinde Verzweiflung. Er stürzte sich in bedeutende Ausgaben für Zeitungsanzeigen und die glänzendsten Beschreibungen von Boisgilbert Hall erschienen täglich in der Londoner »Times.« Auf diese Ankündigungen erhielt er zwei oder drei briefliche Anfragen über die Bedingungen, aber den Fragestellern hatte offenbar die Höhe der Summe, die er für Vermietung seines gothischen Paradieses verlangte, nicht zugesagt, denn er hörte nichts mehr von ihnen.

Bereits hatte er alle Hoffnung aufgegeben, sein Haus in diesem Jahre noch zu vermieten, als er eines Tags einen Brief von vielversprechendem Aeußern erhielt — ein riesiges Couvert von dickem, rahmweißen Papier, in dessen eine Ecke der Name »de Fontenoy« gekritzelt war. Das Siegel stellte ein glänzendes Wappen mit einer aufgehenden Sonne und dem Motto: »Ich wag' es,« dar. Mit der lebhaftesten Erwartung öffnete Mr. Migson das Couvert. Ein solches Schreiben konnte nach seiner Ansicht nur eine Anfrage in Bezug auf Boisgilbert Hall enthalten und er hatte sich nicht geirrt. Der ehrenwerthe Mr. de Fontenoy wünschte den Miethszins des Hauses zu St. Dunstans für sechs Monate zu erfahren, mit dem Recht, nach Ablauf dieser Zeit die Miethe auch ferner fortsetzen zu dürfen.

Wenn die Bedingungen genehm waren, so werde Mr. de Fontenoy's Hausverwalter sofort nach St. Dunstans reisen, um die Wohnung einzusehen und sich zu überzeugen, ob sie den

Anforderungen der Familie entspräche. Mr. Migson wurde ersucht, seine Bedingungen auf eine billige und gewissenhafte Weise zu stellen, da Mr. de Fontenoy's Haushalt, obschon er ausgedehnt sei, nach strengökonomischen Grundsätzen geführt werde.

Dies sah sehr gut aus — so ganz verschieden von dem sprichwörtlichen Leichtsinn von Schwindlern. Mr. Migson beantwortete den Brief mit umgehender Post, seine Bedingungen so niedrig als möglich stellend und wartete dann mit ängstlicher Spannung das Ergebnis ab. Mr. de Fontenoy's Londoner Adresse war Grosvenor-Square, an sich schon ein Beweis der Achtbarkeit, ja der Aristokratie. Der Auctionator schlug das Adreßbuch des hohen Reichsadels nach und fand, daß de Fontenoy der Familienname von Viscount Malplaquet sei und daß die Stadtwohnung Sr. Lordschaft sich in Grosvenor-Square befand. Mr. de Fontenoy wohnte, wenn er sich in der Stadt befand, ohne Zweifel bei seinem erlauchtem Vater. Und doch schien dies nicht recht mit der Thatsache, daß er einen eigenen Hausverwalter hatte, in Einklang zu stehen.

Am folgenden Morgen erschien der Hausverwalter in dem Bureau des Mr. Migson — ein Mann von stattlichem Aussehen und gentlemanartigem Benehmen.

Er besichtigte Boisgilbert Hall vom Keller bis zum Dache und die Kellerräume, die eine bedeutende Ausdehnung hatten, schienen ihn ganz besonders zu interessiren, indem er bemerkte, daß Mr. de Fontenoy seine eigenthümlichen Ansichten über die Atmosphäre habe, in der seine Weine lagerten. Er hatte zwar allerlei an den Zimmern auszusetzen, aber nach einem guten Diner, das ihm Mr. Migson indem Prinzen von Wales gab, erklärte er, daß er das Haus für passend finde.

»Ich werde Mr. de Fontenoy sagen, daß er nichts Besseres thun kann, als nach St. Dunstons zu kommen, obgleich der Ort ein wenig langweilig zu sein scheint,« sagte er. »Ich besitze ziemlich viel Einfluß auf ihn, obschon er im Allgemeinen sehr stolz und zurückhaltend ist und ich kann ihn zu Allem bringen, was ich wünsche. Ich bin seit zwanzig Jahren in der Familie.«

»Ist Mr. de Fontenoy's Familie stark?« fragte der Auctionator mit

Rücksicht auf die mögliche Ruinirung seiner Möbel durch die Hände der jugendlichen Mitglieder der Familie des neuen Miethers.

»O nein, es sind keine Kinder da. Mr. und Mrs. Fontenoy sind erst seit einem Jahr verheirathet. Sie ist die Tochter eines russischen Prinzen, eine höchst gebildete Dame; spricht sehr wenig Englisch. Ihr Vater wälzt sich in Geld, das alles mein Gebieter erhält, wenn der Alte stirbt.«

»Sie haben so eben davon gesprochen, daß Sie zwanzig Jahre in der Familie feien,« sagte Mr. Migson. »Wahrscheinlich waren Sie bei Lord Malplaquet, ehe sein Sohn heirathete?«

»So ist es. Als der junge Mann im Begriff war, zu heirathen, sagte er zu seinem Vater: »Sobald ich einen eigenen Hausstand erhalte, muß ich Richards haben.« — »Es ist ein schweres Opfer für mich,« antwortete der alte Lord, »aber wenn Du nicht ohne ihn sein kannst, so muß ich es bringen,« und so war die Sache abgemacht. Ich habe die ganze Leitung von Mr. de Fontenoy's Haushalt und, so zu sagen, sein ganzes Einkommen zur Verfügung, denn er überläßt Alles meinen Händen und fragt mich in Allem um Rath.«

»Ist er reich?«

»Für jetzt für einen Mann in seiner Stellung nicht besonders. Sein Einkommen beträgt jährlich nur etwas über sieben Tausend Pfund und er verzehrt jeden Pfenning desselben.«

Mr. Migson rieb sich vergnügt die Hände. Sieben Tausend Pfund des Jahres hatte einen sehr angenehmen Klang und er wünschte, er hätte ein oder zwei Pfund mehr verlangt, als er den wöchentlichen Miethszins festsetzte.

»Sie werden wahrscheinlich Weine und andere Spirituosen bedürfen,« sagte er. »Ich selbst mache Geschäfte in dieser Branche und es sollte mich sehr freuen, wenn ich mir die Kundschaft sichern könnte. Sie können sich darauf verlassen, daß ich Alles in der besten Qualität liefern würde.«

Der gefällige Mr. Richards ließ sich Feder und Dinte geben und entwarf eine Liste von Weinen und Spirituosen, die den Auctionator ebenso sehr in Erstaunen setzte, als freudig berührte. Die Quantität des Branntweins übertraf bedeutend die der Weine; aber der

Verwalter bemerkte erläuternd, daß sein Gebieter eine große Anzahl unverheirathete Freunde besitze, die ungeheuere Mengen von Branntwein und Sodawasser consumirten.

Hierauf kehrte Mr. Richards nach der Stadt zurück, von seinem neuen Bekannten in der herzlichsten Weise Abschied nehmend und den folgenden Montag für die Ankunft von Mr. und Mrs. de Fontenoy festsetzend.

Am Morgen dieses Tages wurde Lord Malplaquets Sohn und Schwiegertochter an der kleinen netten Station richtig abgesetzt und mit ihnen eine solche Menge Gepäck, wie es nicht oft auf dem Bahnhofe hier vorkam, unzählige Koffer und Reisesäcke, Kisten von ungeheurer Größe, Schreibtische und Toiletten kamen nach einander aus dem Gepäckwagen hervor und wurden auf schnell herbeigeschaffte Wagen geladen. Drei Bediente in grauen Livreen und ein großes, breitschultriges Individuum, das wie ein Kutscher aussah, halfen beim Verladen. Auch zwei anständig aussehende Dienerinnen waren mitgekommen. Mr. Richards war ebenfalls zugegen, seine besondere Aufmerksamkeit seinem Gebieter, Mr. de Fontenoy widmend, der ein ganz ausländisches Aussehen hatte und einen Vollbart trug, der den unteren Theil seines Gesichts vollkommen verdeckte. Seine Frau, eine schwächliche, kleine Person mit blassem Gesicht und strohfarbenem Haare, war nichts weniger als hübsch, hatte aber eine angenehme Stimme und ein sehr gewinnendes Benehmen. Sie war mit eleganter Einfachheit gekleidet und die Bewohner von St. Dunstons, die von Mr. Migson viel über die Fontenoy's gehört hatten, sprachen sich dahin aus, daß ihre Erscheinung ganz aristokratisch sei und dem hohen Rang ihres prinzlichen Vaters entspreche. Die Zuschauer in der Eisenbahnstation bedauerten es, als ein geschlossener Miethswagen das blasse Gesicht von Mrs. de Fontenoy ihren bewundernden Blicken entzog und glaubten, daß sie nicht oft in einem so niedrigen Fuhrwerk fahre. Sie wunderten sich, daß der Zug keine Equipagen und Pferde für Mr. de Fontenoy gebracht hatte und vermutheten, daß diese Luxusgegenstände später nachfolgen würden.

Etwa eine Stunde nach ihrer Ankunft sah man Mr. Richards, den Hausverwalter in den Straßen des kleinen Städtchens herumwandeln, Fleisch, Geflügel, Fische, Brod, Conditorei- und Colonialwaaren in sehr ausgedehntem Maßstabe bestellend.

Aber er schärfte den Geschäftsleuten ein, daß sie sich nicht unterstehen sollten, die Stellung von Mr. de Fontenoy zu mißbrauchen, er werde sich keinerlei Betrügerei gefallen lassen.

»Ich weiß,« sagte er, »was für Leute Ihr in den Seebädern seid und was Ihr für eine Art habt, die Preise hinaufzuschrauben, sobald Ihr Euch einen guten Kunden gesichert habt; aber diese Praxis ist bei mir übel angebracht. Ich gehe jede Rechnung mit der größten Strenge durch und ich habe niemals einen Pfennig Procente von einem Geschäftsmann angenommen.

Die Ladenhalter versprachen, daß ihre Rechnungen in der redlichsten Weise geführt werden sollten und erklärten daß es schlimm zugehen müßte, wenn sie sich des Vertrauens von Mr. de Fontenoy nicht würdig zeigen sollten. Es sei stets ihr Stolz gewesen, die vornehmen Bewohner von Boisgilbert Hall zu bedienen und sie seien stets so glücklich gewesen, dies zur vollsten Zufriedenheit zu thun.

»Es freut mich, dies zu hören,« erwiderte Mr. Richards, »aber Sie haben es jetzt mit einem scharfen Kunden zu thun und ich rathe Ihnen, keine Ihrer gewöhnlichen Kniffe zu versuchen.«

Die Handelsleute nahmen diese scharfen Worte mit aller Unterwürfigkeit hin, denn seine Aufträge waren sehr bedeutend und der neue Haushalt schien mehr zu consumiren, als irgend einer der früheren Familien.

Während der folgenden Woche wurde zu St. Dunstons viel von den de Fontenoy's gesprochen. Sie gingen weniger aus und ihr Benehmen war im Ganzen zurückhaltender, als von einer derjenigen Familien, die bisher Boisgilbert Hall bewohnt hatten. St. Dunstons sehnte sich, den schönen Abkömmling russischer Prinzen zu sehen; aber weder am Seeufer, noch auf der Promenade, weder fahrend, noch reitend ließ sich die ehrenwerthe Mrs. de Fontenoy blicken.

Die Leute, die sie auf der Station gesehen, suchten dies durch die

Vermuthung zu erklären, daß sie kränklich und nicht kräftig genug sei, das Haus zu verlassen. Wenn sich aber dies so verhielte, so mußte ein Arzt nothwendig sein; aber kein solcher hatte seit der Ankunft der de Fontenoy's die Schwelle von Boisgilbert Hall überschritten.

Es schien in der That, als ob Mr. de Fontenoy und seine ganze Sippschaft eine eingewurzelte Abneigung vor dem Tageslicht unterhielten. Die Junggesellen-Freunde, von denen der Verwalter gesprochen, kamen und gingen und tranken reichlich von dem feinen französischen Branntwein, welchen Mr. Migson lieferte und verbrauchten mehr Zigarren, als die Tabakhändler von St. Dunstons jemals an einen einzigen Kunden verkauft hatten ; aber weder sie, noch ihr Wirth zeigten sich am heute Tage. Wie sie sich die Zeit während dieser schönen Herbsttage vertrieben, vermochte Niemand zu sagen. Es befand sich zwar ein Billard in Boisgilbert Hall, das Mr. de Fontenoy von einem Möbelhändler gemiethet hatte; aber die Gentlemen spielten nicht den ganzen Tag Billard, denn als Mr. Migson eines Nachmittags wegen einer kleinen Geschäftssache unerwartet in der Halle vorsprach, war er von einer der Dienerinnen eingelassen worden und hatte durch die offene Thüre gesehen, daß das Billardzimmer ganz leer war. Auch bekam er keinen der Gentleman zu Gesicht und konnte nicht den geringsten Laut von Stimmen oder Gelächter im Hause vernehmen. Er wurde indeß in ein kleines Zimmer in einem der Thürme gewiesen und mußte dort längere Zeit warten, bis Mr. de Fontenoy in sehr erhitztem Zustand zu ihm kam. Er sagte, er sei auf dem Sopha seines Wohnzimmers eingeschlafen und wischte sich den Schweiß von der Stirne, während er dies gleichsam zu seiner Entschuldigung vorbrachte. Mr. Migson war ein wenig darüber verwundert, daß er während seines Besuchs keinen von den drei grauen Bedienten zu Gesicht bekommen hatte.

Spät am Abend wurden Mr. de Fontenoy und seine Freunde öfters auf der Esplanade gesehen, ihre ewigen Zigarren rauchend und sich in leisem Tone mit einander unterhaltend. Die Herren trugen meistens große Bärte und hatten, wie ihr Wirth, ein fremdländisches

Aussehen. Wegen ihres martialischen Aussehens hielten sie die Leute aus dem Städtchen für Cavallerie-Offiziere.

Die Zeit verstoß; aber das Interesse, das die Einwohner von St. Dunstans an den de Fontenoy's nahmen, hatte keineswegs nachgelassen. Die äußerste Abgeschlossenheit, die sie beobachteten, trug viel dazu bei, die Neugierde wach zu halten. Mrs. de Fontenoy wohnte jeden Sonntag Morgens dem Gottesdienst in der Kirche bei. Sie kam allein, d. h. nur von einem der grauen Bedienten begleitet und es wurde sehr bald davon gesprochen, daß Mr. de Fontenoy ein Mann ohne Religion sein müsse. Ihr Anzug bei diesen Gelegenheiten war stets geschmackvoll und erregte viel Bewunderung unter den weiblichen Mitgliedern der Kirchengemeinde. Mehrere der ersten Familien von St. Dunstans — der Arzt, der Notar mit ihren Frauen und zwei unverheirathete Töchter des verstorbenen Pfarrers -- hatten Boisgilbert Hall Besuche abgestattet und waren von Mrs. de Fontenoy empfangen worden, die sie zwar etwas zurückhaltend, aber eben deshalb um so interessanter gefunden hatten. Mr. de Fontenoy war nicht so populär. Sein Benehmen galt für sehr barsch und sein Nichtbesuch der Kirche sprach gegen ihn. Er hatte sich dagegen in seiner rauhen, militärischen Weise sehr gastlich gezeigt, indem er die Morgenbesucher zum zweiten Frühstück einlud; aber weder er, noch seine Frau erwiederten die Besuche und die Bekanntschaft wurde nicht weiter fortgesetzt. Es lag etwas Unbestimmbares in Mr. de Fontenoy's Benehmen, das von der Frau des Notars für einen peinlichen Mangel erklärt wurde, worüber man sich indeß nicht wundern dürfe, wenn man bedenke, daß er niemals in die Kirche gehe.

Die Zeit verging, Boisgilbert Hall, war auf sechs Monate gemiethet worden und der Miethszins sollte nach Ablauf dieses Termins bezahlt werden. Mr. Migson hätte monatliche Zahlung vorgezogen, da er kein reicher Mann war; aber der Verwalter hatte ihm erklärt, daß das nicht möglich sei, weil die Pächter von Mr. Fontenoy's Gütern ihren Pacht nur halbjährlich bezahlten und alle seine eigenen Zahlungen in dieser Weise bewerkstelligt würden. Dieser Bedingung

hatte sich der Auctionator natürlich unterworfen und jetzt näherte sich das halbe Jahr seinem Ende und Mr. Migson rieb sich in der Erwartung, daß er nunmehr bald sein Geld einziehen könne, vergnügt die Hände.

Aus diesem angenehmen Traum wurde er indeß sehr bald auf eine ziemlich rauhe Weise erweckt. Als er nämlich eines Morgens in seinem Comptoir, wo zu dieser Jahreszeit die Geschäfte flau genug gingen, die neueste Nummer der »Times« las, stieß er aus einen Artikel, der ihn gerade so berührte, als ob ihm Jemand einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte.

»Sein einziger Sohn!« murmelte er für sich, »sein einziger Sohn!«

Der Artikel meldete den Tod von Hektor Angus de Fontenoy, einzigen Sohn von Lord Malplaquet, in Folge eines Unfalls auf der Hirschjagd zu Schottland.

Wenn also Lord Malplaquet nur einen einzigen Sohn hatte, wer war der Gentleman, den Mr. Migson unter dem Namen des ehrenwertheu Mr. de Fontenoy kannte? Der zum Tode erschrockene Auctionator wußte auf diese Frage nur eine Antwort zu finden. Trotz der drei grauen Bedienten, des Hausverwalters und all des Aufwands mußten die de Fontenoy's in Boisgilbert Hall eine Bande von Schwindlern sein und Mr. Migson war betrogen.

»Es mag ein Irrthum des Berichterstatters sein,« dachte er und schlug das Adelsverzeichniß nach. Nein, Lord Malplaquet hatte nur einen einzigen Sohn und der Name dieses Sohns war Hektor Angus. Was war zu thun? Der Auctionator saß lange Zeit vor seinem Schreibtisch und versuchte in hilfloser Weise zu überlegen. In seiner Hoffnungslosigkeit vermochte er nur eine einzige Quelle des Trostes aufzufinden. Eine solche Menge Gepäck, wie sie die de Fontenoy's mitgebracht, konnte von einem Orte, wie St. Dunstons, nicht auf eine verstohlene Weise weggebracht werden. Wenn Mr. de Fontenoy ein Schwindler ist, so hatte er sich jedenfalls mit mehr Gegenständen belastet, als es Schwindler in der Regel zu thun pflegen. Aber dann kam Mr. Migson der Gedanke, daß alle diese Kisten und Kasten nichts als Scheingepäck seien, von denen es sich herausstellen werde, daß sie nur Stroh und Steine enthielten. Nein,

das Gepäck vermochte keine Sicherheit zu bieten. Mr. de Fontenoy's Absicht ging wahrscheinlich dahin, gerade vor Ablauf des halben Jahrs zu verschwinden, alles Werthvolle, das er besaß, mit sich nehmend und Kisten und Kasten, welche dazu dienten, seinen Opfern Sand in die Augen zu streuen, zurücklassend.

Um dies zu verhindern, beschloß Mr. Migson sofort zu handeln. Er schrieb vor Allem an einen früheren Detectivbeamten, der jetzt sein Geschäft auf eigene Hand betrieb, indem er ihm eine volle Beschreibung seiner Miethsbewohner gab und anfragte, ob solche Personen unter den bekannten Schwindlern existirten. Sodann begab er sich mit der »Times« in der Tasche, unverweilt auf den Weg nach Boisgilbert Hall.

Er wurde von einem der Bedienten in Grau, einem großen starken Individuum, das ihn von Kopf bis zu Fuß mit jener Unverschämtheit betrachtete, welche diesen Leuten eigen ist, eingelassen. Mr. de Fontenoy war zu Hause, und unbeschäftigt. Mr. Migson wurde in das Speisezimmer gewiesen, wo er diesen Herrn, in einem fashionabeln Schlafrock gehüllt und eine französische Zeitung lesend, mit einer Zigarre im Munde am Kamine sitzend antraf.

»Setzen Sie sich, Migson,« sagte er in vertraulichem Tone; »Jones bringen Sie eine Flasche Amontillado. Verdammt unangenehmes Wetter! Dieses Ihr Haus scheint eine ganz besondere Vorliebe für den Nordostwind zu haben. Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo er so unaufhörlich geblasen hätte. Nun, Migson, was gibt es Neues in St. Dunstans?«

»Nichts, Sir; St. Dunstans ist um diese Jahreszeit stets sehr still. Aber ich — die Sache ist — das heißt — der Zweck meines Besuchs diesen Morgen ist —«

»Heraus damit, mein guter Mann!« rief Mr. de Fontenoy ungeduldig, »seien Sie nicht verzagt. Ich vermuthe, daß Sie gekommen sind, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, ob die Möbel nicht verdorben sind u.s.w. Es steht Ihnen vollkommen frei, sich nach Belieben das ganze Haus anzusehen. Sie werden keine Ursache zur Klage finden. Nehmen Sie eine Zigarre und schenken Sie sich von dem Amontillado ein.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Ich rauche niemals des Morgens. Die Wahrheit ist, ich bin durch einen Artikel in der neuesten Nummer der »Times« ein wenig aus der Fassung gebracht worden und ich habe es für das Beste gehalten, sogleich zu Ihnen zu gehen und Sie um eine Erklärung zu bitten.«

»Ich sehe nicht ein« was in der »Times« stehen kann« das eine Erklärung von meiner Seite bedarf,« antwortete Mr. de Fontenoy, seinen Besucher mit einem verwunderten Blick anstarrend. »Indeß habe ich die heutigen Morgenzeitungen noch nicht gelesen und so bin ich ganz im Dunkeln. Was ist es?«

Mr. Migson entfaltete mit einer feierlichen Miene das Blatt und überreichte es seinem Miether, mit einem Finger auf den verhängnißvollen Artikel deutend.

»Ja,« sagte Mr. de Fontenoy, nachdem er die Zeilen flüchtig angesehen hatte, »nicht wahr, sehr traurig? Ich habe diesen Morgen einen Brief aus Schottland erhalten, welcher mir das unglückliche Ereigniß gemeldet hat. Ich habe noch nicht gewagt, es meiner Frau mitzutheilen. Mein armer Cousin war ein großer Günstling von ihr.«

»Ihr Cousin, Mr. de Fontenoy?«

»Ja« mein Cousin Hektor, der Sohn meines verstorbenen Onkels, Lord Malplaquet. Weshalb sehen Sie so zerstreut aus, Migson? O, ich verstehe, dieser Artikel hat das Wort »verstorben« vor seines Vaters Namen ausgelassen. Das ist allerdings sehr einfältig von dem Berichterstatter.«

»Ihr Vater ist also der gegenwärtige Lord, Mr. de Fontenoy?«

»Natürlich, ich hatte geglaubt, man habe Ihnen das gesagt.«

»Nun, ja, Sir; aber wenn dieser Hektor de Fontenoy Ihr Cousin ist, warum hat er den Titel seines Vaters nicht in der gewöhnlichen Weise, geerbt?«

»Politische Dienste, Mr. Migson. In unserer Familie geht der Titel vom Bruder auf den Bruder über. Es ist ein ganz eigenthümliches Verhältniß, von besonderen Umständen abhängig, unter denen mein Urgroßvater, der erste Lord Malplaquet, den Titel erhielt.«

In dem einfachen sicheren Benehmen von Mr. de Fontenoy lag

etwas Beruhigendes; desohngeachtet aber war Mr. Migson nicht überzeugt. Zeichneten sich die Schwindler nicht zuweilen durch ihr sicheres Benehmen aus?

»Die Sache ist die,« sagte Mr. Migson, »daß es für mich eine große Unannehmlichkeit war, daß ich sechs Monate auf meinen Miethzins warten mußte und ich würde es für eine große Gunst halten, wenn die Berichtigung jetzt schon erfolgen könnte, da ohnedies nur noch sechs Wochen auf das Ziel sind.«

Mr. de Fontenoy warf seine Zigarre weg und nahm eine strenge Haltung an.

»Mr. Migson,« rief er aus, sich mit Heftigkeit gegen den Auctionator wendend, »dieses ungerechtfertigte Verlangen ist einem niedrigen Verdacht entsprungen, der durch diesen Artikel hervorgerufen wurde. Sie nehmen sich heraus, meinen Anspruch auf die Stellung, die ich einnehme und den Namen, den ich trage, in Zweifel zu ziehen. Dies ist zu viel, Sir. Ich werde Ihnen morgen Mittag um zwölf Uhr Ihre Miethe in englischem Geld bezahlen; nein, Sir, ich werde Ihnen keinen Wechsel anbieten, dessen Gültigkeit Sie bezweifeln könnten; ich werde Sie und alle andern Gläubiger in Gold bezahlen. Ich werde nicht auf meine irischen Renten warten, sondern an meinen Bankier telegraphiren, damit er mir die benöthigte Summe sendet und ich werde morgen um zwei Uhr Ihr Haus verlassen.«

Dies wurde in einem so hohen Tone und in einer so imponirenden Weise gesagt, daß der arme kleine Auctionator ganz niedergedonnert war. Hatte er wirklich einen soliden Miether beleidigt, der ohne seinen unzeitigen Verdacht für ihn eine dauernde Quelle von Vortheil gewesen wäre? Er stammelte eilte schwache Entschuldigung, indem er Mr. de Fontenoy versicherte, daß sein Gesuch lediglich durch seine eigene Geldverlegenheit veranlaßt worden sei.

»Geben Sie sich keine unnöthige Mühe mit Entschuldigungen, antwortete sein Miethsherr mit ungeschwächter Heftigkeit. »Ich gehöre zu Denjenigen, die niemals eine Beleidigung vergessen. Morgen um zwei Uhr verlasse ich Ihr Haus. Wenn Sie über mein

Verhalten in der Zwischenzeit einen Zweifel hegen, so werden Sie gut daran thun, das Gebäude überwachen zu lassen, um sich zu überzeugen, daß nichts fortgeschafft wird.«

Er zog die Glocke, worauf sogleich einer der Bedienten erschien.

»Senden Sie Richards zu mir« sagte er.

Während der Auctionator noch immer seine Entschuldigungen stammelte, erschien Mr. Richards, ernst und ehrerbietig in Gegenwart seines Gebieters.

»Richards, Sie werden zu allen unseren Lieferanten gehen und ihnen sagen, daß sie bis heute Abend um sechs Uhr ihre Rechnungen einschicken und Sie werden den Abend dazu verwenden, die Rechnungen durchzusehen. Und Sie werden auch die Gefälligkeit haben, an die Unionbank zu telegraphiren, man solle mir sogleich Fünfhundert in Gold senden. Ich glaube, daß dieser Betrag hinreichen wird, unsere Rechnungen hier zu decken mit Einschluß des Miethbetrugs von Mr. Migson.«

»Ja, beiläufig, wie ich glaube, Sir.«

»Und, Richards, Sie werden dafür sorgen, daß bis Morgen um zwölf Uhr Alles gepackt ist.«

»Ja, Sir.«

»Das ist Alles. Sie können Mr. Migson hinausbegleiten.«

Unten im Vorplatz bat der Auctionator seinen guten Freund Mr. Richards um ein paar Worte und, diesen Gentleman beim Rockknopf fassend, erzählte er ihm, daß er so unglücklich gewesen, Mr. de Fontenoy zu beleidigen. Könnte Mr. Richard die Sache nicht wieder ausgleichen?

Der Verwalter schüttelte einer entschiedenen Verneinung den Kopf. »Unmöglich,« sagte er. »Mein Gebieter hat einen sehr unbeugsamen Charakter und wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat, so kann ihn nichts mehr davon abbringen. Ich habe es sogleich, als ich ins Zimmer trat, an seinem Gesicht gesehen, daß Sie ihn beleidigt haben! Hätten Sie sich zuerst an mich gewandt, so würde ich Ihnen das Geld ohne die geringste Schwierigkeit verschafft haben.«

Mr. Migson bedauerte seinen Mangel an Diplomatie. Es wäre besser gewesen, wenn er den Verwalter zuerst sondirt hätte. Im höchsten Grade niedergeschlagen, kehrte er nach seinem Comptoir zurück. Er machte keinen Versuch, Boisgilbert Hall zu überwachen, wie ihm Mr. de Fontenoy gerathen hatte; beauftragte aber seinen Commis, an der Eisenbahnstation darauf zu achten, daß seine Miether nicht vor der Zeit abreisten. In seinem Club wurden ihm diesen Abend Vorwürfe von den Geschäftsleuten gemacht, welche von dem Verwalter gehört hatten, daß Mr. de Fontenoy nur wegen des beleidigenden Benehmens seines Hauseigenthümers St. Dunstans verlasse.

Als am nächsten Tage die Uhren von St. Dunstans Zwölf schlugen, erschienen in Folge der von Mr. Richards, dem Verwalter, gemachten Bestellung sämmtliche Handelsleute, welche an den Haushalt von Mr. de Fontenoy Lieferungen gemacht hatten, zu Boisgilbert Hall. Mit ihnen kam auch Mr. Migson, sehr niedergeschlagen aussehend. Sie wurden am Speisezimmer empfangen, wo Mr. de Fontenoy mit der Hand in der Tasche seines Morgenrocks und wie gewöhnlich die Zigarre im Mund vor dem Kamin stand. Er erwiderte die ehrfurchtsvollen Grüße der Handelsleute mit einem hochmüthigen Kopfnicken. Mr. Richards saß an dem einen Ende des langen Speisetisches mit Häuschen von schimmerndem Gold vor sich, deren Anblick den Mund der Krämer von St. Dunstans wässern machte. Es war wie in einer Bank.

»Ich bedauere es, meine guten Leute, Euch so plötzlich verlassen zu müssen,« sagte Mr. de Fontenoy in scharfem, entschiedenem Tone; »aber ich bin ein Mann eigenthümlichem Temperament und ich vergebe niemals eine Beleidigung. Der Eigenthümer dieses Hauses hat sich herausgenommen, mein Recht auf den Namen, den ich trage — einen Namen, der, wie ich nicht zu sagen brauche, die Pairswürde dieses Königreichs schmückt, in Zweifel zu ziehen. Eine solche Unverschämtheit von seiner Seite ließ mir keine Wahl. Ich kann und darf ein Haus nicht länger bewohnen, dessen Eigenthümer meine Selbstachtung so sehr verletzt hat. Da es in Eurer kleinen Stadt kein anderes Haus gibt, das für meine Bedürfnisse paßt, so

bleibt mir nichts Anderes übrig, als St. Dunstans zu verlassen. Meine Koffer sind gepackt und wir reisen mit dem Zweiuhrzug von hier ab. Richards geben Sie gefälligst den Leuten ihr Geld.«

Mr. de Fontenoy zündete sich eine neue Zigarre an und sah mit vornehmer Indolenz zu, während sein Verwalter die kleinen Haufen Münze in Summen von fünfzig bis zu Dreihundert Pfund vertheilte. Die ehrerbietigen Handelsleute empfangen ihr Geld mit hoher Befriedigung und einer nach dem andern verließ mit tiefen Bücklingen das Zimmer.

Mr. Migson erhielt seine Bezahlung zuletzt. Er seufzte, als er die Sovereigns in ein kleines Leinwandsäckchen einstrich, indem er dabei dachte, daß diese die letzten seien von dem Manne, der ohne seine unglückliche Uebereilung wahrscheinlich sein mehrjähriger Miether geblieben wäre.

»Mein Verwalter wird den Schlüssel in Ihrem Comptoir abgeben, Mr. Migson,« sagte Mr. de Fontenoy in Erwiederung auf die demüthigen Entschuldigungen des Auctionators, »ich habe nichts mehr zu sagen.«

Außen am Thore seiner Beszung warteten seine Freunde und Mitbürgern, die Handelsleute, auf Mr. Migson und diese Herren waren nicht sparsam mit ihren Vorwürfen.«

Eine saubere Geschichte heben Sie für sich und für uns mit Ihrem einfältigen Verdacht angerichtet, Migson,« sagte Mr. Till, der Schlächter, eine wichtige Person in St. Dunstans. »Es ist zu bedauern, daß Sie einen Gentleman nicht von Ansehen zu erkennen vermögen.«

»Es war dieser Artikel in der Times,« sagte der Auctionator trostlos, »und ich habe nie etwas davon gehört, daß die Pairswürde einen, Sohn überspringt, um auf einen Bruder überzugehen.«

»Hat Ihnen denn nicht Mr. de Fontenoy gesagt, daß sie wegen politischer Dienste ertheilt worden ist? Das macht natürlich einen großen Unterschied. Sie haben indeß einen guten Miether und wir alle einen sehr guten Kunden verloren und es ist nutzlos, mehr darüber zu sagen. Wahrscheinlich werden Sie künftig Ihre Zunge besser im Zaum zu halten wissen, Migson; aber das Schlimmste an

einem argwöhnischen Menschen ist, daß sich sein Argwohn immer auf die unrechte Stelle richtet. Ich wollte wetten, daß Sie, wenn Sie wirklich einen Schwindler in Ihrem Hause hätten, von ihm auf die schönste Weise hinter's Licht geführt würden.«

Der Auctionator ertrug geduldig genug diese Vorwürfe. Zu Hause hatte er von den Lippen seiner besseren Hälfte, welche Mrs. de Fontenoy's Hüte in der Kirche zum Gegenstand ihres Studiums gemacht hatte und fest an die Hoheit dieser Dame glaubte, noch viel bitterere Worte anzuhören. Mr. Migson verschloß das Säckchen mit Goldstücken in seine eiserne Geldkasse mit der Miene eines Mannes, der den Ertrag eines Mords verbirgt. Hatte er nicht mit seiner unbarmherzigen Hand sein eigenes Glück gemordet?

Die de Fontenoy's reisten am folgenden Tage um zwei Uhr in Begleitung von Richards und der drei grauen Bedienten mit vielem Gepränge von der Station ab. Wieder hatten die Träger Gelegenheit, die ungewöhnliche Schwere der großen Kisten zu bemerken, und sie vermutheten, daß dieselben das Silberzeug der de Fontenoy's enthalten müssen. Mit dem Zweiuhrzug war jede Spur der de Fontenoy verschwunden und ehe es drei Uhr schlug, betrat Mr. Migson in Begleitung einer alten Scheuerfrau das verlassene Boisgilbert Hall. Verdrießlich ging er durch die Zimmer, über ihre traurige Leerheit seufzend. Er fand Alles in der besten Ordnung. Die de Fontenoy's hatten wenig Schaden angerichtet. Alle Zimmer rochen nach Tabak; aber dieser Geruch ließ sich durch Oeffnung der Fenster und eine allgemeine Reinigung leicht wieder vertreiben. Im Ganzen hatte Mr. Migson keinen Grund, sich über den letzten Miether zu beklagen.

Er blieb diesen Abend von seinem Club im Prinzen von Wales weg, da er sich scheute, seinen beleidigten Mitbürgern unter die Augen zu treten und er brachte seine Stunden traurig genug am häuslichen Heerd zu, mit kummervollem Schweigen die Prophezeiungen seiner Frau anhörend, daß Boisgilbert Hall für lange Zeit unvermietet bleiben würde.

Er saß am folgendem Morgen in seinem Geschäftszimmer, den Katalog für eine bevorstehende Versteigerung entwerfend, als ein

kleiner Mann mit einem scharfen, intelligenten Gesicht hereinkam.

»Habe ich das Vergnügen, Mr. Migson zu sehen?« fragte er.

»Ja, Sir, mein Name ist Migson,« antwortete der Auctionator, aufspringend und dem Fremden einen Stuhl reichend.

»Mein Name ist Peacock und ich bin ein Detectivbeamter, zur Londoner geheimen Polizei gehörig,« sagte der Fremde mit scharfer conciser Stimme, die mit seinen scharf ausgeprägten Zügen im Einklang stand. »Sie haben einen Brief an einen Privat-Detectiv geschrieben, worin Sie eine Aufklärung über einen Mann de Fontenoy wünschten.«

»Ich habe einen solchen Brief geschrieben,« antwortete Mr. Migson; »aber ich habe seitdem Ursache zur Annahme gehabt, daß Mr. de Fontenoy eine vollkommen zahlungsfähige Person ist, kurz, daß ich in einem unglücklichen Irrthum befangen war.«

»Was soll das heißen. Er hat Sie wohl, wie ich vermuthe, bezahlt?«

»Ja, er hat Alles bezahlt, was er mir schuldig war.«

»Und er hat Sie wahrscheinlich in Gold bezahlt?«

»Woher wissen Sie das?« fragte der erstaunte Auctionator.

»Weil der Mann, für den ich ihn halte, zuweilen sehr freigebig mit seinem Gold ist. Doch das Beste wird sein, wenn ich selbst hingehe und einen Blick auf ihn werfe. «Wollen Sie wohl so gefällig sein, mir den Weg nach Ihrem Hause zu zeigen?«

»Die de Fontenoy's haben St. Dunstans gestern um zwei Uhr verlassen,« erwiderte Mr. Migson.«

»Den Teufel haben Sie! So ist mir leider die Gelegenheit entschlüpft, einen höchst wichtigen Fang zu machen. Ich habe heute erst einen Wink von dem Manne erhalten, an den Sie gestern geschrieben haben. Es war ihm Niemand in der Schwindlerbranche bekannt, auf den Ihre Beschreibung paßte; er glaubte aber, es möchte ein Geschäft für mich sein. War dieser de Fontenoy ein großer schwarzer Mann, mit einer kleinen Narbe über dem rechten Auge und einem stark hervorstehenden Kinn?«

»Ja, das ist der Mann.«

»Ich hatte mir's gedacht. Sie haben doch das Geld, das er Ihnen bezahlt hat, noch nicht ausgegeben?«

»Nein.«

»Lassen Sie mich's ansehen.«

Mit schwerem Herzen öffnete Mr. Migson seine eiserne Geldkasse. Er übergab das kleine Säckchen dem Detectiv, der die Schnüre desselben löste und mit einer verächtlichen Geberde einen Haufen glänzende Sovereigns auf den Tisch des Auctionators schüttete.

»Horchen Sie auf,« rief er, »haben Sie jemals Gold so klappern hören? Betrachten Sie das Gepräge,« setzte er hinzu, den Rand eines Sovereigns mit dem Daumen befühlend. »Nicht übel gemacht; aber doch kein Vergleich zu der echten Münze.«

»Wollen Sie damit sagen, daß das Geld falsch ist?« stammelte Mr. Migson.

»Jedes Stück davon. Diese Sovereigns sind im Handel pro Stück ein Shilling werth, und Mr. de Fontenoy ist ein Mann, der allgemein unter dem Namen »Schlüpfriger Joseph« bekannt und einer der verwegenen Falschmünzer ist, die jemals gelebt haben. Eine Menge falscher Goldmünzen sind in den letzten sechs Monaten in Umlauf gebracht worden und Niemand konnte herausbringen, woher sie kamen. Es gibt keine Höhle in London, die wir nicht durchsucht haben, während dieser Gentleman und seine Genossen ihr Werk in dem kleinen Städtchen hier ruhig und ungestört vollbrachten. Und jetzt lassen Sie uns gehen und ihr Haus besichtigen.«

Mr. Migson begleitete den Polizeimann nach Boisgilbert Hall und in dem Keller des Hauses fanden sie reichliche Beweise von dem verbrecherischen Gewerbe, das der »Schlüpfrige Joseph« und seine Bande betrieben hatten, während ihre Mitschuldigen in London und andern großen Städten das falsche Geld in Umlauf setzten. Mr. Peacock eilte sogleich nach seiner Untersuchung nach London zurück, es Mr. Migson überlassend, seinen Verlust zu beklagen und die Hiobspost seinen Leidensgefährten mitzutheilen. Allgemeines Klagen und Jammern herrschten an diesem Abend in der Gesellschaft des Prinzen von Wales und es dauerte lange, ehe sich

die Ladenhalter von St. Dunstons von dieser Erschütterung erhalten. Zwei Monate nach seiner Abreise hatten sie dagegen die leere Genugthuung, den Bericht über die Verhaftung von Mr. de Fontenoy zu lesen. Er hatte ein großes Haus zu Baywater gemiethet und stand zur Zeit seiner Verhaftung hoch in der Meinung der dortigen Handelsleute. Er wurde mit seinen Mitschuldigen, den drei grauen Bedienten und dem angeblichen Verwalter Richards zu mehrjähriger Deportation verurtheilt Mrs. de Fontenoy, welche früher Kammerjungfer im Hause des Lord Malplaquet gewesen, und deren Kenntniß der Verhältnisse der Familie ihrem Mann vielfach genützt hatte, war nicht in das verbrecherische Treiben der Bande verwickelt und hatte so nur ihre glänzende Stellung als die Tochter und Erbin eines russischen Prinzen zu betrauern.

- E n d e -

Ein guter Hasser.

»**S**ir,« sagte Dr. Johnson, »ich liebe einen guten Hasser!« Philip Rahner pflegte sich zu rühmen, daß er in dieser Beziehung ein Mann nach dem Herzen des großen Schriftstellers sei. »Ich vergebe niemals eine Beleidigung,« sagte er, »und ich vergesse niemals eine Gefälligkeit.« Allerdings gibt es gewisse, in den Lehren des Erlösers enthaltene Grundsätze, welche nicht ganz mit Samuel Johnsons Ausspruch in Einklang stehen; aber Philip Rayner würde in diesen Tagen wahrscheinlich sehr zornig geworden sein, wenn ihm Jemand die Eigenschaft eines Christen abgesprochen hätte. Er ging jeden Sonntag einmal, zuweilen sogar zweimal in die Kirche und wenn er auch nicht immer sehr aufmerksam auf die Predigt merkte, so gab er doch der Menge durch seine wohlgebürsteten Kleider, durch seine fleckenlose Wäsche und durch sein anständiges Benehmen ein gutes Beispiel. Er bezahlte seine Schulden bis zum letzten Heller und es fehlte ihm auch nicht an Wohlthätigkeitssinn, indem er für milde Zwecke im Verhältniß seines Einkommens nicht unwesentliche Beiträge leistete.

Die Welt, in der er lebte, sprach günstig von Philip Rayner. Er war ein gescheidter, prosperirender junger Mann, mit einem durch Laster nicht befleckten Charakter, einer angenehmen äußern Erscheinung und einem sehr ruhigen, gefälligen Benehmen. Er war zugleich ein denkender junger Mann, der alle Dinge von ihrer ernstesten Seite nehmen konnte. Seine Stellung in der Welt galt übrigens für eine sehr günstige, da er der Sohn eines reichen Lederhändlers war, der seit vierzig Jahren in einem düsteren alten Hause an der Flußseite einen sehr einträglichen Handel geführt hatte.

Der Vater hatte diesen einzigen Sohn nach seinen eigenen rauhen und praktischen Grundsätzen erzogen. Anstatt ihm, wie es

heutzutage Sitte ist, eine kostspielige gelehrte Bildung zu geben, geeignet, den jungen Menschen für die kaufmännische Laufbahn und für ein ruhiges bürgerliches Leben zu verderben, schickte der alte Samuel Rayner seinen Knaben in ein geachtetes Handelsinstitut, wo er in die Prinzipien der kaufmännischen Wissenschaften eingeweiht werden sollte. Diese Art Erziehung kam dem Jungen zwar sehr langweilig vor, nichtsdestoweniger aber ertrug er sie geduldig genug und als er endlich nach sechsjährigem Aufenthalt das Institut verließ, war er ein tüchtiger Rechner, besaß eine vollkommene Kenntnis und Fertigkeit der französischen und deutschen Sprache und schrieb eine tadellose Handschrift.

Philip Rayners häusliches Leben in den ersten fünf Jahren, nachdem er die Schule verlassen, war nicht besonders heiter. Der alte Mann zog es vor, da zu wohnen, wo seine Voreltern gewohnt hatten — in einem großen düstern Haus, das sich an die Geschäftslocalitäten von Rayner, Rayner und Söhnen anschloß. Die Messingplatte an der Comptoirthüre, welche diese Inschrift trug, sah schon alt und abgenutzt aus, als Samuel Rayaer noch ein kleiner Knabe war und die Rayner, auf die sich die Firma bezog, waren damals zwei magere alte Männchen, welche schnupftabakbraune Westen und Röcke mit glänzenden Metallknöpfen und Perücken mit Haarbeuteln trugen.

Es war jedenfalls eine traurige Wohnung für die Jugend, dieses große düstere Haus, mit seiner breiten dunkeln Treppe, mit den vielen finstern Gängen und Winkeln und dem dunkeln Eichengetäfel in den Zimmerm.

Zum Glück war Philip Rayner nicht mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt. Er nahm das Leben sehr ruhig hin, wenn er es auch zuweilen für eine harte Sache hielt, daß sein Vater kein schönes Landhaus, mit Gärten, Glashäusern und Billardzimmer und keine Equipage wie andere Männer von seiner Stellung besaß; aber so oft er mit dem alten Herrn über diesen Punkt zu sprechen kam, stimmte er schließlich doch immer mit seinem Vater darin überein, daß es eines thörigste Sache sei, sein Vermögen für Luxus und Glanz zu vergeuden, um im Alter dem drohenden Bankerott

gegenüberzustehen.

»Wenn ich einst sterbe, wirst Du einer der reichsten Männer im Lederhandel sein, Phil,« pflegte der alte Mann bei solchen Gelegenheiten zu äußern, »und Du würdest dies nicht sein, wenn ich Dich auf die Universität geschickt und mein Einkommen an Landhäusern und Wagen und Pferden vergeudet hätte.«

So kam es, daß Philip, da er keine ausschweifenden Neigungen besaß, die Dinge nach und nach ganz aus dem Gesichtspunkte seines Vaters ansah und daß er, trotz seiner Jugend, bald dasselbe lebhaftes Interesse für Vergrößerung seines Vermögens wie sein Vater an den Tag legte.

Mit der Zeit gewann er auch eine Vorliebe für das alte Haus, nahm vor den Jahren Junggesellengewohnheiten an und kam zu der Ansicht, daß wenig daran liege, wo ein Mann lebe, wenn er nur bequem wohne und sonst gut gepflegt werde. Im Uebrigen wurde der Haushalt von Samuel Rayner nichts weniger als in geiziger und schmutziger Weise geführt. Es war ein grauhaariger alter Hausmeister da, der seit mehr als dreißig Jahren die Verwaltung des Kellers und des schweren alten Silberzeugs besorgte. Es war auch eine ebenso alte Haushälterin da, die noch den letzten der schnupftabakraunen alten Herren gekannt hatte. Das übrige Dienstpersonal bestand aus zwei von der Haushälterin ausgewählten, sauertöpfigen Mägden von sehr gesetztem Alter.

Außer diesen befand sich kein anderes weibliches Wesen in dem kleinen Haushalt. Philips Mutter war gestorben, als er noch in zartem Knabenalter stand. Ein Porträt von ihr hing in einem dunkeln Gemach, das mit Philips Schlafzimmer in Verbindung stand, ein Bild, das kurz nach ihrem Tode dahin verbannt worden war, als der trostlose Gatte die Erinnerung an seinen Verlust nicht ertragen konnte, und das seitdem nicht mehr an seinen alten Ehrenplatz zurückgebracht wurde. Philip betrachtete zuweilen dieses Porträt und dachte darüber nach, welchen Unterschied es wohl in seinem Leben gemacht haben würde, wenn seine Mutter nicht tot wäre. Das Gesicht auf dem Bilde war angenehm, zart und sanft; dem Sohn aber schien es von himmlischer Schönheit zu sein. Dieses Gefühl für

die Mutter, deren er sich kaum mehr zu erinnern vermochte, war vielleicht der einzige Zug von Romantik in Philip Rayners Charakter.

Er stand in seinem dreißigsten Jahre und war seit zehn Jahren der Compagnon und Vertreter seines Vaters im Geschäft gewesen. Der Vater begann jetzt alt zu werden. Er war seit einem Jahre heftigen Gichtanfällen unterworfen, die ihn an seinen Lehnstuhl fesselten und Philip hatte die ganze Leitung des Geschäfts übernommen. Zwar fragte er seinen Vater stäglich um Rath, aber dies war nichts weiter als eine leere Förmlichkeit, denn Samuel Rayners Gehirn verlor immer mehr seine Geschäftsfähigkeit.

In allen diesen Jahren, seit er an seinem siebzehnten Geburtstag die Schule verlassen, hatte Phil Rahner sich nur einen einzigen Freund erworben. Dies war ein junger Mann, der etwas später als correspondirender Commis, besonders für die ausländische Correspondenz, die in dem Hause Rayner sehr bedeutend war, in das Comptoir aufgenommen wurde. Der Jüngling war zwei Jahre jünger als Philip und kam frisch von einer deutschen Universität, als er seine commercielle Laufbahn begann. Sein Name war George Tolson und er war der Sohn eines Majors, der ein sehr hübsches Vermögen durchgebracht und sich eines Morgens in einem Anfall von Delirium tremens den Hals abgeschnitten hatte, eine Wittve und zwei Waisen in der hilflosesten Lage hinterlassend.

Einige wohlwollende Freunde hatten der verlassenen Frau beigestanden. Man hatte den Knaben nach Deutschland und das Mädchen in ein Institut zur Erziehung von Offizierstöchern gesendet. So hatten sie sich, mit Mühe und Noth, durchgekämpft, bis der Knabe im Stande war, seinen eigenen Lebensunterhalt zu erringen und das Mädchen das Alter erreicht hatte, um die Stelle einer Gouvernante einzunehmen. Die Mutter hatte irgendwo in einer obskuren Straße auf der Surry-Seite der Themse eine Wohnung, und hierher kehrte George jeden Abend, wenn seine Geschäftsstunden im Comptoir vorüber waren, zurück.

Die Freundschaft zwischen diesen beiden jungen Männern war nicht plötzlich oder rasch entstanden. Philip Rayner gehörte nicht zu den heißblütigen, leichtbewegten Charakteren und George Tolson,

obschon frei und offen wie die Lüfte des Himmels, war zu stolz, um den geringsten Annährungsversuch an den Sohn seines Brodherrn zu machen. Eine Zeit lang benahmen sich diese Beiden mit der größten Zurückhaltung gegen einander; aber sie waren die einzigen jungen Leute im Comptoir und nach und nach schmolz das Eis, bis die Bekanntschaft in Freundschaft reifte. Sie hatten wenig Gemeinschaftliches in ihrem Geschmack. George Tolson war lebhafter und in seinem Temperament heiterer und fröhlicher als der Sohn seines Gebieters; aber sie waren Beide jung und das knüpfte ein Band zwischen ihnen. Auch war das nicht das einzige Verbindungsglied. Es gab Umstände in George Tolsons Leben, welche ein lebhaftes Interesse in Philip erweckten. Er hatte entdeckt, daß George die Hauptstütze und der liebende Gefährte seiner Mutter war und er beneidete ihn um ein so zartes Band, um eine so kostbare Pflichterfüllung. Er pflegte zuweilen an Sommerabenden mit George nach Hause zu gehen und nach seinem Gang eine Tasse Thee bei der Wittve zu trinken oder mit George Schach zu spielen, während dessen Mutter zusah. Wenn er seinem Freund in irgend einer materiellen Weise hätte beistehen können, so würde er es gethan haben; aber er stand zu dieser Zeit noch unter der väterlichen Vormundschaft und Samuel Rayner hielt es für vollkommen genügend, daß er dem jungen Mann einen gutes Gehalt bezahlte. Alles was Philip thun konnte, um der Wittve seine Aufmerksamkeit zu beweisen, bestand in kleinen Geschenken, welche dazu dienten, ihre spärlich ausgestattete Wohnung zu verschönern — in einem Theeservice, in einem Schachspiel, in ein paar Porzellanvasen für den Kaminmantel u.s.w. Es waren kleine aber werthvolle Geschenke für Mrs. Tolson, die in den letzten Jahren solche kleine Annehmlichkeiten hatte entbehren müssen.

Und so verfloßen die Jahre mit einer ruhigen Einförmigkeit, die indeß für Philip, der keine Sehnsucht nach einer Veränderung hatte, angenehm genug war. Er und George pflegten in den langen Sommerabenden, oder auch selbst in den Herbst- und Frühlingsmonaten viel miteinander herumzustreifen, theils in den Straßen der alten City, theils in der näheren oder entfernteren

Umgebung derselben Sie waren sehr glücklich miteinander, George voll von wilden, sorglosen Reden über ein Leben, das verschieden von dem ihrigen wäre, über ein Leben von Abenteuern in entfernten Ländern, über ein Leben am Bord von Schiffen, im Lager und in häufigen Kämpfen mit wilden Feinden, kurz über ein Leben, wie er es zu führen wünschte, statt des trockenen Comptoirlebens, das keinerlei Aussicht auf eine Veränderung darbot.

»Wie Du weißt, George, erhältst Du jedes Jahr eine Erhöhung Deines Gehalts, und das ist denn doch auch so schlecht nicht,« sagte der praktische Philip. »Und wenn Du bei dem Geschäft bleibst, so werde ich später, wenn wir beide Männer von mittlerem Alter sind, im Stande sein, Dir einen Antheil an demselben zu geben.«

»Ja, ich weiß« daß Du ein guter alter Bursche bist und Dein Vater ist auch gut gegen mich und ich bin im Ganzen genommen besser daran, als ich verdiene. Aber ich glaube nicht, daß ich für diese Art von Leben bestimmt war. Ich habe zu viel von dem Blute meines Vaters in mir. Die Tolsons waren seit undenklichen Zeiten Soldaten. Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, so hätte ich mich schon längst anwerben lassen.«

Er sah, während er dies sagte, sehr hübsch aus mit seinem braunen, lockigen Haare, das die leichte Sommerluft von seiner unbedeckten Stirne zurückwehte. Die beiden jungen Männer saßen auf einer alten Ballastkiste am Ufer des schnell dahinfließenden Stroms, einem Lieblingsplatz von ihnen zum Ausruhen nach einem langen Spaziergang.

Ja, er war sehr hübsch, in einem edeln malerischen Styl. Matt hätte glauben können, daß das Blut der Cavaliere aus der Jacobitenzeit in seinen Adern rinne. Es lag eine Kraft und eine Fülle des Lebens in ihm, wie sie der modernen Jugend des Handelsstands nicht eigen zu sein pflegt. Die klaren blauen Augen konnten plötzlich aufflammen, wenn er erregt war, die beweglichen Lippen hatten hundert Veränderungen des Ausdrucks anzuweisen. Er bildete in dieser Beziehung einen auffallenden Contrast mit seinem Freund, dessen dunkles, nicht unangenehmes Gesicht wenig Veränderungen unterlag. Eine stark ausgeprägte Stirne,

ernste graue Augen, ein fester — Mund und eine klare dunkle Haut, dies waren die unterscheidenden Merkmale von Philip Rayners Physiognomie.

Bald darauf trat eine Veränderung in Philips Leben ein — eine Veränderung, die einen neuen Menschen aus ihm machte, von der er später den Beginn eines neuen Lebens datirte. Es war ihm, als ob sich ein Thor geöffnet hätte und er in eine neue Welt getreten wäre — eine Welt voll Licht, Luft und Sonnenschein, die schöner und freundlicher war, als Alles was er bisher gesehen und geträumt hatte. Mit andern Worten, Philip Rayner verliebte sich.

Es trug sich eines Morgens zu, daß der alte Lederhändler weniger Interesse als gewöhnlich an dem Geldartikel der »Times« nahm das Blatt mit einem langen Seufzer weglegte und mit einem so eigenthümlichen Blick in das Feuer starrte, daß Philip aufmerksam wurde und fragte:

»Ist etwas Besonderes vorgefallen Vater?«

»Nein, Phil, es ist nichts vorgefallen. Die Sache ist, ich habe einen Brief erhalten.«

»Wahrscheinlich einen Privatbrief?« fragte Philip neugierig.

»Ja einen Privatbrief,« Phil, in einer Handschrift, die ich nicht mehr in dieser Welt zu sehen wähnte, einen Brief von einer Todten.«

»Was willst Du damit sagen, Vater?«

»Als ich Deine Mutter heirathete, Phil, war es nicht eigentlich eine Liebesheirath, obschon ich Deine Mutter lieb hatte und sie später noch lieber gewann, die arme Seele. Aber ich hatte mich vorher schon verliebt gehabt und sie wußte es. Ich liebte eine Cousine von mir, eine Waise, die mein Vater und meine Mutter aus Barmherzigkeit erzogen hatten. Du würdest wahrscheinlich über mich lachen, wenn ich Dir sagte, wie ich dieses Mädchen geliebt habe; denn solche Dinge lauten thöricht, wenn ein Mann alt und schwach ist und mit einem Fuß im Grabe steht. Aber ich liebte Katharina Marsy von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Meine Eltern waren Anfangs dagegen, daß ich sie heirathete, da sie wußten, daß Katharina ganz vermögenslos war; aber sie liebten sie trotz ihrer Einwendungen und da mein Vater sah, daß ich mein Herz

auf die Heirath gesetzt hatte, so gab er nach und meine Mutter that natürlich dasselbe. So war bald Alles in Richtigkeit und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Wohlan, Philip, es ist eine alte und ganz gewöhnliche Geschichte. Sie wurde mir untreu. Sie hatte mich, wie ich glaube, niemals geliebt. Wie aber dem auch sein mag, genug, sie ging mit einem Italiener, Namens Paroldi, der meine Schwester im Singen unterrichtete, durch. Er war ein liederlicher Taugenichts, der kaum etwas für sich hatte, als ein hübsches Gesicht und sein einschmeichelndes Benehmen. Sie ging eines Morgens mit ihm durch, ein kleines Billet für mich hinterlassend, worin sie mich um Verzeihung bat und benachrichtigte, daß sie kurz zuvor Katholikin geworden und in der katholischen Kirche von Moorfield mit Joseph Paroldi getraut worden sei.«

»Was für eine herzlose Dirne!!« rief der Sohn. »Gewiß hast Du niemals einen solchen Verrath wie diesen verzeihen können, Vater?«

»Freilich war es ein hartes Ding, zu verzeihen, Philip. Ich war Anfangs wüthend gegen sie und hätte sie ermorden können, wenn sie mir in den Weg gekommen wäre. Aber nach und nach begann ich anders über sie zu denken, indem ich mich erinnerte, was für ein junges Ding sie war — kaum achtzehn Jahre alt — als sie diesen Schurken heirathete und mir Worte und Blicke von ihr ins Gedächtniß zurückrief, die auf einen geheimen Kummer hinwiesen, bis ich zu glauben begann, daß sie einen schweren Kampf gekämpft um mir treu zu bleiben und daß sie oft daran war, mir Alles zu bekennen. So kam es, daß ich ihr am Ende doch verzieh.«

Philip zuckte mit einem unfreiwilligen Ausdruck der Verachtung über die Schwäche seines Vaters die Achseln.

»Ich hätte mich niemals dazu bringen können,« sagte er.

»So denkst Du wohl jetzt, Phil,« antwortete der Alte; »aber wenn ein Mann ein weibliches Wesen einmal geliebt hat, so taucht ihr Gesicht immer wieder vor ihm auf, mit der Bitte, nachsichtig von ihr zu denken, mag sie ihn auch noch so schlimm behandelt haben. Das Ende davon ist, daß er ihr verzeiht. Die Erinnerung an die Tage, wo er geglaubt, sie liebe ihn, erschüttert stets seine Standhaftigkeit und

das Ende ist immer dasselbe.«

»Bei mir würde es niemals so endigen,« murmelte der junge Mann, grimmig seine Faust ballend. »Nichts auf der Welt könnte mich bestimmen, dem Weib zu vergeben, das mir untreu geworden. Was hat aber der Brief, den Du erhalten hast, mit dieser alten Geschichte zu thun, Vater?«

»Er ist von Katharina Marsy — Katharina Paroldi, der einzige und der letzte Brief, den sie mir jemals geschrieben. Sie ist todt. Eine andere Hand, diejenige ihrer Tochter, meldet mir dies am Schlusse des Briefs. Sie ist todt und hat ein einziges Kind, ein Mädchen hinterlassen, das letzte von einer großen Familie. Paroldi führte sie nach Westindien, wo sie eine Reihe von Jahren hindurch in ziemlichem Wohlstand lebten, aber viel Kummer hatten, da das Klima ihre Kinder, eines nach dem andern bis auf das eine hinwegraffte. Dann kam auch anderes Unglück hinzu. Der Mann wurde krank und starb vor zehn Jahren. Darauf unterhielt die arme Seele sich und ihr Kind durch Musikunterricht. Sie hatte immer eine Stimme so klar und frisch wie die einer Lerche gehabt und ich glaube, daß es die Musik dieses Italieners war, die sie verführte. Und so brachte sie sich ziemlich gut durch, wie sie in ihrem Briefe sagt, bis sie sich dem Tode nahe fühlte und, da sie keinen vermöglichen Freund in der Welt besaß, dessen Güte sie für ihr Kind anflehen konnte, ausgenommen mich und da sie wisse, wie die arme Seele sagt, daß ich ein guter Mensch sei, so bitte sie mich aus christlicher Barmherzigkeit, wenn nicht wegen des Andenkens an jene Tage, wo ich sie geliebt habe, mich ihrer Tochter anzunehmen. Sie verlangt nicht von mir, daß ich viel für das Mädchen thun, nicht daß ich es adoptiren oder es ein müßiges Leben führen lassen soll; sie wünscht blos, daß ich ihm Gelegenheit verschaffe, auf redliche Weise seinen Unterhalt zu erwerben und es davor bewahre, daß es in schlimme Hände falle. Der Brief ist mir diesen Morgen durch einen Boten überbracht worden. Das Mädchen ist in London. Was soll ich thun, Phil? Du bist jetzt eigentlich der Herr hier. Was ich gespart habe, ist für Dich gespart, was ich ausgabe, geht aus Deiner Tasche. Was sollen wir mit Katharina Paroldi anfangen? Sie ist nach ihrer Mutter

Katharina getauft.«

»Es ist heutzutage eine schwierige Sache für ein Frauenzimmer, seinen Lebensunterhalt zu erwerben,« antwortete Philip nachdenklich, »für eine junge Person und für eine Fremde gar. Der Unterhalt eines Mädchens kostet wenig. Gewiß Vater, kann sie hier bei uns leben. Mrs Dorking würde sich ihrer annehmen.«

»Ja, für einige Zeit würde dies ganz gut gehen; später aber müßte sie ihren Unterhalt selbst erwerben, Phol.«

»Sie würde nach einem oder zwei Jahren mehr mit den englischen Verhältnissen vertraut sein und Du könntest ihr eine Kleinigkeit vermachen, Vater.«

»Ich kann darüber nichts sagen; es ist jedenfalls edelmüthig von Dir, Phil, daran zu denken.«

Philip Rayner war nicht unedelmüthig. Der Gedanke, daß der Ertrag des Geschäfts und die Geldanlagen in den Fonds sich fortwährend vermehrten, war ihm zwar angenehm, aber er war kein Geizhals und er scheute sich nicht, Geldausgaben zu machen, wenn er auch in Folge der Verhältnisse, in denen er ausgewachsen war, keinerlei Neigung zur Verschwendung hatte.

Katharina Paroldi kam also in das alte Haus in der Nähe des Tower. Sie war ein großes schlankes Mädchen mit einer durch die westindische Sonne gebräunten Gesichtsfarbe, nicht besonders hübsch, wie Philip Anfangs dachte, aber mit Augen von wundervollem Ausdruck und Schönheit, wie er sehr bald inne wurde, und mit einem sanften bezaubernden Wesen, dem das Herz eines Mannes nicht widerstehen konnte.

Sie war Anfangs nicht sehr fröhlich, dieses verwaiste Mädchen von siebzehn Jahren, denn der Schatten eines großen Kummers lag auf ihr; desohngeachtet aber heiterte sie das alte Haus durch ihre bloße Anwesenheit mehr auf, als es Philip für möglich gehalten hatte. Es war etwas Neues für ihn, nach Hause zurückzukehren und sie in dem düstern getäfelten Wohnzimmer sitzen zu sehen. Sein Nachhausekommen war jetzt etwas ganz Anderes als früher. Er ertappte sich auch zuweilen darüber, wie er in den Geschäftsstunden, wenn er eine lange Rechnung oder eines der

gewichtigen Bücher vor sich hatte, an diese schwarzäugige Katharina dachte. Die Tage kamen ihm länger vor als sonst und er wunderte sich selbst über seine Eilfertigkeit des Abends nach Hause zurückzukehren, wo Katharina an einem kleinen Tisch in der Nähe des alten Mannes saß, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, wofür sie ein ganz besonderes Talent hatte.

Als Samuel Rayner sah, wie geschickt und fleißig sie war, meinte er, es werde ihr nicht schwer fallen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. Philip dagegen war der Ansicht, es würde für ein so sanftes und zartes Wesen eine harte Sache sein, wenn sie in die kalte grausame Welt hinausgestoßen würde. Und was würden sie ohne sie beginnen in diesem düstern alten Hause, nachdem sie einmal den magisch erheiternden Einfluß ihrer Gegenwart kennen gelernt hatten? Sie besaß hundert kleine Künste, durch die ein weibliches Wesen das traurigste Haus verschönern kann und nach und nach, als sie fand, daß sie das Recht habe, diese Dinge zu thun, übte sie ihre kleinen Künste aus. Bald war eine neue Atmosphäre in dem alten Hause und Philip fühlte diese Veränderung lebhaft.

Vielleicht hegte Mr. Rayner der Jüngere um diese Zeit keine so große Vorliebe für die Gesellschaft seines Friends George Tolson. Es war mitten im Winter und an Entschuldigungen wegen Aussetzung ihrer gewohnten Spaziergänge fehlte es deshalb nicht; aber Philip fühlte, daß er seinen Freund nicht ganz aufrichtig behandelte, und, um dies einiger Maßen wieder gut zu machen, lud er ihn ein- oder zweimal in der Woche zum Diner ein. Der alte Mann hatte keine Einwendung gegen seine Gesellschaft; der Sohn war jetzt ohnedies wie im Geschäft, so auch im Hause vollkommen der Herr.

Es mag sein, daß Philip von den Lippen seines Freundes, auf dessen Urtheil er baute, das Lob von Katharina Paroldi vernehmen wollte. Es gefiel ihm jedenfalls, wenn George von der Schönheit ihrer schwarzen Augen und dem Zauber ihres Gesanges sprach. Sie hatte in einer Ecke des Besuchszimmers den Schlüssel zu dem altmodischen Piano gefunden, aus welchem einst ihr Vater Miß Rayner singen gelehrt hatte und sie sang und spielte ihrem

Wohlthäter und seinem Sohne zuweilen des Abends etwas vor. Ihre Stimme war ein klarer, sehr angenehmer Sopran, ihr Spiel voll Zartheit und Gefühl. Sie sang alle englischen Balladen welche Samuel Rayner liebte, außerdem italienische Musik des besten Genre, worin sie ihr Vater unterrichtet hatte, als sie noch ein Kind war.

Philip verstand nichts von Musik. Er hatte nur einen unbestimmten Begriff von Melodie, wenn Katharina sang und spielte. Ein angenehmer besänftigender Einfluß lag für ihn darin. Er würde ohne die Worte kaum einen ihrer Gesänge von dem andern unterschieden haben. Am meisten empfand er diesen Mangel, wenn George Tolson bei ihnen war, denn dieser hatte eine schöne Varitonstimme und viel Geschmack für Musik. Er sang auch öfters ein Duett mit Katharina und dies schien Beide einander näher zu bringen und zum erstenmale fühlte Philip eine eifersüchtige Regung. Er war wegen dieses Gefühls ärgerlich über sich selbst und machte große Anstrengung, über dasselbe Herr zu werden, indem er gerade wegen dieser geheimen Schwäche seinen Freund öfters nach dem alten Hause einlud.

»Was habe ich von ihm zu fürchten, wenn sie mich liebt?« sagte er zu sich, »und wenn nicht, was kann daran liegen, mit wem sie zusammenkommt? Aber ich glaube, sie liebt mich; ja, ich glaube, sie liebt mich.«

Er glaubte, sie liebe ihn. Er hatte ohne Zweifel Gründe, so zu denken. Das Mädchen hatte ein zutrauliches, liebenswürdiges Wesen und war gegen die Freunde, die ihr eine Heimath gegeben, im hohen Grade dankbar. Vielleicht war sie dem Eifer, ihre Dankbarkeit bei den verschiedenen kleinen Anlässen, wie sie sich täglich ergaben, an den Tag zu legen, zuweilen etwas freundlicher gegen ihren Cousin gewesen, als es für den Frieden seines Herzens gut war.

Ganz anders benahm sie sich indeß gegen George Tolson. Philip sah den Unterschied und diese Thatsache trug sehr viel zu seinem Glück bei. Gegen George war, wie Philip glaubte, ihr Benehmen zurückhaltend und kalt. Sie gab sich keine Mühe, ihm zu gefallen

und seine Anwesenheit schien ihr gleichgültig zu sein. Nein, von George hatte er nichts zu fürchten.

So gingen die Tage und Wochen mit einer ruhigen Einförmigkeit hin, die für einen lebhaften Geist langweilig gewesen wäre; aber Philips Leben war ein neues Leben und er wunderte sich nur, wie er jemals in einer Welt habe leben können, die nicht durch Katharina Paroldis Gegenwart verschönert war. Nach und nach wurde sie, die er Anfangs nicht für hübsch gehalten, in seinen Augen eine wahre Schönheit. Ihr Aeußeres hatte sich auch wirklich einiger Maßen verändert, die dunkle Farbe ihrer Haut verschwand in der kühlen englischen Atmosphäre und ihr Gesicht wurde hell und blaß wie eine Lilie. Mit der Besserung ihres Gemüthszustands wurde ihr Lächeln strahlend und erhellte ihr Gesicht mit einer Art Glorienschein.

Philip hatte keine Eile mit seiner Bewerbung hervorzutreten. Er war von Natur zurückhaltend mit viel Stolz, der sich unter einem ruhigen Benehmen verbarg. Er beobachtete sie genau und hielt sich ihrer Liebe für sicher. Er brauchte nur zu sprechen, wenn die geeignete Zeit herankam; sie mußte ja wissen, wie sehr er sie liebte. Unterdessen galten alle seine Träume der Zukunft, wo sie sein Weib sein würde. Er vermochte sich keinen Augenblick ohne sie zu denken. Die Möglichkeit, daß ihm der Wunsch seines Herzens versagt sein könnte, kam ihm niemals in den Sinn.

Und so ging die Zeit in dem alten Hause in tiefem Frieden hin. George Tolson kam an den längeren Frühlingsabenden sehr oft zum Besuch und er war fast ihr einziger Gast. Zuweilen machten auch die drei jungen Leute einen gemeinsamen Spaziergang. Philip führte dabei seine Cousine am Arm, während George an ihrer Seite ging und größtentheils die Kosten der Unterhaltung trug.

So verfloß die Zeit, bis für Philip Rayner plötzlich eine Unterbrechung in diesem einförmigen Leben eintrat. Sein Vater bestand nämlich darauf, daß er eine Rundreise bei ihren Geschäftsfreunden im Norden von England antrete. Es waren in der jüngsten Zeit allerlei Differenzen und Schwierigkeiten mit den Kunden jener Gegend entstanden, deren Ausgleichung die persönliche Anwesenheit eines Principals nothwendig machte.

Samuel Rayner war überrascht, daß sein Sohn keine Neigung zeigte, dieses Geschäft selbst zu besorgen und den Vorschlag machte, einen Commis abzuordnen. Aber in dieser Beziehung zeigte sich der alte Mann unbeugsam. Ganz mit seiner früheren Energie erklärte er, die Sache liege so, daß sein Sohn selbst gehen müsse. So blieb Philip nichts Anderes übrig, als sich dem Auftrag zu unterziehen. Es war nur ein Geschäft von vier oder sechs Wochen und doch kam es ihm vor, als ob ihm sein Hauptlebensnerv abgeschnitten sei, als er dem alten Hause den Rücken wendete.

Er vergaß niemals diesen Abschied. Er sollte mit dem Nachtzug abreisen. Es war ein heller ruhiger Abend Anfangs Mai, als er das Haus seines Vaters verließ. Katharina hatte ihn an die Hausthüre begleitet, um ihm Lebewohl zu sagen. Zum erstenmal in seinem Leben küßte er sie. Gerade im letzten Augenblick, als bereits Alles zur Abfahrt bereit war, nahm er sie in den Arm und küßte sie auf die Lippen. Es war ein langer leidenschaftlicher Kuß und er glaubte, es sei zugleich die Erklärung und das Siegel seiner Liebe. Sie konnte ihn jetzt nicht mehr mißverstehen, sie war von diesem Augenblick an die Seinige.

Katharina stieß einen leichten Ruf des Erstaunens oder des Tadels aus und lief die Treppe hinauf. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Philip sprang in den Wagen und fuhr davon. Er sah sie einen Augenblick am offenen Fenster mit der Abendsonne auf ihrem Gesicht ihm nachsehend. Dieses Bild — das blasse junge Gesicht, die dunkeln Augen und das lose braune Haar im Rahmen des Fensters — verfolgte ihn während der ganzen langen Nachtreise. Auch die Erinnerung an diesen ersten Kuß, an das Siegel, das er auf seine Liebe gesetzt, verfolgte ihn.

Die sechs Wochen seiner Abwesenheit verlängerten sich zu zwei Monaten. Die Leute im Norden waren umständlich und Philip Rayner hatte viele Plätze zu besuchen. Nachdem er das Geschäft einmal übernommen hatte, war er entschlossen, es auch ganz zu thun, um so mehr, als er fand, daß sich die Sache durch seine persönliche Einwirkung angenehm genug ordnete. Im Ganzen war seine Sendung eine vollkommen erfolgreiche.

Es war zu Ende Juni, als er die Heimreise antrat. Es herrschte ein herrliches Wetter und die Gegend, durch die der Weg ging, zeigte sich in ihrem schönsten Gewande. Aber Philip Rayner dachte wenig an die grüne Sommerwelt, durch die er die Fahrt zurücklegte. Seine Gedanken eilten dem Ende seiner Reise voraus. Wie würde ihn Katharina, sein Idol, empfangen? Mit Erröthen und schüchternen, niedergeschlagenen Blicken? Nein, er dachte dies kaum. Es war kein Erröthen auf dem Gesicht gewesen, das aus dem offenen Fenster auf ihn niedergeblickt hatte. Wie würde sie ihn empfangen, seine Geliebte, die ihm jetzt doppelt angehörte, seit er jenen leidenschaftlichen Kuß auf ihre widerstandslose Lippen gepreßt hatte?

Seine einzigen Briefe von Hause waren von ihrer Hand — liebe kleine Briefe, die ihm alle die kleinen, unbedeutenden Neuigkeiten des alten Hauses mittheilten und von der Lücke sprachen, die durch seine Abwesenheit entstanden war — reizende weibliche Briefe, die eine Schwester an ihren Bruder geschrieben haben möchte. Er dachte niemals daran. Ihm waren sie die Briefe seiner Verlobten, seiner zukünftigen Frau.

In den letzten Tagen seiner Reise hatte er nichts mehr vom Hause gehört; sein Aufenthalt war auch zu unbestimmt gewesen. Er hatte aber keine Besorgniß vor einem Unglück, oder daß er eine Veränderung in seinem friedlichen Hause finden werde.

Es begann dunkel zu werden, als der Wagen, den er an der Station genommen, an der bekannten Thüre verfuhr. Als er begierig an dem alten Hause emporblickte, befiel ihn ein großer Schrecken. Alle Vorhänge waren an diesem schönen Sommerabend herabgelassen. Sein erster Gedanke war an seinen Vater, sein erster Gedanke hatte das Wahre getroffen. Sein Vater war todt.

Der alte Hausverwalter öffnete die Thüre und empfing seinen neuen Gebieter mit einem feierlichen Gesicht — mit einem Gesicht, in welchem sich ein wahrer Schmerz ausdrückte, denn der Mann hatte seinen vieljährigen Brodherrn wirklich geliebt.

»Es gab niemals einen bessern Gebieter, niemals einen bessern Menschen,« sagte er schluchzend. »Ja, Mr. Philip, wir haben ihn

verloren. Er fiel nach dem Frühstück in Ohnmacht, obschon er seine Zeitung gelesen hatte und Alles ganz so wie sonst war und er konnte kein Wort mehr sprechen, der arme liebe Gentleman. Es waren vier Aerzte zu gleicher Zeit bei ihm, denn Miß Paroldi wollte nicht daran glauben, daß keine Hoffnung mehr sei; aber sie konnten nichts für ihn thun. Wir haben vorgestern Abends ein Telegramm an Sie nach Sheffield abgesendet. Sie erhielten es doch, Sir?«

»Nein, ich habe Sheffield bereits in der vorigen Woche verlassen. Ich komme direct von Hall. Lassen Sie mich nach seinem Zimmer gehen, Jackson; ich möchte ihn sogleich sehen.«

»Er sieht so ruhig aus, wie ein schlafendes Kind, Gott segne ihn! Ich bin sehr froh, daß Sie nach Hause gekommen sind, Sir. Es gibt Allerlei wegen des Begräbnisses anzuordnen, was wir nicht ohne Sie thun konnten.«

Philip ging die Treppe hinauf nach dem Todtengemach, einem langen, mit Eichenholz getäfelten Zimmer, mit vier schmalen Fenstern, das düster genug war, selbst wenn es von den Lebenden bewohnt wurde. Er hatte bisher kaum gewußt, wie sehr er seinen Vater liebte oder Welch ein harter Schlag sein Scheiden für ihn sein würde. Für den Augenblick war selbst das Bild von Katharina aus seiner Seele verschwunden. Er blieb eine lange Zeit, fast eine Stunde, in diesem verdunkelten Gemach und dann ging er langsam die Treppe hinunter. Der Tag war nach nicht ganz zu Ende, obschon bereits die ersten Sterne durch das Treppenfenster hereinschienen, als er hinabstieg.

Im Vorplatze verbreitete eine Lampe ein schwaches Licht. Katharina kam aus dem Wohnzimmer, sehr blaß und in Schwarz gekleidet; es war eines ihrer schwarzen Gewänder, die sie für ihre Mutter getragen hatte. Sie reichte ihm die Hand, ihn mit ernstem, mit mitleidsvollem Gesichte anblickend.

»Es thut mir so leid um Sie, Cousin Philip,« sagte sie, »und es thut mir so leid um meiner selbst willen. Ich habe ihn so sehr geliebt. Ich hatte aber auch Ursache, ihn zu lieben,« setzte sie hinzu, in Weinen ausbrechend.

Sie traten in das Zimmer, wo sie schweigend beisammen saßen,

bis es sehr spät wurde, nur zuweilen einige Worte wechselnd.

Zwei Tage später fand das Leichenbegängniß statt, eine stattliche Ceremonie, denn Philip Rayner wählte diese conventionelle Art, seine Achtung für den Todten auszudrücken, als die einzige Weise, in der er in den Augen der Welt, in der sein Vater gelebt hatte, dieses Gefühl darlegen konnte.

Mit tiefer Traurigkeit in seinem Herzen fuhr er nach Hause, als Alles vorüber und das traurige Werk des Tags vollbracht war. Nein, es war noch nicht Alles vorüber. Es mußte auch noch das Testament eröffnet werden, eine Ceremonie, welche nichts als eine bloße Förmlichkeit war, denn Samuel Rayner hatte nur wenige Verwandte und diese waren mit Ausnahme von Katharina Paroldi, sämmtlich reiche Kaufleute in entfernten Colonien. Das Testament war ein altes, von sechs Jahren her datirt und sehr einfach abgefaßt. Der alte Mann hinterließ jedem seiner Diener einen Jahresgehalt, ein kleines Legat dem Arzt, der ihn seit dreißig Jahren behandelt hatte und den Rest des Vermögens seinem einzigen Sohne. Der Name von Katharina Paroldi war nicht erwähnt. Bei der Entwerfung des Testaments hatte Samuel Rayner noch nichts von dem Dasein des Mädchens gewußt und einen Nachtrag enthielt es nicht.

Nach der Ansicht Philips war dies von sehr geringem Belang. Alles, was er besaß, würde ja doch auch Katharina gehören. Es war jetzt an der Zeit, sich offen auszusprechen. Das liebe Mädchen durfte keine Stunde über die Sicherheit ihrer Stellung im Zweifel gelassen werden. Er wollte noch diesen Abend mit ihr sprechen. Es lag keine Unschicklichkeit, kein Mangel an Achtung für den Todten in diesem Schritt. Philip glaubte, daß seine Heirath mit Katharina der Herzenswunsch seines Vaters gewesen sei. Der alte Mann mußte ihre Verbindung vorausgesehen haben, sonst hätte er gewiß die Tochter von Katharina Marfy nicht in gänzlicher Armuth zurückgelassen.

Die Cousins saßen diesen Abend nach dem Diner, von dem Keiner von ihnen etwas ungerührt hatte, allein beisammen. Es war ein warmer Sommerabend und das schwache Summen des abnehmenden Citylebens drang durch die offenen Fenster zu ihnen

herein. Das alte Haus hatte das Aussehen jener tiefen Stille, die den Wohnungen in der City an schönen Sommerabenden, wo Jedermann sich nach der frischen Luft der Hügel und nach dem grünen Laube der Bäume sehnt, eigen zu sein pflegt. Philip hatte jedoch an diesem Abend keine solche Sehnsucht. Ihm war das dunkle eichengetäfelte Zimmer ein Paradies. Er vergaß, daß er seinen guten alten Vater diesen Tag ins Grab gelegt hatte. Er konnte an nichts denken, als an Katharinas gedankenvolles Gesicht, wie sie an dem offenen Fenster saß, wo die Strahlen der untergehenden Sonne auf ihr Antlitz schienen, wie an dem Abend, wo er sie geküßt hatte. Die Worte, die er sich zu sprechen vornahm, kamen ihm nicht leicht an. Er liebte sie zu sehr, um übermäßig kühn zu sein. Aber in dieser letzten glücklichen Stunde seiner Jugend war kein Schatten von Zweifel in seiner Seele. Er hatte niemals an die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort von Seite Katharinas gedacht; er hatte nie daran gedacht, daß er einen Nebenbuhler haben könne; er hatte nie daran gezweifelt, daß sie ihn liebe. In gutem Glauben hatte er ihre dankbare und schwesterliche Zuneigung für Liebe genommen. Er scheute sich bloß, daß er erst so spät seine Bewerbung vorbrachte, das war Alles.

»Katharina,« sagte er endlich, seinen Stuhl näher zu dem ihrigen rückend, »ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Sie hatte bisher fleißig gearbeitet; sie legte aber jetzt ihre Stickerei weg und kehrte ihm ihr ruhiges gedankenvolles Gesicht zu.«

»Und ich habe ebenfalls mit Ihnen zu sprechen, Cousin,« antwortete sie plötzlich roth wie eine Rose werdend. »Ich hatte Ihnen in den letzten drei Tagen etwas zu sagen, aber ich habe nicht den Muth dazu gehabt. Und doch weiß ich, wie gut Sie sind und daß nichts in der Welt Sie unfreundlich gegen mich machen könnte.«

»Gewiß nicht, Katharina. Unfreundlich gegen Sie, Katharina? Wie könnte ich jemals das werden?«

»Allerdings nicht und eben deshalb war es so thöricht von mir, daß ich mich scheute, offen mit Ihnen zu sprechen. Ich denke« Sie müssen wissen, wie glücklich und friedlich mein Leben in diesem lieben alten Hause gewesen ist, Cousin Philip, und wie dankbar ich

Ihnen und Ihrem theuren Vater für alle Ihre Güte gegen mich sein muß, aber — aber — wir sind Beide jung und es würde sich nicht für uns passen, hier für immer beisammen zu leben. Die Leute würden es für ungehörig halten. Mrs. Dorking hat mir dies vor einem oder zwei Tagen gesagt und am Abend nach Cousin Samuels Tod hatte ich einen Antrag für eine neue Heimath. Halten Sie mich nicht für undankbar und denken Sie nicht, daß es mir nur darum zu thun ist, von Ihnen fortzukommen, Cousin Philip. Ich kann mir nicht denken, daß eine Schwester ihren Bruder mehr liebt, als ich Sie liebe; aber ich muß gehen — Jedermann sagt das.«

Sie blickte ihn ein wenig ängstlich an, während das Erröthen langsam von ihrem lieblichen Gesicht verschwand.

»Eure neue Heimath! Weshalb sollten Sie fortgehen, Katharina? Was brauchen Sie sich darum zu bekümmern ob uns irgend ein boshafter Thor verläumdet? Es ist kaum möglich, daß die Bosheit so weit geht und es kann uns so wenig daran liegen, denn,« — Und dann rief er, ohne den Satz zu beendigen aus: »Der Antrag einer neuen Heimath, Katharina? Welcher Heimath?«

»Mrs. Tolson — Georges Mutter — hat mich ersucht, bei ihr zu wohnen, bis — bis ich verheirathet bin.«

Sie erröthete jetzt wieder und die schweren Augenlider senkten sich auf die herrlichen dunkeln Augen nieder.

»Bis Sie verheirathet sind?«

»Ja, Cousin Philip. Ich hätte es Ihnen vielleicht früher sagen sollen, aber es geschah so lange Sie abwesend waren und es kam mir so abgeschmackt vor, darüber zu schreiben. George Tolson hat mich um meine Hand gebeten und — und ich liebe ihn so sehr — und wir werden uns in einem oder zwei Monaten verheirathen. Wir werden natürlich nicht reich sein, denn George hat seine Mutter zu unterhalten — das ist seine erste Pflicht — aber wir können auch glücklich mit wenig leben, wir lieben einander so innig.«

Die Todtenblässe, welche das Gesicht ihres Consins überzog, that plötzlich ihrem unschuldigen Bekenntniß Einhalt.

»Cousin, lieber Consin Philip,« rief sie »Sie sind doch nicht böse?«

»Böse!« rief der junge Mann, »Sie haben mein Herz gebrochen! Wie, wußten Sie nicht, daß ich Sie geliebt habe? Wußten Sie nicht, daß alle meine Hoffnung auf Ihre Liebe gebaut war? Als ich Sie am Abend meiner Abreise küßte, wenn Sie vorher noch Zweifel gehabt hatten« konnten Sie da noch daran zweifeln, was ich für Sie fühlte?«

»Ich dachte es sei nur der Kuß eines Cousins. Wir waren ja wie Bruder und Schwester. Ich habe mir niemals träumen lassen, daß Sie eine andere Liebe für mich hegten als für eine Schwester.«

»Natürlich!« rief Philip Rayner mit bitterem Gelächter. »Was ist leichter gesagt als das? Und er, der Schurke, der Verräther, der falsche Freund, den ich in dieses Haus gebracht, der niederträchtige Schuft, der als Bettler in unsere Firma kam — auch er mußte hinter meinem Rücken heranschleichen und Sie wegstehlen.«

»Halten Sie ein, Philip, ich kann diese Dinge nicht über ihn anhören. Welches Recht hatte er zur Annahme, daß Sie mich liebten? Es ist zu grausam, zu ungerecht; lieber Consin, seien Sie vernünftig, — kommen Sie zu sich selbst. Was ich auch gegen Sie gefehlt habe, es ist ans Unwissenheit geschehen. Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein, niemals aufhören, Gefühle der Zuneigung für Sie zu hegen. Seien Sie edelthüchtig, Cousin Philip, sagen Sie, daß Sie mir vergeben wollen.«

»Ihnen vergeben!« rief der Mann in blinder Wuth. »Bis ans Ende meines Lebens — und sollte ich hundert Jahre alt werden — werde ich nie mehr ein Wort mit Ihnen sprechen! Ich bitte Gott, daß ich Ihr Gesicht niemals mehr zu sehen bekomme.«

Und mit diesen Worten auf den Lippen ging er aus dem Zimmer, verließ sie mit dem finstern Entschluß, diese Beiden, die ihn so schwer verletzt hatten, bis ans Ende seiner Tage zu hassen.

Er verließ sogleich das Haus und irrte die ganze Nacht hindurch in der einsamsten Umgebung der City umher, mit einem Fieber im Gehirn, ohne ein Gefühl der Ermüdung, selbst ohne Bewußtsein von der Scene um ihn her.

Die Sommersonne schien bereits hell, als er nach Hause zurückkehrte, seine Kleider weiß vom Staub und vom Nachthau befleckt, sein Gesicht blaß und hohläugig. Er wusch sich und

wechselte seine Kleider mit einem halb mechanischen Gefühl des Schicklichen und dann ging er in das Wohnzimmer hinunter, das ihm noch vor Kurzem ein so angenehmes häusliches Gemach erschienen hatte. Der einsame Frühstückstisch war nur für eine Person gedeckt und statt der Anwesenheit von Katharina Paroldi, war ein kleines Billet von ihr da, an Philip Rayner adressirt — ein zartes kleines Briefchen, worin sie ihn wiederholt ihrer Dankbarkeit für seine Güte gegen eine verlassene Waise versicherte, ihn nochmals bat, edelmüthig zu sein und Verzeihung zu üben, und ihm sagte, wie er auch gegen sie handeln möge, sie selbst werde niemals aufhören, seine dankbare und liebende Katharina zu sein.

Er las den Brief dreimal mit einem wilden gierigen Ausdruck in seinem Gesicht, mit einem Gemisch von Haß und Liebe, dann ballte er ihn zusammen und warf ihn in den leeren Kamin. Nachdem er dies gethan hatte, beschloß er sein Leben nach einem neuen Plane zu beginnen, das falsche Mädchen sich aus dem Sinn zu schlagen und alle seine Energie und alle seine Gedanken dem Geschäfte zu widmen.

Der erste Brief, den er schrieb, als er sich zum erstenmal seit seiner Reise wieder an den Schreibtisch in seinem Comptoir setzte, war an George Tolson gerichtet, ihn benachrichtigend, daß seine Dienste nicht länger gewünscht würden und daß, falls er eine Geldentschädigung der gewöhnlichen Kündigungsfrist vorziehe, dies dem Gefühle seines gehorsamen Dieners Philip Rayner angenehmer sein würde.

Die Antwort darauf erfolgte rasch genug. Sie erklärte dem neuen Chef, daß Mr. Tolson weder eine Kündigung, noch eine Entschädigung beanspruche und daß er das Comptoir bei Ablieferung seines Briefs an Mr. Rayner bereits für immer verlassen habe.

»Er wird wahrscheinlich eine andere Stelle finden,« sagte Philip zu sich, »denn der Schurke ist geschickt und gescheidt. Er hatte bei uns 150 Pfd. des Jahrs; so viel wird er kaum anderwärts erhalten. Im besten Falle ist es nur ein anständiges Bettlerleben, ein Kampf um die bloße Existenz. Und was gibt es, das ich ihr verweigert hätte,

wenn sie mein Weib geworden wäre? Ich bin überzeugt, daß sie zuweilen daran denken wird.«

In wie fern es Philip gelang, das Bild des Mädchens, das er so sehr geliebt, aus dem Herzen zu verbannen, war ihm nur allein bekannt. Von der Stunde an, wo er sie am Abend der Bestattung seines Vaters verließ, nannte er ihren Namen nicht mehr. Welche Neugierde er auch in Bezug auf ihr Schicksal gefühlt haben mochte, er verschloß sie in seiner eigenen Brust, keinen Versuch machend, ihren Aufenthalt zu erfahren.

Es war von dieser Zeit an, daß er von sich als einem guten Hasser sprach. Er hegte eine Art von düsterem Stolz auf seinen Haß gegen George Tolson und Katharina Paroldi. Und doch würde er sich selbst, wie wir bereits gesagt, einen guten Christen genannt haben. Er war stets ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen; aber seit seiner Enttäuschung widmete er sich den trockenen Arbeiten des täglichen Lebens mit neuer Energie. Sein Vater hatte ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, das er mit jedem Jahre noch vermehrte, während seine Ausgaben sich verminderten. Der alte treue Hausverwalter hatte sich mit seinen Ersparungen und dem Legat, das ihm sein verstorbener Herr vermacht, ins Privatleben zurückgezogen und Philip machte keinen Versuch, ihn zu ersetzen. Seine ganze Bedienung bestand jetzt aus der alten Haushälterin und einer der sauertöpfigen mittelalterlichen Mägde. Er war mit dieser Verringerung seines Haushalts vollkommen zufrieden. Es wurde dadurch Geld gespart und die Vermehrung seines Reichthums gewährte ihm eine Art grimmiger Genugthuung.

Die Jahre vergingen und er lebte ohne Veränderung irgend einer Art in dem alten langweiligen Cityhouse dahin. Freunde hatte er keine. Der einzige Mann, mit dem er jemals einen vertrauten Umgang gepflogen, war George Tolson. Bekannte hatte er natürlich in Geschäftssachen — Leute, die eine günstige Meinung von ihm hegten und ihn gerne als Gast in ihren Häusern gesehen hätten, aber er lehnte alle Einladungen ab. Die düstere Einsamkeit seines alten Hauses sagte seiner düstern Stimmung am besten zu. Die Leute fragten ihn zuweilen, warum er sich nicht eine Villa in einer der

Vorstädte kaufe und mehr im Einklang mit seinem Vermögen lebe. Er antwortete ihnen stets mit demselben traurigen Lächeln, daß das Landleben keinen Reiz für ihn habe, er sei zu sehr an London gewöhnt und er liebe es.

So führte er das Leben fort, kaufend und verkaufend und täglich reicher werdend; jeden Tag in dasselbe einsame Gemach heimkehrend, allein spärlich essend und trinkend; die langen Abende mit einem unbenützten Buch vor sich auf dem Tisch in gänzlicher Abgeschlossenheit zubringend, oder allein die bekannten Straßen der Stadt und Vorstädte durchwandernd, wie er es früher in Gesellschaft von George Tolson gethan hatte und in Bezug auf irgend ein Vergnügen oder auf eine Abwechslung im Leben hätte man ihn recht wohl mit einem elenden Galeerensklaven vergleichen können, der unter der südlichen Sonne von Frankreich sein hartes Tagewerk verrichten muß. So gingen die Jahre hin und brachten ihm keine Kunde von Denjenigen, die er haßte, keine Veränderung in seinem eigenen einförmigen Leben. »Es war zehn Jahre, nachdem sie sein Haus verlassen, als er Katharina Paroldi, oder wie sie jetzt genannt wurde, Katharina Tolson zuerst wiedersah. Sie streifte an einem Winterabend bei einbrechender Dunkelheit in einer der belebtesten Citystraßen an ihm vorbei, eine große schlanke Gestalt, in Schwarz gekleidet, mit großen dunkeln Augen und einem abgezehrten Gesicht. Erst als sie einige Augenblicke an ihm vorüber war, fühlte er an dem schnelleren Schlage seines Herzens, wer es war, die ihm so nahe gewesen. Er kehrte sich um und wäre ihr gern gefolgt, getrieben durch eine seltsame Neugierde, die Umstände ihres Lebens kennen zu lernen; aber sie hatte sich bereits in der Menge verloren.

Gütiger Himmel, wie verfolgte ihn ihr Gesicht nach diesem Novemberabend! Sie war arm, ein einziger Blick in ihr abgehärmtes Gesicht hatte ihn davon überzeugt — arm und sorgenvoll, allein in der Citystraße von der Menge herumgestoßen, nach irgend einem schmutzigen Zufluchtsort, ihrer Heimstätte eilend, sie, für die das Leben ein einziger heiterer Feiertag gewesen wäre, wenn sie sein Weib hätte werden wollen. Er lachte laut bei dem Gedanken an

seinen Reichthum und die Heimstätte, die er ihr hätte geben können. Nicht jenes düstere Cityhaus, das gut genug für ihn war, sondern einen Vorstadtpalast in einem Feenland von Gärten, Equipagen, Lakaien und Diamanten um die blasse Stirne zu krönen. O Gott, wie ganz anders wäre das Leben für Beide gewesen, wenn sie ihn nur geliebt hätte! Er haßte sie mit doppeltem Hasse bei dem Gedanken, was sie Beide verloren hatten, haßte sie ebenso sehr für das Elend, das sie sich, wie ihm bereitet hatte.

Zu Hause angelangt, nahm er sein Bankbuch heraus und zählte die Tausende, die er in den Fonds angelegt hatte. Seit er es das letztemal in der Hand gehabt, waren ein paar Tausende mehr hinzugekommen. Ein paar Tausend Pfund und dieses arme abgemagerte Gesicht von ihr hatte ausgesehen, als ob eine Zehn-Pfundnote eine Wohlthat für sie sein würde.

»Ich habe nie geglaubt, daß George Tolson sein Glück im Leben machen würde,« sagte Philip Rayner diesen Abend zu sich, »er war zu flüchtig dafür. Gescheit ist er, das gebe ich zu, aber von jener Art oberflächlicher Gescheidtheit, die einem Mann selten dazu verhilft, ein Vermögen zu erwerben.«

Von dieser Zeit an stand ihm das Gesicht, das er an jenem Abend einen Augenblick in der belebten Citystraße gesehen, immer vor Augen. Es hatte ihn in seiner jungfräulichen Grazie und Schönheit verfolgt und verfolgte ihn jetzt wie der traurige Schatten einer wandernden Seele im Hades und dennoch sagte er sich noch immer, daß er sie hasse. Was konnte ihn ihre Armuth kümmern? Wenn sie auch vor ihm, um Hilfe flehend, auf den Knien läge, so würde er doch so taub wie Stein gegen ihre Bitten sein. Sie hatte für sich gewählt, sie mußte nun auch die Folgen davon tragen.

Es war hierauf mehr als ein Jahr vergangen, als er den Mann wiedersah, der einst sein Freund gewesen — George Tolson. Die beiden Männer begegneten einander an einer dunkeln Straßenecke in der Nähe der Börse, Philip von einem angenehmen Besuch bei seinem Mäkler zurückkehrend, der andere plötzlich aus einem Wirthshause heraustretend, eine hagere armselige Gestalt mit einem abgemagertem unrasirten Gesicht.

Eine schwache Röthe überflog das sorgenvolle Antlitz, als der Mann den Sohn seines früheren Brodherrn erkannte und er machte Miene, als ob er mit ihm sprechen wollte; aber Philip Rayner eilte, so schnell er konnte, an ihm vorüber, sehr blaß und mit einem finstern, fast drohenden Gesicht. Nein, es war nichts als Haß für diesen Mann in seinem Herzen. George Tolson sah ihm einen Augenblick unentschlossen nach, dann stieß er einen schweren Seufzer aus und ging langsam weiter. Welche unbestimmte Hoffnung ihn auch dazu getrieben hatte, sich diesem einstigen Freunde zu nähern, sie erstarb sofort beim Anblick dieses blassen zornigen Gesichts.

So verlor Philip Rayner zweimal die Gelegenheit, das Schicksal dieser zwei Personen kennen zu lernen, die ihm einst so theuer gewesen.

Und doch gab es Zeiten, wo er die Welt darum gegeben hatte, etwas Näheres über ihr Schicksal zu erfahren; ob sie den Becher des Mißgeschicks bis auf die Hefe geleert, und ob Katharina das Opfer, das sie gebracht, bereute. Er mochte thun, was er wollte, er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen. Die Betrachtung seines eigenen Wohlstands war angenehm genug, aber ihr trauriges Gesicht drängte sich zwischen ihn und das Bild des goldenen Kalbes, das er sich auf den Altar gestellt. Bedauerte er sie? Nein, gewiß nicht. Er bestand nicht aus dem Stoff, um eine solche Beleidigung zu vergeben. Er war ein guter Hasser.

Ein weiteres Jahr war vergangen und Philip Rayner hatte sein vierzigstes Jahr erreicht. Es war sein Geburtstag, ein düsterer, sonnenloser Tag, spät im Oktober, mit einem scharfen Ostwind, der den ganzen Tag über blies. Ein Geburtstag ist stets ein trauriges Ereigniß für einen Mann in höheren Jahren, der allein in der Welt steht. Niemand hatte für Philip Rayner bei diesem neuen Abschnitt in seinem Leben einen Glückwunsch, nicht einmal seine Diener, denn er hatte sich längst alles Ceremoniel an diesen Tagen verbeten und keine Flasche Wein wurde in der Küche geöffnet, um die Gesundheit des Gebieters zu trinken. Er war ein Mann, der sich rühmte, daß er längst alle Sentimentalität abgeschworen habe und dennoch berührte ihn seine Einsamkeit, seine gänzliche Isolirung gerade an

diesem Tage ein wenig schmerzlich. Und es würde in allen den kommenden Jahren ganz ebenso sein. Er besaß keinen einzigen Freund in der Welt. Er konnte noch vierzig solcher Geburtstage erleben in demselben düsteren, alten Hause, in derselben todtenartigen Stille und Einsamkeit. Zum erstenmale kamen ihm diese dunkeln, getäfelten Wände schrecklich vor. Sie schienen ihn wie die Mauern eines Kerkergewölbes zu umschließen. Er sprang in einem plötzlichen Ausbruch von Verzweiflung von seinem Sitz am Kamin auf und eilte aus dem Hause. Als er sich einmal in der freien Luft befand, war es ihm ziemlich gleichgültig, wohin er ging. Die Uhren schlugen Sieben, die Geschäfte des Tages waren größtentheils vorüber und das Leben in den Straßen begann allmählig abzunehmen. Er durchschritt mehrere Straßen, unbekümmert, wohin er ging, bis er sich in einem öden Winkel einer der äußersten Vorstädte befand.

Die Besichtigung dieser schmutzigen Straßen gewährte Philip Rayner ein gewisses Vergnügen. Wahrscheinlich war es ihm angenehm, den Schmutz und das Elend, das hier überall vorherrschte, mit seiner günstigen Lage zu vergleichen. Wenn er Niemand hatte, der ihn zu seinem Geburtstag begrüßte, so konnte er sich wenigstens selbst über seinen Reichthum beglückwünschen.

Er wunderte sich nur, wie die Menschen in dieser Gegend ihr Dasein zu ertragen vermochten. Jedenfalls waren sie nicht vereinsamt. Wohin er einen Blick in ein erleuchtetes Gemach that, sah er eine Familiengruppe versammelt. Er hörte da und dort durch die offenen Thüren Kinderstimmen, oder Frauen vor den Häusern mit einander schwatzen. Diese unglücklichen Geschöpfe schienen trotz ihres Elends fast glücklich. Er ärgerte sich bei dem Gedanken, daß dies wirklich der Fall sein könne, daß so wenig zum Glück nothwendig sei und daß er es trotzdem verfehlt habe.

Er wandte sich darauf in eine dunklere und einsamere Straße, als die übrigen, wo es viele leere Häuser gab und die Verödung größer war, als er sie anderwärts gesehen hatte. Indeß waren die Häuser besser und größer als diejenigen in der Nachbarschaft.

Hier war Alles so still, daß Philip Rayner auf der andern Seite der

Straße das unterdrückte Schluchzen eines Kindes vernehmen konnte, welches mit gefalteten Händen auf Etwas am Boden niederblickte, ein kleines Bild der Verzweiflung. Er war im Allgemeinen kein hartherziger Mann und er konnte den Schmerz eines Kindes nicht ganz ohne Bewegung mit ansehen. Rasch ging er über die Straße zu dem Kinde. Es war ein kleines zartes Mädchen, dessen Aussehen bei aller Aermlichkeit einen bessern Stand verrieth, mit einem blassen intelligenten Gesicht, ein Mädchen, das im Alter zwischen acht und zwölf Jahren stehen mochte.

»Was hast Du, mein Kind?« fragte Philip freundlich.

»Die Arznei, Sir, die Arznei für Mama,« antwortete das Mädchen, noch immer auf den Boden blickend, wo Philip nun die Ueberreste eines zerbrocheneu Glases wahrnahm. »Sie ist sehr theuer. Ich hatte sie aus der Apotheke zu holen und sie schlüpfte mir aus der Hand, gerade als ich in der Nähe unseres Hauses war und ich habe mich doch so sehr in Acht genommen. O Himmel, was soll ich jetzt anfangen?«

»Natürlich aufhören zu weinen, meine kleine Maid und eine andere Flasche Arznei holen. Das ist das Beste, was geschehen kann.«

»Aber des Geld, Sir. Jch sentesetche Dinge nicht sagen; aber es war das letzte, das sich im Hause befand. Es ist keines mehr da. Mama wird ohne Arznei bleiben und sie ist so sehr, so sehr krank.«

»Das soll sie nicht meine Kleine. Komm mit mir zum Apotheker und ich will hinreichend Geld für ihn finden.«

»O, wollen Sie wirklich, Sir? Wie gut, wie sehr gut von Ihnen!«

Das Mädchen faltete die Hände und sah mit entzücktem Blicke zu ihm empor. Sie standen gerade unter einer einsamen Gaslampe. Was lag in dem Gesicht der, Kleinen, das ihn plötzlich so erregte? Etwas, ein Blick, ein Zug, der ihn an ein anderes Gesicht erinnerte, das ihn jetzt selten verließ. Und doch bestand keine besondere Aehnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern. Die Augen des Mädchens waren blau, sein Haar hellbraun. Nur im Ausdruck konnte es Aehnlichkeit mit Katharina Paroldi haben. Aber der Ausdruck war vorhanden — ein flehender, mitleiderregender, der ihm geradezu

zum Herzen drang. Und er hatte keinen Grund, sich gegen dieses Kind zu stählen. Er konnte dem launischen Gefühl nachhängen, das jenes unbestimmte Etwas in ihren Zügen erweckt hatte. Er konnte gütig gegen dieses arme Mädchen sein, ohne daß er seinem Hasse etwas zu vergeben brauchte.

Es war ein ziemlich langer Gang nach der Hauptstraße, wo der Apotheker wohnte und er hatte Zeit genug, das kleine Wesen zu studieren, das so geduldig neben ihm herging, zu ihm emporblickte und alle seine Fragen mit einer sanften Dankbarkeit beantwortete, die ihn tief ergriff. Was er dagegen that, war ja so unbedeutend; der Betrag belief sich höchstens auf ein paar Schillinge. Wie verlassen mußten die Armen sein, wenn ein so geringer Dienst von ihnen so hoch angeschlagen wurde.

Das Mädchen war elf Jahre alt, das älteste der Familie. Es waren noch drei andere Kleine zu Hause, zwei Mädchen und ein Knabe. Papas Name war Turner. Er war sehr unglücklich, konnte keine Stelle in der City erlangen und verdiente jetzt ein wenig dadurch, daß er für eine obscure Zeitung schrieb. Er sei sehr geschickt, sagte das Kind, aber nicht so gut wie Mama. Und die arme Mama habe all die Sorge und den Kummer so schwer gefühlt, daß sie sehr krank geworden sei. Es sei ihr Herz, sagte der Arzt.

Alles dies erzählte ihm das kleine Mädchen mit kindlicher Offenheit und zugleich mit einem Tone, welcher bewies, daß harte Erfahrung das Kind älter gemacht hatte, als seine Jahre waren. Sie fanden die Apotheke noch offen, ließen die Arznei bereiten und dann begleitete Philip Rayner das kleine Mädchen, das er nicht ohne Schutz durch die einsamen Straßen gehen lassen wollte, nach ihrem Hause zurück. Sie bat ihn zwar, sich ihretwegen nicht zu bemühen. Sie sei ganz daran gewöhnt, so spät noch auswärts zu sein, sagte sie; aber er wollte sich nicht abweisen lassen und er ging mit ihr nach Hause, getrieben durch eine seltsame Neugierde, den Ort zu sehen, wo sie lebte.

Die Kleine führte ihn in das Wohnzimmer, ein kahles ärmliches Gemach, obschon es reinlich war und man offenbar den Versuch gemacht hatte, ihm einiger Maßen ein behagliches Aussehen zu

geben. Die spärlichen Möbel waren von der kläglichsten Beschaffenheit — »ein alter lahmer Tisch und ein paar schadhafte Rohrstühle. Das war Alles. Eine ungekämmte Magd, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, kam, als sie eintraten, aus einem Nebenzimmer hervor, mit einer Talgkerze in der Hand, bei dessen schwachem Lichte Philip Rayner seine erste Umschau in dem Gemache hielt. Es schien, als ob die Kleine seine Gedanken bei diesem Blicke errathen hatte.

»Es sind nicht unsere Möbel,« sagte sie. »Diese sind uns vor länger als einem Monat zur Bezahlung der Miethe abgepfändet worden. Einige gute Nachbarn haben uns diese Dinge geliehen und der Hausherr läßt uns hier wohnen, bis das Haus vermietet wird. Wenn dies geschieht, müssen wir ausziehen.«

»Wie lange sind Sie ausgeblieben, Miß Mary,« rief das Hausmädchen, den unbekanntem Besucher neugierig betrachtend. »Ihre Mutter hatte Angst um Sie.«

»Ich hatte ein Unglück mit der Arznei, Sally. Ohne die Güte dieses Gentleman hätte ich gar keine mitbringen können.«

Das ungekämmte Dienstmädchen, das offenbar weichherziger Natur war, erhob die Hände und blickte den Fremden mit sichtbarer Bewunderung an.

»Gott weiß es, Sie haben nicht viele Freunde, armes Kind,« sagte sie. »Es ist gut, wenn Jemand sich ihrer annimmt.«

»Und, Mama?« fragte das kleine Mädchen lebhaft. »War sie besser, während ich fort war?«

»Sie ist sehr ruhig,« antwortete die Dienerin ausweichend; »aber Sie wissen ja, daß sie immer so ist. Klagen kommen nie über ihre Lippen.«

»Und haben die Kinder geschlafen?«

»Wie die Ratten, Miß Mary. Ich wünschte nur, Sie wären auch im Bette bei ihnen, wie Sie es in Ihrem Alter sein sollten.«

»Ja,« erwiderte Philip, »es ist spät für dieses arme Kind und es scheint ein gebrechliches kleines Wesen zu sein.«

»Ah, Sir,« antwortete die Dienerin mit einem Seufzer, »wenn Sie

wüßten, was das Kind auszustehen hat, wie geduldig es ist und was es für einen Kopf besitzt, über seine Jahre hinaus! Und was mich betrifft, so habe ich seit sechs Monaten keinen Pfennig Lohn, wohl aber harte Worte vom Herrn erhalten, wenn er in übler Laune war. Aber ich habe nicht das Herz, *sie* zu verlassen.«

»Nein, nein, liebe Sally,« Sie können mich nicht verlassen,« sagte das Kind, sie umfassend.

Philip Rayner blickte die Beiden an und wunderte sich über diesen neuen Einblick in das Leben. Das Kind war in Mitte ihrer Armuth eine solche kleine Lady, es zeigte viel Anmuth und Feinheit in seinem Benehmen, daß er sich mehr für dasselbe interessirte, als er es bei einem Wesen, das ihm so fern stand, für möglich gehalten hätte. Eil-saß da und betrachtete die Kleine, bei sich erwägend, was er thun könne, um ihr nützlich zu sein.

»Ich werde morgen wiederkommen, Miß Turner,« sagte er, »um mich nach Ihrer Mama zu erkundigen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»O nein, nein, wirklich nicht; ich bin Ihnen so dankbar.«

Dann verließ er das Haus, dem Dienstmädchen, das ihm die Treppe hinableuchtete, einen halben Sovereign in die Hand drückend. Er hielt es für wahrscheinlich, daß Etwas, was er, der Dienerin gab, der ganzen Familie zu gut komme und er hätte nicht um die Welt, der Kleinen Geld anbieten mögen, obgleich sie so offen ihre Armuth bekannt hatte.

Als es am folgenden Abend zu dunkeln begann, fuhr er in einem Cab nach dem Hause, allerlei kleine Leckerbissen mit sich nehmend, von denen er glaubte, daß sie der Kranken zuträglich sein könnten — einen Korb, der ein halbes Dutzend Flaschen ausgewählten Weins aus seinem Keller enthielt, einige köstliche Warmhaustrauben, ein Packet feinsten Thees und einige Büchsen mit conservirter Fleischbrühe. Das Gefühl, persönlich etwas für das Wohlergehen seines Nebenmenschen zu thun, war ihm etwas ganz Neues und es schien seinem Leben einen frischen Impuls zu geben. Wahrscheinlich hatte er die gänzliche Vereinsamung und Nutzlosigkeit desselben mehr gefühlt, als er sich selbst

eingestanden.

Er begnügte sich aber noch nicht damit, der Kranken diese Gegenstände zu bringen, sondern kaufte auch noch auf dem Wege ein nettes Arbeitskästchen für seinen kleinen Liebling. Es mochte ihr vielleicht von keinem großen Nutzen sein; aber er war überzeugt, daß es ihr gefallen würde.

Er fand das Wohnzimmer, in dessen Kamin ein kleines Feuer brannte, sehr reinlich und Mary Turner mit einer Nabelarbeit beschäftigt. Er war offenbar erwartet worden und sie erröthete vor Vergnügen, als die Magd ihn als den »fremden Gentleman« anmeldete.

Aber was war dies im Vergleich mit ihrem Entzücken, als sie die Schätze sah, die er ihr mitgebracht hatte. Der Wein —

»O Sir,« rief sie mit gefalteten Händen, »der Arzt hat so oft schon gesagt, daß Mama Wein erhalten sollte; wir konnten ihr aber keinen geben. Sie sind wie ein Engel, der vom Himmel gekommen.«

Und dann die Früchte, große purpurrothe Trauben und der Thee. Die arme Mama liebte den Thee so sehr. Es war das Einzige, was ihr wirklich zusagte und der Thee, den sie in der Nachbarschaft erhielten, war so schlecht und oft hatten sie gar keinen. Wie könne sie ihm jemals genug danken? fragte sie.

»Ich verlange keinen Dank. Es ist ein großes — Vergnügen für mich, Dir diesen kleinen Dienst zu erweisen. Glaube mir, ich würde sehr gerne mehr für Dich thun.«

Und dann gab er Mary ihr Arbeitskästchen und sah, wie sich ihre blauen Augen weit öffneten, während sie die kostbare Perlmutterausstattung und die blaue seidene Polsterung bewunderte.

»Sie hätten mir kein besseres Geschenk machen können,« sagte sie. »Ich habe viel zu arbeiten, denn ich muß alle die Sachen für meine kleine Brüder und Schwestern anfertigen.«

Sie würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn sie gesagt hätte, sie bessere alle die Sachen aus, denn Neues anzufertigen gab es sehr wenig in der Familie.

»Was habe ich gethan, um solche Güte von Ihnen zu verdienen?« rief sie, das offene Arbeitskästchen mit Entzücken betrachtend.

»Du bist ein braves Mädchen und hast Dein Mißgeschick muthig ertragen,« antwortete er.

Sie sah ihn verwundert an. Es kam ihr so seltsam vor, daß sie für das, was ihr eine so natürliche Sache schien, gelobt und belohnt werden sollte.

Bevor er sie verließ, wußte er sich die Adresse des Hanseigenthümers zu verschaffen und suchte ihn noch an demselben Abend, ehe er nach Hause ging, auf. Der Mann war ein Schenkwrith in der Nachbarschaft und theilte Mr. Rayner die Geschichte seiner Miethbewohner bereitwillig genug mit.

Sie hatten sein Haus nahezu zwei Jahre bewohnt und in den ersten zwölf Monaten ihren Miethzins sehr regelmäßig bezahlt. Nachher aber waren sie ganz im Rückstand geblieben, so daß er sich genöthigt sah, ihr Mobiliar verkaufen zu lassen.

»Aber als dies geschehen war, hatte ich nicht das Herz, sie auszuweisen,« sagte der Hauseigenthümer. »Dieses Kind, das älteste Mädchen — nur ein Hauch von einem Geschöpf, aber mit dem Muth einer Frau in ihrem kleinen Körper — bat mich so sehr und die Mutter war krank und ich ließ sie wohnen. Ich habe bis jetzt noch nicht einmal den Versuch gemacht, das Haus zu vermieten; obschon ich dem Mädchen gesagt habe, daß sie ausziehen müßten, wenn es vermietet sei. Die Mutter ist, wie ich glaube, eine gute Seele und hat wie ein Sklave mit ihrer Nadel gearbeitet. Der Vater ist nicht viel werth, nichts als ein fauler Tagedieb, wie ich glaube. Er war, als sie das Haus mietheten, irgendwo in der City Commis, verlor aber vor etwa einem Jahre seine Stelle und jetzt ist er bei einer Zeitung beschäftigt, wo er nicht viel über einem Pfund die Woche verdient. Da ist freilich keine Aussicht für einen Mann, Schulden zu bezahlen.«

Nein, Philip Rayner mußte bekennen, daß sich mit einem Pfund in der Woche, wenn man für Nahrung und Kleidung einer Familie gesorgt, nicht viel übrig haben könne. Was sollte er für diese Leute thun? Es war zwar eine hübsche Sache, wenn er seiner Theilnahme

für das kleine Mädchen nachhängen wollte; aber er hatte nicht Lust, etwas Abenteuerliches zu thun, oder sich für sein ganzes Leben mit dem Unterhalt einer unbekanntenen, armen Familie zu belasten. Er wünschte klug zu sein und ihnen doch zu helfen.

»Ich glaube nicht, daß Sie für die Länge durch Ihre Güte verlieren werden,« sagte er zu dem Hausbesitzer. »Ich wünschte nicht, daß diese Leute auf die Straße gesetzt werden, wenigstens so lange nicht, als die Mutter krank ist und ich würde Ihnen gerne den Miethzins für ein Vierteljahr, vom heutigen Abend an datirt, vorausbezahlen, um ihnen ein Obdach für drei Monate zu sichern, wobei aber die Frage über die Schuldrückstände unberührt bleiben müßte.«

»Das ist sehr gütig von Ihnen gehandelt,« antwortete der Mann, »und ich bin damit zufrieden.«

So bezahlte ihm Philip Rayner etwas über eine Fünfpfund-Note und ließ sich eine Quittung über die Berichtigung des Miethzinses für ein Vierteljahr geben.

Während er diesen Abend nach Hause fuhr, erinnerte er sich einer Anzahl abgedankter Möbel, die in einer Dachkammer seines Hauses aufbewahrt wurden. Sie befanden sich sämtlich noch in gutem Zustand, waren aber altmodisch und verschossen. Am folgenden Morgen in aller Frühe ging er in die Rumpelkammer, um eine Auswahl aus denselben zu treffen und auf seinem Wege nach dem Comptoir beauftragte er einen Fuhrmann, den er öfters in seinem Geschäfte verwendete, die ausgewählten Gegenstände diesen Abend nach der Belvedere-Straße zu bringen; zugleich aber schärfte er dem Mann bei Verlust seiner Kundschaft ein, nicht das Geringste davon verlauten zu lassen, von wem und woher sie kämen.

Als Philip Rayner diesen Abend wieder nach der Belvedere-Straße ging — und es erschien ihm als die natürlichste Sache der Welt dahin zu gehen — fand er, daß das Wohnzimmer mit diesen altmodischen Tischen und Stühlen, die er in der Rumpelkammer ausgesucht, beinahe glänzend hergerichtet war. Mary und die treue Sally waren die ganze Zeit über, seit der Ankunft der Möbel damit beschäftigt gewesen, sie gehörig aufzustellen und zu ordnen.

»Die Vorhänge befinden sich in Mamas Zimmer,« rief Mary. »Sie machen es wohnlicher und halten den Zug ab, der sie früher so sehr belästigt hat. Natürlich kommen die Dinge von Ihnen. Ich habe mich kaum darüber gewundert. Es ist die Geschichte von Aladin und Sie sind der Genius der Lampe.«

Er blieb diesen Abend zwei Stunden oder länger bei ihr, ihr halb kindisches, halb altverständiges Geplauder über die Möbel anhörend. Als er zufällig vernahm, daß Sally gewohnt war, die Abende in Gesellschaft ihrer jungen Gebieterin zuzubringen, da in der Küche kein Feuer brannte, bestand er darauf, daß seine Besuche keine Aenderung in dieser Beziehung bewirken sollten, worauf Sally nach langem Zögern ihren Platz am äußersten Ende des Tisches entnahm.

»Wie Sie sehen, ist Papa des Abends niemals zu Hause,« sagte Mary zur Erklärung dieser Einrichtung. »Er muß jeden Abend im Bureau der Zeitung sein.«

Und dann fuhr sie fort, Philip zu erzählen, wie dankbar ihr Vater für seine Güte sei und wie sehr er wünsche, eine Gelegenheit zu haben, ihm persönlich zu danken — eine Art von Demonstration, der sich Philip Rayner, der in Folge seiner einsamen Gewohnheiten einer der schüchternsten Männer war, so lange als möglich zu entziehen vornahm. Wäre er nicht überzeugt gewesen, daß er Mary allein antreffen würde, so hätte er seine Besuche in der Belvedere Straße sehr bald eingestellt.

Aber Marh war stets allein und er besuchte sie jeden Abend. Er hatte sich sogar bereits Gedanken darüber gemacht, wie es ihm möglich sein werde, seine Abende hinzubringen, wenn er keine Entschuldigung mehr für seine Besuche habe. Selten kam er mit leeren Händen und er entwickelte bei Auswahl seiner Geschenke einen wahren Scharfsinn. Die jüngeren Kinder waren ihm vorgeführt worden und er sorgte für ihre kleinen Bedürfnisse an Spielzeug mit wahrer kindischer Freude. Es war für ihn so etwas ganz Neues, sich für ein menschliches Wesen zu interessiren, etwas ganz Neues, außer sich selbst zu leben. Aber er gab Mary niemals Geld. Er glaubte, wenn er dies thäte, ihre Freundschaft zu entwürdigen.

Dagegen drückte er von Zeit zu Zeit dem Dienstmädchen ein freigebiges Geschenk in die Hand und er konnte an der vermehrten Bequemlichkeit und Ordnung, von allen Dingen im Hause wahrnehmen, daß seine Gaben, wie er richtig vermuthet hatte, für das allgemeine Beste verwendet wurden.

Natürlich hörte er, als seine Vertraulichkeit mit Mary wuchs, ziemlich viel von Mrs. Turner, wie muthig sie ihre Armuth ertragen, wie geduldig sie gearbeitet hatte, bald Musik, bald Singstunden für geringe Entschädigung in einem ärmlichen Stadtviertel gebend, bald mit unausgesetztem Fleiß mit der Nadel arbeitend. Sie sei sehr geschickt, sagte Mary und Papa ebenfalls und doch hätten sie es so schwer gefunden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Er hörte die ganze Geschichte ihrer Krankheit von ihrem hoffnungslosen Darniederliegen bis zu ihrer langsam eintretenden Genesung. Und so verging die Zeit bis Philip Mary länger als einen Monat gekannt hatte und Mrs. Turner kräftig genug war, jeden Tag des Morgens ein wenig aufzustehen, mit der Aussicht, in kurzer Zeit ins Wohnzimmer herabkommen zu können.

»Und wenn sie herabkommt, so werden Sie ihr doch gestatten, daß sie Ihnen danken darf, nicht wahr?« bat das Kind. »Sie werden sie nicht vermeiden, wie Sie Papa vermieden haben?«

Es kam Philip schwer an, Ja zu sagen; aber das Kind schien sein Herz auf die Sache gesetzt zu haben und er konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen.

»Ich bedarf keines Danks,« sagte er, »was ich gethan, habe ich zu meinem eigenen Vergnügen gethan. Aber — aber wenn Du es wirklich wünschest, werde ich Deine Mama mit Vergnügen sehen.«

Während der ganzen Zeit hatte er Mary niemals seinen Namen oder seine Wohnung gesagt und das Kind, geleitet von seinem natürlichen Zartgefühl, hatte auch niemals die geringste Neugierde in dieser Beziehung an den Tag gelegt.

Endlich kam der wichtige Tag. Mama war wohl genug, um den Abend im Wohnzimmer zubringen zu können. Es sollte eine kleine Theepartie zu Ehren des Ereignisses stattfinden und Philip Rayner hatte versprochen, etwas früher zu kommen, um dieser Festlichkeit

beizuwohnen. Zu diesem Behufe mußte er sein Geschäft vor der gewöhnlichen Zeit verlassen und sein Diner eine Stunde früher als sonst einnehmen; aber diese kleinen Opfer waren für ihn von geringem Belang. Er fühlte nichts als eine gewisse Scheu, einer Fremden dargestellt zu werden, der er Wohlthaten erwiesen.

Er fand Mary trotz des kalten Wetters an der Hausthüre seiner harrend. Sie klatschte freudig in die Hände, als sie ihn sah.

»Alles ist bereit,« sagte sie »und das Wohnzimmer sieht so nett aus, daß es Mama gar nicht mehr kennen wird. Sie wird denken, die Feen seien bei uns eingekehrt. Kommen Sie und sehen Sie, Mama ist noch nicht unten, aber sie wird in einigen Minuten kommen.«

Ja, das Zimmer sah wirklich nett und behaglich aus. Es brannte ein helles Feuer im Kamin und in der Nähe desselben stand das Sopha bereit für Mama. Papa war nicht zu Hause. Seine Thätigkeit bei der Zeitung nahm den größten Theil seiner Zeit in Anspruch.

Philip Rayner nahm seinen Sitz da ein, wo Marh ihm denselben anwies, auf dem Ehrenplatz dem Sopha der Kranken gegenüber. Ihr freudiges strahlendes Antlitz bewegte ihn tief. Der Gedanke, daß solche Kleinigkeiten so viel Glück gewähren konnten und daß er selbst dieses Glück verfehlt hatte, kam ihm bei solchen Anlässen jedesmal in den Sinn. Er saß auf dem Platz, den ihm Mary bezeichnet hatte, die Ankunft der Kranken erwartend.

Nach einigen Minuten ließ sich der Ton eines leichten schwachen Schritts auf der Treppe vernehmen, dann wurde die Thüre sanft geöffnet und eine Dame trat herein, groß und schlank und blaß mit großen dunkeln Augen.

Mit einem lauten Ausruf sprang Philip empor:

»Katharina!«

Ja, sie war es, nicht die glänzende Katharina seiner Jugend, sondern die bleiche verwelkte Frau, die in der City an ihm vorbeigestreift war — verwelkt und doch für ihn höchst reizend in dem Verfall ihrer Schönheit — die Frau, die er zu hassen geschworen, deren Gesicht er niemals mehr zu sehen gewünscht.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wankte einige Schritte vorwärts, als ob sie zu seinen Füßen fallen wollte; aber er fing sie in

seinen Armen auf und hielt sie an seiner Brust mit zärtlichem Lächeln auf sie niederblickend.

»Katharina,« sagte er, »erinnern Sie sich noch der Zeit, wo ich Sie zum erstenmale geküßt habe? Noch einmal, nur noch ein einziges Mal, und er drückte seine Lippen auf die blasse, von Sorgen gefurchte Stirne. »Es lag eine selbstsüchtige Leidenschaft in jenem ersten Kuß; Reue und Vergebung liegen in diesem.«

Darauf kamen die Erklärungen und sie erzählte ihrem Cousin von den mißlichen Verhältnissen, in die sie seit ihrer Verheirathung gekommen und daß sie an dem letzten Orte, wo sie gewohnt, so tief in Schulden gerathen und so gänzlich außer Stand gewesen seien, dieselben zu bezahlen, daß sie sich von dort heimlich entfernt und unter einem angenommenen Namen eine andere Stadtgegend bezogen hätten, aus Furcht, daß ihnen ihre Gläubiger folgen möchten. Es waren keine Worte nothwendig, um zu zeigen, welch eine bittere Prüfung dies für die redliche Denkwiese der Frau war und wie sehr bereits der Charakter des Mannes gelitten hatte, ehe es dazu kam. Sie sprach indeß von ihm mit unveränderter Liebe und Sanftmuth, aber sie behauptete nicht, daß er ohne Schuld sei.

»Ich glaube, es würde nicht so weit mit ihm gekommen sein, wenn er einen Freund gehabt hätte, der ihm beigestanden wäre,« sagte sie in klagendem Tone, »aber er hatte keinen. Wir waren ganz freundlos.«

»Er soll in Zukunft einen Freund haben,« antwortete Philip ohne Zögern, »er soll seinen Platz in meinem Comptoir wieder einnehmen. Er hat vielleicht üble Gewohnheiten angenommen; seien Sie unbesorgt, Katharina, wir wollen ihn davon curiren. Ich war es, der ihn auf die Straße gesetzt hat. Ich bin ihm einen Ersatz schuldig. Seine Schulden sollen bezahlt werden und er soll unter besseren Bedingungen wieder bei der Firma eintreten, als er sie verlassen hat und Sie und Mary und die Kleinen sollen etwas weiter entfernt auf dem Lande ein kleines Haus erhalten, wo meine süße, weiße Lilie zu einer Rose erblühen wird.«

Er legte dabei seine Hand zärtlich auf den Kopf des Kindes.

»Mein Herzchen,« sagte er, »ich glaube, daß meine Liebe für Dich

mich zu einem neuen Menschen gemacht hat.«

Auch erfuhr seine Liebe für sie keine Veränderung. Sie war stets die Freude seines Lebens und später wurde Mary Tolson eine große Erbin, sie die geliebte Adoptivtochter des Mannes, der sich gerühmt hatte, daß er ein »guter Hasser« sei.

- E n d e -

Der gefürchtete Gast.

Eine raue Decembernacht nahezu vor hundert Jahren. Harter Frost und ein scharfer, schneidender Wind, der die Schneeflocken in die Gesichter der wenigen Fußgänger treibt, welche noch immer in den verlassenenen Straßen der City herumwandeln; ein Frost so hart, daß der dicht fallende Schnee nicht nach der gewöhnlichen Weise des Londoner Schnees sogleich zu Schmutz und Wasser wird, sondern eine weiße knisternde Decke auf dem Pflaster bildet.

Es gibt einsame Winkel und Ecken in dieser volkreichen Stadt von London, wo der Schnee ebenso rein und unbefleckt liegen bleiben kann, wie in einer stillen Alpenschlucht — so namentlich in einer engen kleinen Straße von Moorfields, einer äußerst respectablen Straße, die nur von zwei oder drei Juwelenarbeitern, einem kleinen holländischen Kaufmann und Dr. Prestwitch bewohnt ist.

Eine schwache Oellampe glimmt am Eingang dieser kleinen stillen Straße, die keinen Ausgang hat, da Dr. Prestwitch Haus dieselbe verschließt. Diese Lampe trägt wenig zur Beleuchtung bei; aber in dieser Nacht wird sie durch die Helle des Schnees, der dick und durch keine Fußspur bezeichnet, zwischen den beiden Reihen von schmalen, hohen Häusern auf dem Pflaster liegt unterstützt. Die Bewohner von Little Bellstreet sind ein nüchternes, solides Völkchen und seit acht Uhr Abends ist keine Hausthüre mehr geöffnet und geschlossen worden.

Es ist jetzt elf Uhr.

Zur Unterstützung der Straßenlampe brennt Dr. Prestwitch über seiner Thüre eine eigene, kleine, farbige Lampe, die seinen Beruf anzeigt, ihn der Aufmerksamkeit des Publicums empfiehlt und auch schon , manchen zufälligen Patienten aus der Nachbarschaft herbeigezogen hat.

Es befindet sich nur ein einziges schmales Fenster, auf den beiden Seiten der hohen schmalen Thüre von Dr. Prestwitschs Haus und an der linken Ecke desselben führt ein enger Gang, kaum weit genug, um eine starke Person durchzulassen, zu dem Hintergebäude des Arztes — zu der Officin, wo er seine Arzneien mischt und seine Pflaster streicht und zu einem häßlichen, nackten Gemach mit einem langen Tisch von Tannenholz und einem kleineren, der mit Blei belegt und mit einer Vertiefung versehen ist. Dieses Gemach wird selten von dem Arzte benutzt, niemals von seiner Familie betreten und hat einen häßlichen Modergeruch.

Zur Zeit dieses December-Schneesturms war Dr. Prestwitch noch ein ganz junger Mann, ein junger Mann mit einem freundlichen, intelligenten Gesicht, dunklem, lockigem Haar, das er nur selten durch Pomade und Puder verunstaltete und einem freundlichen, gewinnenden Benehmen, ein Mann, dem das Glück ein hübsches junges Weib und drei kleine Kinder, aber wenig weltliche Güter bescheert hatte. Es ist zweifelhaft, ob dieser junge Wundarzt ein legales Recht auf den Titel Doctor besaß; aber die Nachbarschaft von Little Bellstreet hatte ihn durch allgemeine Uebereinstimmung zum Doctor gemacht. Das messingene Schildchen auf seiner Thüre beschrieb ihn einfach als »Mr. Prestwitch, Wundarzt.«

Er hatte keine große Praxis und die Aufgabe, seinen kleinen Haushalt zu unterhalten, war keine leichte, so einfach auch die Bedürfnisse der kleinen hübschen Frau und der drei kleinen Kinder waren. Sie hatten eine einzige Magd, ein fettes, aufgeschossenes Mädchen mit einer Fülle von rothem Haare und mit einem Gesicht, in welchem Gutmüthigkeit alle andern Reize ersetzte, ein einfältiges, ehrliches Geschöpf, welches, die Frau und die Kinder des Arztes herzlich liebte und den Doctor selbst für den größten Mann hielt. Die täglichen Mahlzeiten in diesem achtbaren Hause in Little Bellstreet waren gewöhnlich mager in der Quantität und nicht besonders vorzüglich in der Qualität; aber Barbara Snaffles — gewöhnlich Bab genannt — war eine treue Seele, die, ohne zu murren, sich in Alles fügte. Sie hatte indeß ihren guten Antheil an Allem, was im Hause gegessen und getrunken wurde und ward weit mehr als ein Mitglied

der Familie behandelt, als es vielleicht mit der Würde des Haushalts eines Mannes von Stande verträglich war.

An dem erwähnten Decemberabend saß sie, Strümpfe ausbessernd, auf der einen Seite des Kamins in dem gewöhnlichen Wohnzimmer — einem kleinen, getäfelten Gemach, das zwar sehr einfach, aber mit gewisser Nettigkeit und Behaglichkeit möbliert war — während ihre Gebieterin die andere Seite einnahm. Ein kleines Feuer brannte auf dem großen altmodischen Rost, die Vorhänge von rothem Wollzeug waren zugezogen, der alte Mahagonitisch war glänzend poliert das einzige Licht brannte mit heller Flamme, weil es sorgfältig geputzt wurde und das ganze Gemach trug das unverkennbare Aussehen einer angenehmen Häuslichkeit.

Der Arzt befand sich in seiner Officin und las. Er war ein strebsamer junger Mann und in Ermangelung einer einträglicheren Beschäftigung widmete er seine Abende dem Studium der Arzneiwissenschaft. Es war ihm stets eine Sache von lebhaftem Bedauern gewesen, daß er nicht im Stande war, sich in dem praktischen Studium desjenigen Zweiges seiner Wissenschaft, der ihm einer der wichtigsten dünkte, in der Anatomie, gehörig auszubilden. Die Kosten eines Subjects (Leichnams) für seine Experimente machten diesen Theil seiner Wissenschaft fast zu einem vernagelten Buch für den armen, hart arbeitenden Studenten, der sich der Dienste jener Banden von verwegenen Schurken, die in Ausübung ihres schändlichen Gewerbes fortwährend die Heiligkeit des Grabes verletzen, nicht zu bedienen vermochte.

Martin Prestwitch besaß indeß in dem Gefängnißarzt von Newgate einen Freund, und dieser Gentleman, der zuweilen einen Ueberschuß von Subjecten besaß, hatte das Versprechen gegeben, ihm den ersten verstorbenen Verbrecher, über den er verfügen könne, zu übersenden. Die Gefängnisse waren damals die einzigen rechtlichen Bezugsquellen für die Studenten der Arzneiwissenschaft.

Martin Prestwitch hatte diesen Abend in einem alten Buche über Anatomie gelesen und die Finger juckten ihm, das Secirmesser in Anwendung zu bringen.

»Ich fürchte, Jack Tylney hat sein Versprechen vergessen,« sagte

er darauf mit einem Seufzer.

Er irrte sich indeß. Mr. Tylney, der Wundarzt von Newgate, hatte die Verbindlichkeit die er eingegangen, nicht vergessen. Sein Versprechen sollte gerade an diesem Abend noch erfüllt werden. Die ersten Fußstritte, welche den Schnee, der während all der ruhigen Abendstunden nicht betreten war, beflecken sollten, waren diejenigen von zwei Männern, welche eine gräßliche Last trugen.

Sie brachten sie zuerst an die Hausthüre, wo einer derselben den Namen aus der Messingplatte las und dann anklopfte.

Die Thüre wurde fast augenblicklich von der treuen Barbara geöffnet welche in diesem nächtlichen Klopfen einen Patienten witterte; aber beim Anblick dieser gräßlichen Last — sie war zwar in einen Sack eingehüllt; aber es gibt Dinge, die sich nicht verbergen lassen — wich sie erschrocken zurück.

»Der Herr sei uns gnädig! Was ist Das?« rief sie.

»Ein Subject für Dr. Prestwitch — der Mann, der diesen Morgen wegen Falschmünzen in Newgate gehängt worden ist.«

»Was!« rief Bab« »wollt Ihr damit sagen, daß es eine Leiche ist?«

»Ja, Miß« antwortete einer der Träger grinsend, »und bereits steif. Mr. Tylney schickt sie mit Empfehlung an Dr. Prestwitch.«

»Tragt das schreckliche Ding nach der Officin,« sagte Barbara. »Der Herr befindet sich dort. Tragt es da um das Haus herum und ich will sogleich die hintere Thüre öffnen. Und zu denken, daß Jemand solch ein Ding zu haben wünscht!« rief sie aus, während sie die Hausthüre schloß.

Sie hatte ihren Gebieter über dieses Subject, das ihm Jack Tylney schicken sollte, sprechen hören.

Sie öffnete die Thüre der Officin und sagte dem Doctor, was für ihn angekommen sei und dann öffnete sie auch die hintere Thüre, vor der die Männer warteten. Martin Prestwitch war sogleich flink bei der Hand. Er nahm sein Licht und ging nach dem moderig riechenden Gemach voraus, das für solche Zwecke bestimmt war und so selten gebraucht wurde. Die Bürde ward hereingebracht und auf den langen Tisch gelegt, während Barbara Snaffles die ganze Zeit über

an der Thüre stand und wie bezaubert von dem gräßlichen Anblick zuschaute. Dann kamen Martin Prestwitch und die Männer heraus und der Doktor entließ sie mit einem Schilling Trinkgeld — einem der wenigen Schillinge, die er besaß.

Er schloß die Thüre seines Sectionszimmers, während Barbara mit offenem Munde daneben stand, die Scene mit ihren großen runden Augen verschlingend.

»Sage Deiner Gebieterin, sie möge mir etwas von ihrem guten Kaffee machen, Bab, sagte der Arzt, »ich werde heute lange aufbleiben und Sorge dafür, daß sie nichts von der Geschichte da erfährt,« setzte er auf die verschlossene Thüre deutend, hinzu.

»Gott behüte! Nein, Sir, nicht um Alles in der Welt. Ich möchte nicht, daß sie einen solchen Schrecken hätte wie ich, als ich zuerst das entsetzliche Ding in dem Sack dort sah. Doch Sie würden besser daran thun, Sir, der Frau gute Nacht zu sagen, wenn Sie wünschen, daß sie zu Bett gehen soll.«

»Ja, ganz recht,« antwortete Martin Prestwitch, der stets ein liebevoller Gatte war, aber gerade jetzt durch den Gedanken an die leblose Bürde, welche die Männer gebracht etwas an Zerstreung litt.

Er trat in das Wohnzimmer, wo seine kleine fleißige Frau leise vor sich hin sang, während sie an einem Kleidchen für das größte ihrer drei Kinder arbeitete — einem wahren Triumph des Scharfsinns und der Sparsamkeit da es aus einem ihr gehörigen abgelegten Unterrock gefertigt war.

»Sieh« Martin,« rief sie, ihn mit ihrem freundlichen, liebenden Gesicht anblickend, »wird nicht Molly nett darin aussehen?«

»Sehr nett« meine Liebe; aber Du solltest, nicht so lange aufbleiben. um zu nähen. Es ist fast zwölf Uhr.«

»Das ist jetzt der letzte Stich, Martin, und ist es nicht ebenso spät für Dich, als für mich, Sir, und Du hast noch keinen Bissen zu Abend gegessen. Es ist noch etwas von dem Beefsteak-Pudding da; der vom Mittagessen übrig war. Bab hat ihn gewärmt und dort steht er im Kamin.«

»Ich will ihn später essen. Ich habe jetzt keinen Appetit danach.

Ich möchte vielmehr, daß Du mir eine Tasse starken Kaffee bereitetest.«

»Was, Martin, Du wirst doch nicht wieder die ganze Nacht bei Deinen dumpfigen alten Büchern sitzen wollen?«

Es war etwas Gewöhnliches für den Arzt daß er bis tief in die Nacht in seinen medizinischen Büchern studierte und Mary Prestwitch war oft beim ersten Morgengrauen hineingeschlichen, um ihn mit herabgebranntem Licht noch immer über dieser Beschäftigung zu finden.

»Ja, liebe Mary, ich will noch eine Stunde aufbleiben. Ich bin gerade mit der Lectüre eines sehr interessanten Falls beschäftigt, der mir in meiner Praxis nützlich werden kann und Du weißt ja, wie viel davon abhängt, daß ich in meinem Beruf vorwärts komme.«

Mary nickte und seufzte. Ja, es war in der That eine Lebensfrage für den kleinen Haushalt, daß die Anstrengungen des Wundarztes mit Erfolg gekrönt wurden. Erst diesen Abend hatten Mrs. Prestwitch und Bab den Betrag der Weihnachtsrechnungen überschlagen und davon gesprochen, ob wohl die Geschäftsleute sich mit solchen kleinen Abschlagszahlungen, wie sie Dr. Prestwitch zu leisten vermochte, begnügen würden.

»Sie wissen, daß wir redliche Leute sind Bab,« sagte die besorgte Frau, »dem Himmel sei Dank, sie wissen das. Wir wohnen seit fünf Jahren in diesem Hause und haben Alles bezahlt, was wir schuldig waren. Ich glaube nicht, daß sie es über sich bringen können, hart gegen uns zu sein.«

Martin Prestwitch küßte seine Frau und schickte sie, sobald sie den Kaffee bereitet hatte, zu Bett. Die Glocken der Stadthürme schlugen gerade Mitternacht als der Doktor sich in sein Secirzimmer begab, in der einen Hand ein Licht in der andern einen Topf mit dampfendem Kaffee tragend. Das Gemach hatte in dieser frostigen Winternacht die Kälte eines Eiskellers und das erste Geschäft des Arztes war, ein Feuer anzuzünden. Glücklicher Weise waren noch von früher etwas Holz und Kohlen vorhanden und mit Hilfe einer alten Zeitung machte sich Martin an die Arbeit. Die Aufgabe war keine leichte. Der Rost war feucht und die Esse ließ den Rauch nicht

hinaus, so daß er fast erstickt wäre; aber die Geduld des Doctors überwand diese Schwierigkeiten und als er sich von seiner knieenden Stellung erhob, brannte in dem rußigen Kamin ein lustiges Feuer.

Er erfrischte sich mit einer Tasse Kaffee, ehe er an die ernstere Arbeit ging und setzte den Topf mit dem Ueberfluß auf den Heerd, um das Getränk warm zu halten. Darauf ging er ernstlich ans Werk.

Es ist nicht nöthig, auf die Einzelheiten dieses gräßlichen Geschäfts näher einzugehen. Ehe Dr. Prestwitch die Vorbereitungen für seine Arbeit beendet hatte, hielt er plötzlich in Folge einer Ueberzeugung, die ihn wie der Blitz berührte und sein Herz heftig schlagen machte, mit dem Messer in der Hand inne.

Noch einen Augenblick, eine einzige rasche Bewegung der geschickten Hand, die das Messer hielt und er wäre zum Mörder geworden.

Der Mensch war nicht todt!

Martin Prestwitch legte sein Ohr an die nackte Brust des Verbrechers und horchte.

Ja, da war sie, schwach und unterdrückt, aber dem geübten Ohre vernehmbar — die Thätigkeit des Herzens. Im nächsten Augenblicke brachte er alle damals bekannten Mittel zur Wiederbelebung von Scheintodten in Anwendung. Es war ein langsames Werk, aber endlich gelang es. Der Falschmünzer stieß einen tiefen Seufzer aus, murmelte etwas, das wie ein Fluch lautete und öffnete dann seine blutunterlaufenen Augen und schaute mit verwirrtem Blicke seinen Wohlthäter an, den Mann, der ihm sein verwirktes Leben zurückgegeben hatte.

»Wo zum — bin ich? Ich dachte, sie seien im Begriff mich zu hängen. Fand eine Begnadigung statt?«

»Nein, es fand keine Begnadigung statt. Mr. Ketsch (der Henker) muß seine Arbeit schlecht verrichtet haben.«

Der Falschmünzer saß aufrecht und blickte um sich und in diesem Augenblicke fiel es Martin Prestwitch bei, daß er sich vielleicht eines Verbrechens schuldig gemacht habe, daß er einem Manne das Leben gerettet, den das Gesetz zum Tode verurtheilt hatte. Das

Gesetz war in jenen Tagen eine kritische Sache, die eine so große Anzahl von Todesstrafen in sich schloß, daß Dr. Prestwitch keineswegs sicher war, ob er sich dadurch, daß er dem Verbrecher zu seinem Entrinnen vom Galgen behilflich gewesen, nicht selbst in den Bereich des Strickes gebracht habe.

Aber die Sache war nun einmal geschehen und da saß der Falschmünzer, ein starker vierschrötiger Bursche, der den Wundarzt hätte zermalmen können.

»Könnt Ihr Einem nichts zu trinken geben?« fragte der Falschmünzer; »mein Hals ist wie ein Kalkofen.«

Dr. Prestwitch reichte ihm den Kaffeetopf, den derselbe auf einen Zug leerte.

»Katzensaufen,« sagte der Falschmünzer verächtlich; »aber es hat mir gut gethan. Und nun, wollen Sie mich wirklich glauben machen, daß man mich diesen Morgen gehängt hat? Ich erinnere mich, daß ich auf der Fallthüre stand und daß ich fühlte, wie der Regen und Hagel gegen die liebenswürdige Nachtmütze schlug, die man mir über den Kopf gezogen hatte. Wollen Sie mir sagen, daß sie die Sache stümperhaft gethan haben, und mich durchschlüpfen ließen?«

»So scheint es,« erwidert Dr. Prestwitch in sanftem Tone, denn obschon er ein Mann von moralischem Muthe war, fühlte er doch, daß er sich in diesem Beisammensein mit dem Falschmünzer unter vier Augen im Nachtheil befand — »so scheint es. Alles, was ich weiß, besteht darin, daß Ihr vor einer Stunde mit der Bemerkung hierher gebracht wurdet, daß Ihr diesen Morgen die gesetzliche Todesstrafe erlitten hättet.«

»Hierher gebracht? Weißhalb?«

»Nun — kurz für wissenschaftliche Zwecke. Mein Name ist Prestwitch und ich bin ein Arzt und Wundarzt.«

»Was, wolltet Ihr mich zerschneiden?« schrie der Falschmünzer und sah so wüthend aus, daß der Doctor glaubte, sein letztes Stündchen habe geschlagen.

»Ereifert Euch nicht, mein guter Freund,« erwiderte er sanft. »Wenn die Dinge so gewesen wären, wie ich allen Grund hatte

anzunehmen, so würdet Ihr nicht die geringste Unbequemlichkeit dabei gefühlt haben. Die Zwecke der Wissenschaft würden erreicht worden sein ohne allen Schmerz von Eurer Seite. Wie aber die Sache jetzt liegt, habt Ihr Ursache, mir dankbar zu sein, da ich Euch das Leben gerettet.«

Dr. Prestwitch blickte nach der Thüre, indem er glaubte, daß keine Nothwendigkeit vorhanden sei, diese Unterredung zu verlängern, und daß dieser sein schrecklicher Gast sich entfernen könnte. Dann aber fiel es ihm plötzlich ein, daß in dieser Beziehung ein Hinderniß vorhanden sei. Mit Ausnahme des Sackes, in den er gehüllt war, als er nach Little Bellstreet gebracht wurde, befand er sich ganz ohne Kleider und der Sack war kaum ein Gewand für eine kalte Winternacht in den Straßen von London.

»Dankbar!« murmelte der Mann.

»Ich weiß nicht« ob das Leben eine große Gunst für einen armen Teufel ist, der nicht weiß, wo er ein Stückchen Brod hernehmen soll, den eine Meute Bluthunde auf dem Korn hat und der, wenn er heute nicht gehängt wurde, sicher sein kann, daß er morgen gehängt werden wird. Ihr könnt mir natürlich meine Werkzeuge nicht zurückgeben? Ich hatte für mein Geschäft eine so schöne Sammlung von Gußformen und Pressen, wie man sie nur jemals sehen konnte, in einem Keller von Lambeth Pallis und das Geschäft war sehr gut, bis mich ein Schurke von einem Kameraden verrieth. Indeß zweifle ich nicht daran, daß Ihr es gut gemeint habt und hier ist meine Hand darauf.«

Damit streckte er seine braune Pfote aus, die, wie der Doktor bemerkte, sehr groß und muskulös war und Martin Prestwitch sah sich genöthigt, die Einladung anzunehmen und dem Falschmünzer die Hand zu reichen.

»Und nun, Doctor,« sagte der Mann, sich so gut es ging in den Sack hüllend und sich aus den einzigen Stuhl am Feuer setzend, das er in einer Weise schürte, die keine Gnade für die Kohlen des Arztes kannte — »und nun, Doktor, da wir einander zu verstehen beginnen, so will ich Euch um etwas zum Essen bemühen. Ich hatte diesen Morgen um sechs Uhr ein Frühstück — denn ich wollte mich

darin von Jack Ketsch nicht stören lassen — aber ich habe seitdem nichts mehr gehabt.«

»Ich will gehen und sehen,« sagte der Doktor zweifelhaft, da er die schwachen Hilfsquellen seiner Speisekammer kannte.

Er erinnerte sich des Beefsteak-Pudding, der für sein eigenes Abendessen bestimmt war und er kehrte nach kurzer Abwesenheit mit dieser schmackhaften Speise, einem großen Stück Brod und einer Schnitte Käse nach dem Sectionszimmer zurück. Der Falschmünzer verschlang dies und sah sich dann mit der Miene eines Mannes um, der einen halben Ochsen aufgezehrt hätte.

»Sie haben wahrscheinlich nichts mehr von diesem Pudding, Doktor?« fragte er in traurigem Tone.

»Kein Stückchen mehr.«

»Keine Schnitte kaltes Fleisch, oder etwas Dergleichen?«

»Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß keinerlei kaltes Fleisch im Hause ist.«

»Und mir thut es leid, es hören zu müssen. Indeß werden Sie doch wohl mit Brod und Käse versehen sein. Ich muß mich eben damit begnügen. So, wenn Sie mir einen Laib Brod und den Käse bringen wollen, werde ich Ihnen dankbar dafür sein. Nehmen Sie sich nicht die Mühe ihn zu schneiden. Ein Gentleman wie Sie würde nicht im Stande sein, das Maß *meines* Appetit zu bemessen.«

Dr. Prestwitch seufzte, während er sich entfernte, um diesem Verlangen zu entsprechen, bekümmert bei dem Gedanken, wie leer morgen beim Frühstück die Speisekammer aussehen werde. Der vierpfündige Laib war bereits um ein Drittel geschwunden und von dem Familienkäse war nur noch etwa ein Pfund übrig; aber es war unmöglich dem Verlangen eines solchen Gastes nicht zu entsprechen. So brachte Martin Prestwitch diese Vorräthe dem Falschmünzer.

»Euer Haus scheint nicht besonders gut mit Lebensmitteln versehen zu sein, Doktor,« sagte der Mann, den weißen holländischen Käse nicht mit besonderem Wohlgefallen betrachtend.

»Ich bin kein reicher Mann,« antwortete Martin Prestwitch. »Ich

finde es schwer, mit meiner Familie auszukommen.«

»Hm!« murmelte der Falschmünzer, »das ist leider eine allgemeine Klage. Ich habe auch mein Unten und Oben gehabt. Heute das Fett des Landes und morgen eine trockene Brodkruste und jetzt habe ich das Leben von Neuem zu beginnen, mit dem Brandmal des Gesetzes behaftet, jedes Mannes Hand gegen mich erhoben und mit keiner größern Hoffnung auf Mitleid, als wenn ich eine gejagte Ratte wäre. Ich möchte nur wissen, wie ich es anstellen soll, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, wenn ich morgen früh dieses Haus verlasse.«

Dr. Prestwitch athmete etwas freier. Es lag einiger Trost darin, daß dieser unerwartete Gast daran dachte, am folgenden Morgen sich zu entfernen. Welche Erleichterung würde in dem Gedanken liegen, ihn vom Halse zu haben. Es kam dem bestürzten Wundarzt vor, als ob die Anwesenheit dieses namenlosen Verbrechers ihn für Monate wie eine schwere Last niederdrücken werde.

Der Falschmünzer machte einen heftigen Angriff aus den holländischen Käse und schnitt abwechselnd Stücke von diesem und dem Brode ab, bis beide vertilgt waren, dazwischen über die Härte des Lebens brummend, daß es einem armen Geschöpf nicht gestattet sei, ein paar Guinen zu seinem eigenen Gebrauch zu fabrizieren, wenn er nicht von der härtesten Strafe des Gesetzes betroffen werden wolle.

»Und wie ich die Arbeit wieder beginnen soll, jetzt, wo alle meine Werkzeuge fort sind und ich keinen einzigen Kameraden habe, auf den ich mich verlassen kann, das geht über meine Fassungskraft,« sagte der Falschmünzer.

»An Eurer Stelle, mein guter Freund, würde ich auswandern,« rief der Arzt. »Ein fremdes Land, ein nettes Land, wie Neuschottland, würde Euch ein gutes Feld für — Dr. Prestwitch sagte nicht gern »Falschmünzen,« sondern schloß mit einer höflichen Umschreibung — Eure besondere Geschäftsbranche darbieten.«

»Auswandern!« rief der Falschmünzer verächtlich, »wir zum Teufel soll ein Mann auswandern, der keine Sixpence für die Ueberfahrt hat. Und eine treffliche Ausstattung habe ich für die Auswanderung,«

setzte der Falschmünzer hinzu, auf die Sackleinwand blickend, in die er seine mächtigen Glieder gehüllt hatte. »Wenn Ihr wünscht, daß ich auswandern soll, so müßt Ihr das Geld dazu schaffen.«

»Ich!« rief Martin Prestwitch, um einen Schatten bleicher werdend, obschon er vorher schon bleich genug war. »Mein guter Mann, was laßt Ihr Euch träumen?«

»Ja, *Ihr*. Ihr habt mich wieder zum Leben gebracht und es ist Eure Pflicht, für mich zu sorgen. Ich habe Euch nicht gebeten, Eure Wiederbelebungskünste an mir zu probieren. Ich bin hierher gebracht worden, um secirt zu werden und es war Eure Pflicht, mich zu seciren. Aber Ihr gelehrten Herren seid nie zufrieden, wenn Ihr nicht Eure geliebten Experimente anstellen könnt.«

»Gütiger Himmel!« rief Dr. Prestwitch, ganz verwirrt über diese schreiende Ungerechtigkeit. »Das ist ein sonderbarer Mensch! Ich bringe ihn ins Leben zurück und er sieht mich als seinen Feind an.«

»Habe ich Euch etwa gebeten, daß Ihr mich wiederbeleben sollt?« brummte der Falschmünzer. »Das Leben ist für Meinesgleichen keine Wohlthat. Da Ihr es mir aber wiedergegeben habt, so müßt Ihr auch für mein Fortkommen sorgen und zuerst will ich Euch um einen Anzug bemühen.«

»Einen Anzug!« murmelte der Arzt in einem hilflosen Tone.

»Ja; ich kann doch nicht so durch die Straßen gehen; es verstößt gegen die Gesetze.«

»Ich besitze keine ausgedehnte Garderobe,« entgegnete Martin Prestwitch, »und wenn ich auch eine solche besäße, so würden meine Kleider Euch schwerlich passen.«

»Nun Ihr seid freilich nur ein Zwirnsfaden von einem Mann,« antwortete der Falschmünzer; »aber jeder Anzug ist besser, als gar keiner und ich muß mich, so gut es geht, hineinzwängen. So bringt ihn herbei, Mr. Doctor.«

»Gütiger Himmel!« rief Dr. Prestwitch wieder traurig; es ist wie ein schrecklicher Traum.«

Er entfernte sich, um das Gebot seines Gastes auszuführen. Es kam ihm gerade so vor, als ob er im Schläfe wandelte, das Opfer

irgend eines häßlichen Traumes. Ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, als er mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinaufschlich, um nach einem Anzug zu suchen, mit dem er den mitternächtlichen Eindringling kleiden konnte.

Er wählte die größten Stücke, welche aufzufinden waren — einen flaschengrünen Reitrock, mit einem Pelzkragen, der seinem Vater gehört hatte (ein gutes und dauerhaftes Kleidungsstück, das er aufgehoben hatte, um es bei einer passenden Gelegenheit für sich selbst zurecht machen zu lassen.) Es ging ihm schwer zu Herzen, diesen Schatz weggeben zu müssen und er befühlte die Feinheit des Tuchs mit schmerzhafter Empfindung, als er das Kleidungsstück über den Arm warf. Er fand auch ein paar lederne Kniehosen, die ebenfalls seinem verehrten Vater — einem größeren und umfangreicheren Mann — gehört hatten und mit diesen, einem reinen Leinenhemd und einer alten rostig aussehenden Brokadweste, die er selbst getragen hatte, ging er die Treppe hinunter.

»Ich kann Euch den Rock nur *leihen*,« sagte er, als er die Kleidungsstücke dem Falschmünzer verlegte, »die Hosen und die Weste könnt Ihr behalten.«

Der Unbekannte betrachtete die Dinge mit einer ziemlich verächtlichen Miene und dann begann er sie anzuziehen, die Hemdärmel mit seinen braunen Armen aufreißend und die ledernen Beinkleider des verstorbenen Prestwitch Senior mit seinen gewaltigen Beinen bis aufs Aeußerste ausdehnend. Die Weste schnitt er im Rücken mit einem Messer auf und schnürte den Riß mit einem Stück Bindfaden, das ihm der Doctor brachte, zusammen. Der Rock paßte ihm sehr gut und verdeckte all die andern Mängel, aber noch blieben seine unteren Extremitäten, seine großen nackten Füße und muskulösen Beine unbedeckt und Martin Prestwitch mußte Schuhe und Strümpfe dafür herbeischaffen.

»Sobald die Läden offen sind, will ich hinausschlüpfen und Schuhe und Strümpfe für Euch kaufen,« sagte der Doktor; »aber ums Himmels Willen verhaltet Euch ruhig, so lange ich fort bin. Ich möchte es meine Frau nicht um die Welt wissen lassen, daß Ihr im

Hause seid.«

»Ich werde mich ruhig genug verhalten,« brummte der Falschmünzer. »Diese Kleider sind im Ganzen von keinem großen Belang, aber ich fühle mich in ihnen doch mehr wie ein Christ, als in dem alten Sack und, nicht wahr, Doktor, Ihr werdet mir etwas Geld geben, um mir wieder auf die Beine zu helfen?«

»Geld!« rief Martin Prestwitch. »Wie, mein guter Mensch, ich bin ja selbst so arm, wie eine Kirchenmaus.«

»Kommt, das thut sich nicht,« sagte der Falschmünzer. »Ihr Aerzte verdient Geld ohne Ende, indem Ihr Euren Patienten aus der Welt helft. Es ist deshalb nur billig, daß Ihr ein wenig auf einen Patienten verwendet, dem Ihr in die Welt geholfen habt.«

Der Arzt schützte wieder seine Armuth vor, aber es nützte nichts. Seine besten Gründe machten auf diesen entsetzlichen Gast nicht den geringsten Eindruck.

»Ich lasse mich nicht hinters Licht führen, Doktor,« sagte der Mann. »Ich verlasse das Haus nicht ohne eine Fünfpfund-Note.«

Nun traf es sich gerade, daß Martin Prestwitch sieben Pfund besaß, die durch die äußerste Sparsamkeit in der Absicht, zu Weihnachten die Hausmiethe damit zu bezahlen, zurückgelegt worden waren. Etwas davon wegzugeben, war für ihn ebenso viel, als müsse er sein Herzblut vergießen, auf der andern Seite aber fühlte er sich gänzlich unfähig, mit diesem schrecklichen Menschen, den er dem Leben zurückgegeben hatte, in einen Kampf einzulassen und wenn der Falschmünzer sein Herzblut statt der Fünfpfund-Note verlangt hatte, so würde Martin Prestwitch geglaubt haben, daß er es ihm geben müsse.

So schlich sich nach längerem Hin- und her-reden und nach einem verzweifelten Versuch seinen Mammon zu vertheidigen, Martin Prestwitch in der Stille der Nacht wie ein Dieb die Treppe hinauf zu seinem Schatz, von dem er die Fünfpfund-Note nahm, die sein Peiniger von ihm verlangte.

Es war jetzt noch nicht ganz drei Uhr und die lange Winternacht also noch nicht einmal halb vorüber. Der Gedanke, zu Bett zu gehen, konnte dem armen Doktor unter den obwaltenden Umständen

natürlich nicht in den Sinn kommen. So setzte er sich seinem Besucher gegenüber an den Kamin, um geduldig den Abbruch des Tages abzuwarten.

Gesättigt und gekleidet, war der Eindringling geneigt, gesprächig und zutraulich zu werden, indem er Dr. Prestwitch zahlreiche Einblicke in sein vergangenes Leben thun ließ, das ebenso abenteuerlich als verbrecherisch war. Das Gefühl von Recht und Unrecht schien diesem Menschen ganz zu fehlen. Sein wahrer Name war Jonathan Binker, während er unter seinen Spießgesellen als Capitän Flashman bekannt war.

Endlich dämmerte der Tag, ein düsterer, grauer Wintermorgen. Als die kleine Schwarzwälder Uhr in der Küche Sieben schlug, schloß Martin Prestwitch die Thüre des Secirzimmers von Innen ab und beschwor Mr. Binker, sich schweigend zu verhalten. Eine ganze Stunde lang saßen dann die beiden Männer, ohne ein Wort zu sprechen, beisammen; Mr. Binker vor dem erlöschenden Feuer nickend und der Arzt den Bewegungen von Barbara Snaffles lauschend, welche ihre Morgenarbeiten verrichtete. Darauf ließen sich die kleinen schrillen Stimmen der Kinder und dann die sanften Laute seiner Frau vernehmen, welche an der Thüre des Secirzimmers nach ihm fragte.

»Ihr werdet Euch, wahrscheinlich nichts daraus machen, für eine halbe Stunde hier eingeschlossen zu bleiben, während ich fortgehe und diese Schuhe und Strümpfe kaufe?« fragte Martin Prestwitch Mr. Binker in flüsterndem Tone.

Der Falschmünzer sah ihn zweifelhaft an.

»Ihr wollt doch nicht fortgehen« um mich zu verkaufen?« sagte er. »Ihr wollt doch einen armen Teufel, den Ihr wieder zum Leben gebracht, nicht verrathen? Ihr wollt mich doch nicht, um die ausgesetzte Belohnung zu erhalten, zum zweiten mal baumeln lassen?«

»Haltet Ihr mich für einen Schurken?« fragte Martin entrüstet.

»Nein, keineswegs und ich will Euch vertrauen,« erwiderte der Andere ohne Bedenken.

So entfernte sich Dr. Prestwitch und schloß die Thüre hinter sich,

um sein Geheimniß vor den spähenden Augen von Barbara Snaffles sicher zu stellen.

Er hatte sich zuvörderst gegen die zärtlichen Vorwürfe seiner Frau zu verantworten. Wie könne er nur die ganze Nacht aufbleiben zur offenbaren Gefahr seiner kostbaren Gesundheit? Er sagte ihr, daß seine Studien ganz besonders interessant gewesen und daß ihm die Nacht vergangen sei, ohne zu wissen wie.

»Was! sie sind Dir nicht lange vorgekommen, Martin,« rief sie, »all die Stunden in dem düsteren kalten Gemach?«

»Nein« wirklich nicht, meine Liebe. Ich habe mich niemals behaglicher befunden,« antwortete der Doktor mit kecker Stimme.

»Jedenfalls haben Sie ein tüchtiges Abendessen zu sich genommen,« sagte die familiäre Barbara. »Denken Sie nur, Madame, von dem vierpfündigen Laib ist keine Krumme mehr vorhanden und der holländische Käse ist ebenfalls ganz fort.«

Martin Prestwitch schlich sich fort, ohne eine Vetheidigung zu versuchen. Er murmelte etwas von einem Patienten in der nächsten Straße, setzte seinen Hut auf und entfernte sich.

Mit Mr. Blinker ließ sich nicht spaßen. Die Läden mußten jetzt offen sein und der Falschmünzer konnte das noch Fehlende erhalten und verabschiedet werden. Der Doktor erhandelte im Laden eines Schuhflickers ein Paar getragene Schuhe und kaufte ein Paar wollene Strümpfe von der Größe, wie sie ihm nach seinem anatomischen Augenmaß für Mr. Blinker zu passen schienen. Die halbe Stunde war kaum verflossen, als er die Thüre des Secirzimmers wieder aufsperrte.

Die Schuhe und Strümpfe paßten vortrefflich und als Dr. Prestwitch auch noch einen alten Hut herbeigeschafft hatte, bot Mr. Blinker ein ziemlich respektables Aussehen dar. Es handelte sich jetzt nur noch darum, das Gesicht des Falschmünzers unkenntlich zu machen und dies wurde durch eine blaue Brille bewirkt, die der Doktor in seiner Officin hervorsuchte. Daran sah sich Martin draußen um, ob das Feld rein sei, ob weder die neugierige Barbara, noch seine Frau irgendwo in einer Thüre lauschten und dann führte er Mr. Blinker in den Hof hinaus, über alle Maßen erfreut, seiner endlich los

zu werden, selbst auf Kosten einer Fünfpfund-Note und des flaschengrünen Rocks.

Auf der Thürschwelle drehte sich Mr. Blinker um.

»Ich werde Euch bald wieder besuchen, Doktor,« sagte er, »um Euch zu sagen, wie es mir geht.«

»O thut es nicht,« rief der Wundarzt in flehendem Tone. »Ihr dürft unter keiner Bedingung hierher kommen. Meine Familie blickt auf Euch im Lichte einer Leiche und ich kann nicht einsehen, wie ich ihr eine andere Ansicht beibringen soll.«

»Ich werde nicht hierher kommen, um Eure Familie zu besuchen, erwiderte Jonathan Blinker, sondern um mit Euch zu sprechen.«

Mit dieser ominösen Drohung entfernte er sich. Der Doktor schloß mit einem Seufzer die Thüre, und begab sich nach dem Wohnzimmer, wo sein mageres Frühstück aufgesetzt war und seine ängstliche Frau über sein verstörtes Aussehen in Unruhe gerieth.

Zum ersten mal, seit Dr. Prestwitch in Little Bellstreet wohnte, blieb er zu Weihnachten mit seinem Miethzins im Rückstand zur großen Bestürzung seiner Frau, die ihm so treulich zur Seite gestanden, um die sieben Pfund zur Bezahlung des Hauseigenthümers zusammenzusparen.

»Die Fünfpfund-Note ist fort, Mary,« sagte der Doktor. »Ich war genöthigt, sie auszugeben.«

»Aber wofür, Martin? Wozu konntest Du fünf Pfund nöthig haben — Du, der niemals Geld ausgibst?«

»Chirurgische Instrumente meine Liebe. Die erste Pflicht eines Mannes gilt seinem Beruf.«

Und wieder verabscheute sich Martin Prestwitch, daß er das Weib seines Herzens anlügen mußte.

Der Hauseigenthümer war ungehalten aber nicht unversöhnlich. Dr. Prestwitch war ein sorgsamer Miether und hatte sich stets als redlicher Mann gezeigt; so gab ihm der Hauseigenthümer, nachdem er ein wenig gemurrt hatte, eine Zahlungsfrist von einem Monat und entfernte sich.

Jonathan Blinker hielt sein Versprechen. In der Winterdämmerung

konnte matt öfters einen großen, vierschrötigen Mann in einem flaschengrünen Rock von dem engen Seitengang aus in die Officin des Arztes gehen sehen. Hier unterredete sich Dr. Prestwitch mit ihm und hielt stets eine kleine Summe Geld für sein Kommen in Bereitschaft. Mit der Zeit nahmen , diese Schenkungen die Form einer wöchentlichen Zahlung an und Capitän Flashman wurde ein regelmäßiger Pensionär des Doktors. Er gebrauchte stets dieselbe Beweisführung wenn er seine Gabe verlangte. — Dr. Prestwitch habe ihn aus eigenem Willen ins Leben zurückgerufen und er sei deshalb verbunden, ihn zu unterhalten, für sein Fortkommen zu sorgen, wie sich der Capitän ausdrückte.

Dr. Prestwitch unterwarf sich dieser Auflage mit großer Erbitterung und manchen Seufzern, die er in der Einsamkeit seiner Officin ausstieß. Er war ein Mann von sanftem und einigermaßen schüchternem Charakter und unfähig, den Ansprüchen eines solchen Menschen Widerstand zu leisten. So zermarterte er Woche für Woche sein Gehirn, auf welche Weise er für Jonathan Blinker Vorsorge treffen sollte. Auch war es nicht bloß Geld, das sein Quälgeist von ihm verlangte. Der Falschmünzer hatte immer Hunger und nahm es sehr übel auf, wenn bei seinen wöchentlichen Besuchen nichts Eßbares vorhanden war. Der Wundarzt sah sich deshalb genöthigt, zu verschiedenen kleinen Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, um Ueberreste von kaltem Fleisch und dergleichen für seinen Bedrücker heimlich bei Seite zu bringen. Die sorgsame Barbara verfehlte nicht, das Verschwinden dieser Lebensmittel wahrzunehmen und über die Zunahme des Appetits ihres Gebieters ihre Bemerkungen zu machen.

Lange Zeit drückte diese geheime Last Martin Prestwitch darnieder. Das Leben war vorher schon ein harter Kampf gewesen, aber es wurde jetzt ungleich härter, wo die kleinen wöchentlichen Ersparungen von dem unersättlichen Blinker verzehrt wurden.

Der Falschmünzer hatte dem Doktor den Glauben beizubringen gewußt, daß das, was derselbe gethan, gegen das Gesetz verstoße und daß seine Beihilfe zum Einkommen eines verurtheilten Verbrechers eine schwere Strafe nach sich ziehe. Da Martin

Prestwitch eines Theils ein zu wohlwollender Mann war, um seinen Quälgeist zu verrathen und anderes Theils die Kraft nicht besaß, demselben entschieden entgegenzutreten, so unterwarf er sich seinen Erpressungen und empfing ihn mit derselben Nachsicht, als ob er ein Gläubiger mit rechtlichen Ansprüchen gewesen wäre.

In dieser traurigen Weise gingen die Dinge eine Zeit lang fort und dann trat allmählig eine Aenderung zum Bessern in den Umständen des Arztes ein. Es kamen jetzt häufiger Patienten zu ihm, oder ließen ihn rufen als dies früher der Fall gewesen. Bald wurde er zur Geburt eines Weltbürgers in St. Giles, bald an das Krankenbett eines bejahrten Einwohners der Münze entboten; zuweilen wurde auch nach ihm geschickt, um die Wunden zu heilen, die bei einer Schlägerei in Field Lane vorgekommen waren. Bei allen diesen Gelegenheiten erfuhr er, daß er von Jonathan Binker, der ihn als einen ausgezeichneten Arzt und Chirurgen gepriesen hatte, empfohlen worden war und bei allen diesen Anlässen hatte Dr. Prestwitch Ursache zur Vermuthung, daß seine neuen Clienten der verbrecherischen Klasse angehörten. Aber Patienten sind Patienten und diese Leute bezahlten den Doktor gut und prompt, wenn Geld vorhanden war und zeigten sich ehrlich, wenn er ihnen Credit gab. Die jugendliche Bevölkerung in diesen Quartieren war beständig im Wachsen begriffen und da die Frauen allgemein für den freundlichen Martin Prestwitch eingenommen waren, so empfahl ihn eine der andern, bis dieser Gentleman, der unter ihnen gewöhnlich »Binkers Doctor« genannt wurde, fand, daß seine Praxis wirklich einträglich und seine finanzielle Lage besser wurde.

Indeß dauerten diese gefürchteten Besuche von Jonathan Binker fort und es kam dem Dr. Prestwitch vor, als ob sein ganzes Leben von jener martrialischen Gestalt in dem flaschengrünen Rock, der jetzt sehr glänzend an den Aufschlägen und Aermeln war, beherrscht würde. Und doch fühlte er, daß er im Ganzen Ursache habe, seinem Peiniger dankbar zu sein, denn die Geschichte hatte sich zuletzt günstig für ihn gestaltet. Er suchte auch wirklich bei mehreren Gelegenheiten seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, während Jonathan selbst thatsächlich eine große Anhänglichkeit für

seinen Wohlthäter hegte und erklärte ihm in irgend einer Weise dienen zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, noch einmal mit dem Strick Bekanntschaft zu machen.

»Es gibt nichts, was ich nicht für Euch thun würde, Doctor,« sagte er. »Ich würde gern für Euch münzen, wenn ich nur die Werkzeuge dazu, oder das Geld hätte, sie anzuschaffen; aber da liegt es.«

Der Arzt bat ihn natürlich, alle Gedanken von Falschmünzen aus seinem Gehirn zu verbannen und sich zu bemühen, auf redliche Weise seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; aber darüber schüttelte Mr. Blinker nur zweifelhaft den Kopf, als ob ihm die Richtigkeit des Vorschlags nicht recht einleuchtete.

So gingen die Dinge fast drei Jahre lang fort. Die drei kleinen Mädchen des Arztes hatten einen kleinen Bruder erhalten und es war Hoffnung zu einer weiteren Vermehrung seiner Familie vorhanden. Seine Praxis war besser, aber keine vorzügliche und konnte keineswegs eine aristokratische oder selbst eine bürgerliche genannt werden. Auch hatte er keine Aussicht, nach einem fashionableren Stadtviertel zu ziehen als Little Bellstreet war. Er konnte indeß seinen Fleischer und Bäcker bezahlen und brauchte sich keine Sorgen wegen seines Miethzinses zu machen und dies war für einen Mann von so bescheidenen Wünschen zu seiner Zufriedenheit hinreichend.

Mr. Blinker war während dieser ganzen Zeit sein Pensionär gewesen und Barbara Snaffles war an die wöchentlichen Besuche des Mannes im flaschengrünen Rock, des Mannes, der immer nur zwischen Licht und Dunkel kam, bereits vollkommen gewöhnt. Sie hielt ihn für einen Kornhändler — für einen solchen hatte ihn Dr. Prestwitch ausgegeben — der an einem chronischen Uebel leide und für einen der besten Kunden ihres Gebietes.

Das dritte Jahr näherte sich seinem Ende, als der Abend und die Stunde von Mr. Blinkers gewohntem Besuch verflossen, ohne diesen Gentleman nach Little Bellstreet zu bringen. Es war seit drei Jahren der erste Dienstagabend, an welchem er nicht erschien und Dr. Prestwitch brachte den übrigen Theil dieses Tages in einem Zustande fieberhafter Unruhe zu. Konnte Jonathan Blinker etwas

zugestoßen sein? War es möglich, daß diese Heimsuchung ein plötzliches Ende nahm?

Ein zweiter Dienstag erschien und wieder fehlte Mr. Blinker, dann ein dritter und ein vierter mit demselben Resultat. Dr. Prestwitch fühlte eine wilde, halb reuevolle Hoffnung, daß er Jonathan Blinker nicht mehr sehen werde. Indeß machte ihm doch der Gedanke, daß dem Vermißten irgend ein Unglück zugestoßen sei, vielfache Sorgen, denn der Wundarzt war wohlwollend und mitleidsvoll und der Falschmünzer hatte ihn geliebt.

Sechs Wochen vergingen und der Doktor hatte noch immer keine Nachricht von Mr. Blinker. Zu Ende dieser Zeit, als die Verwunderung des Arztes auf ihrem Höhepunkt stand, kam ein geheimnißvolles Paket in braunem Papier, das in einer seltsamen verzogenen Handschrift, die er noch nie gesehen, an den Doctor adressiert war. Es traf am Weihnachtsabend ein, während Martin Prestwitch im Schooße seiner Familie von den Mühen des Tages ausruhte.

Die Ankunft eines Pakets und besonders an einem solchen Tage war in dem kleinen Kreise an sich schon ein Grund zur Aufregung. Die Augen der liebenden kleinen Frau strahlten vor Vergnügen, die zwei größeren Kinder drängten sich an die Kniee ihres Vaters, um das Paket öffnen zu sehen und Barbara Snaffles stand mit offenem Munde und weit geöffneten Augen hinter dem Stuhle ihres Gebieters.

Das Paket war sehr schwer — fast so, als ob Silberzeug darin wäre, dachte der Doktor — und, o, welches angenehme Geschenk würde ein Dutzend silberne Löffeln und Gabeln für den ärmlichen Haushalt gewesen sein. Mit vor Aufregung zitternden Händen erbrach er die Siegel und löste die Schnüre. In der braunen Papierumhüllung befand sich ein Kistchen von weichem Holze mit aufgenageltem Deckel. Es kostete einige Mühe, diesen loszumachen; als er aber entfernt war, dachte Mary Prestwitch, daß der Anblick, der sich ihr darbot, eine hinlängliche Belohnung für eine hundertfältige Mühe gewesen wäre.

Schön geordnet zwischen zwei Lagen von Baumwolle lag eine Quantität goldener Guineen und ihr gelber Glanz wurde durch einen

Hintergrund von Silberkronen, frisch aus der Münze, auf angenehme Weise gemildert.

»O Martin,« rief die kleine Frau mit gefalteten Händen, »wer kann uns so viel Geld gesendet haben? Gott sei es gedankt, wer es auch sein mag.«

Einige Augenblicke dachte Dr. Prestwitch wirklich, daß irgend ein unbekannter Wohlthäter sich seiner Armuth erbarmt habe und daß die glänzenden Geldstücke vor ihm wirkliche Münzen des Königreichs seien. Nur einige Augenblicke und dann trat ihm das Bild von Jouathan Binker vor Augen und er war überzeugt, daß diese glänzende Nachbildungen des Bildnisses von König George das Werk des Falschmünzers seien.

Er stieß die Hand seiner Frau weg, als sie eine der Guineen nehmen wollte.

»Rege Dich nicht auf, Molly,« sagte er sanft. »Es ist kein wirkliches Geld. Es hat sich Jemand nur einen Scherz mit mir gemacht.«

»Klein wirkliches Geld? O Martin!« rief die Frau erschrocken.

»Nein, es sieht zwar sehr gut ans; aber es befindet sich nicht eine echte Guine darunter und wenn Du oder ich versuchen wollten, eine auszugeben, so würden wir es auf Gefahr unseres Halses thun.«

»Ich würde es auf dem Bartholomäus-Jahrmarkt doch versuchen,« sagte Barbara Snaffles.

»Bab, Du solltest Dich schämen,« rief der Doktor.

Er nahm eine der falschen Münzen zwischen Daumen und Zeigefinger und befühlte den Rand derselben mit der Miene eines Mannes, der in der Metallkunde erfahren ist.

»Betrachte das Gepräge genau, meine Liebe,« sagte er, seiner Frau das Geldstück überreichend, »das ist die Probe.«

Mary Prestwitch brach in Thränen aus, als sie auf das glänzende Bildniß blickte. Es war eine bittere Enttäuschung. Fünf Minuten zuvor hatte sie geglaubt, daß ein Regen von Reichthümern auf sie niedergefallen sei und jetzt kam ihr der Gedanke an ihre Armuth weit schmerzhafter vor, als jemals vorher.

»Sind sie wirklich falsch, Martin?« fragte sie traurig.

»So falsch als alle Diejenigen, deren Anfertigung einen Mann jemals an den Galgen gebracht hat.«

Er hatte soeben ein Blättchen Papier wahrgenommen,« das in einer Ecke des Kästchens hervorsah und ein kurzes Gekritzel von Jonathan Binker enthielt.

»Geehrter Herr!« schrieb der Fälscher in seiner eigenthümlichen Sprachweise. »Ich habe einige Werkzeuge erhalten und die Arbeit wieder begonnen. Ich sende Euch eine Probe, welche von Nutzen sein dürfte. In Eurer Nachbarschaft werden sie sich leicht ausgeben lassen. J. B.«

Martin Prestwitch warf das Blatt ins Feuer.

»O Martin« wer ist es, der uns diesen grausamen Streich gespielt hat?« fragte seine Frau, »und was steht in diesem Schreiben?«

»Ich kann nichts daraus abnehmen, Molly. Aergere Dich nicht, meine Liebe. Ich glaube nicht, daß es die Person böse gemeint hat.«

»Nicht böse gemeint hat! Und uns so zu täuschen! O Martin!«

*

*

*

Der Weihnachtsschnee lag wieder in den abgelegenen Winkeln und Gassen der großen Stadt. Der Doctor war vierzehn Jahre älter als bei Beginn dieser Erzählung; aber er wohnte noch immer in Little Bellstreet und arbeitete noch immer sehr hart um Frau und Kinder zu unterhalten. Er besaß von den letzteren so viele, daß sich die Ausgaben seines Haushalts fortwährend vermehrt hatten. Er beklagte sich indeß nicht darüber. Er hätte keines von dieser fröhlichen Bande missen mögen.

Seine Umstände hatten sich zwar von Jahr zu Jahr gebessert, aber niemals so viel, daß er in eine fashionablere Nachbarschaft hätte übersiedeln können. Seine Patienten gehörten den unteren Klassen an und wenn er Little Bellstreet verlassen hätte, so hätte er auch seine Patienten aufgeben müssen. So war der ganze Strauß der heranblühenden Jugend in dem düsteren alten Hause

aufgewachsen, mehr oder weniger unter der Herrschaft von Barbara Snaffles. »Alle Diener sind so harte Gebieter,« sagte Charles Reade und jedenfalls regierte Barbara den Haushalt des Doctors mit eiserner Ruthe.

Große Geschäftigkeit herrschte während dieser Weihnachtszeit in der Familie. Das älteste Mädchen, Molly, war im Begriff, sich zu verheirathen, im Begriff, in eine weit höhere Lebenssphäre verpflanzt zu werden, als diejenige, in der ihr Vater und ihre Mutter lebten, denn sie war so glücklich gewesen, die Liebe eines fashionabeln jungen Doctors zu gewinnen, dessen Vater ein Arzt mit einer großen Westend-Praxis war, ein sehr pompöser und stolzer Mann, der ganz geneigt war zu glauben, daß sich sein einziger Sohn an die hübsche Molly Prestwitch weggeworfen habe.

Ihre Vermählung sollte am letzten Tage des alten Jahres stattfinden und die arme Molly hatte schwere Arbeit, ihre einfache Ausstattung mit dem Rath und der Hilfe von Barbara Snaffles in den Stand zu setzen. Die sanfte kleine Mrs. Prestwitch war, wie die meisten Frauen, von mildem Charakter, deren Leben in der Erziehung von Kindern hingebracht wird, wenig mehr als eine Null im Haushalte. Sie war zufrieden, zuzusehen, wie die unermüdliche Barbara Alles leitete und ordnete und es schien ihr, als ob Alles, was Mistreß Snaffles that, klug gethan sei.

Am Weihnachtstage sollte ein großes Fest in Little Bellstreet stattfinden. Der junge Mr. Clemmory, Mollys Bräutigam, sollte bei seinem künftigen Schwiegervater speisen und der große Dr. Clemmory selbst hatte sich herabgelassen, an dem einfachen Weihnachtmahle von Martin Prestwitch Theil zu nehmen. Der Küchenezettel war des ausgezeichneten Gastes indeß nicht ganz unwürdig, denn Barbara hatte schon seit einer Woche ihre Vorbereitungen dafür getroffen und der Arzt und seine Frau stimmten darin überein, daß die beabsichtigten Gerichte ein sehr hübsches kleines Diner abgeben würden. Sie sollten um drei Uhr Nachmittags speisen — eine vornehme Essensstunde, aber der junge Clemmory hatte ihnen gesagt, daß sein Vater niemals früher sein Diner einnehme.

Ein wenig vor drei Uhr trafen Dr. Clemmory und sein Sohn ein. Der Westend-Arzt war ein großer stattlicher Mann mit einer kräftigen Stimme, einer gepuderten Perrücke, einem Paar hübschen Beinen in schwarzseidenen Strümpfen und einem Rohr mit goldenem Knopf. Das kleine getäfelte Zimmer schien kaum groß genug für solche vornehme Gesellschaft und Mrs. Prestwitch war ganz stolz auf ihre Gäste.

Es fehlten nur noch wenige Minuten auf drei Uhr und die ganze Gesellschaft war in dem Besuchszimmer versammelt, als ein lauter doppelter Schlag an Dr. Prestwitch's Hausthüre ertönte. Der Wundarzt und seine Frau erschrakten und sahen einander verwirrt an. Sie hatten Niemand sonst eingeladen und die Ankunft eines uneingeladenen Gastes würde die ärgste Verlegenheit sein. Jeder Löffel und jede Gabel waren in Anspruch genommen und sämtliche Plätze am Tische besetzt.

Der Westend-Arzt sprach mit seiner pompösen Stimme vom König, von Lord North und vom amerikanischen Kriege; alle andern Anwesenden waren dagegen stille und Dr. und Mrs. Prestwitch strengten ihre Ohren aufs Aeußerste an, um die Hausthüre öffnen und Barbara mit dem unerwarteten Besucher sprechen zu hören. Es trat eine lange Pause ein, denn es war keine leichte Sache für Bab, ihre Küche unmittelbar vor dem Anrichten zu verlassen und es würde eine Unhöflichkeit gewesen sein, wenn ein Mitglied der Familie sich entfernt hätte, um die Hausthüre zu öffnen.

Endlich wurde dieselbe aufgethan und eine Stimme, die das Blut des Wundarztes in Eis verwandelte, ließ sich vernehmen, nach Dr. Prestwitch fragend. Dann ertönten draußen auf dem Gange Tritte von knarrenden Schuhen und im nächsten Augenblicke wurde die Thüre des Besuchszimmers geöffnet und hereintrat Mr. *Jonathan Blinker!*

Der Falschmünzer trug einen ganz neuen flaschengrünen Rock, eben solche Beinkleider und eine scharlachrothe, mit Gold gestickte Weste, ein schneeweißes gekräuselttes Hemd und einen neuen Hut unter dem Arm. Er hatte an Körperfülle zugenommen und sein Aeußeres deutete darauf hin, daß er sich in günstigen Umständen

befand.

Es herrschte tiefe Stille. Martin Prestwitchs Gesicht nahm eine aschgraue Farbe an, der Westend-Arzt hielt mitten in seinem Vortrag inne und starrte den neuen Ankömmling an, darauf wartend, daß ihm derselbe dargestellt würde. Mrs. Prestwitch und die Kinder starrten den Fremden ebenfalls an, waren aber geneigt, Mr. Blinkers joviales rothes Gesicht in günstigem Lichte zu betrachten. Derselbe hatte ganz das Aussehen eines ehrenwerthen Gentleman aus der landwirthschaftlichen Klasse.

»Wie befinden Sie sich, Doktor?« sagte er, nicht im geringsten durch die Gesellschaft, in der er sich befand, befangen. »Ich komme gerade von Amerika und ich dachte, ich wollte Sie besuchen, ehe ich anderwärts hingehe, obgleich es Weihnachten ist und ich habe nichts dagegen, meinen Weihnachtsbraten mit Ihnen zu verzehren, wenn es Ihnen recht ist.«

Was konnte Martin Prestwitch thun, eine schwache Seele und ganz besonders schwach, wo Jonathan Blinker im Spiele war? Er stotterte eine halbhörbare Vorstellung: »Doctor Clemmory, Mr. Blinker; Mr. Clemmory, Mr. Blinker.« Der Arzt verbeugte sich mit höflicher Würde und der gutmüthige George Clemmory schüttelte dem Fremden die Hand.

»Ihre Ankunft trifft sich gut,« sagte Dr. Clemmory, »wir haben gerade die amerikanischen Angelegenheiten besprochen, als Sie klopfen.«

Barbara meldete das Essen an, ehe Mr. Blinker antworten konnte. Durch eine rasche und geschickte Anordnung war es ihr gelungen, ein Couvert für den uneingeladenen Gast herzurichten und der Falschmünzer nahm seinen Platz unter der übrigen Gesellschaft ein, zum Entsetzen von Martin Prestwitch, der nicht mußte, welche Enthüllungen zum Vorschein kommen würden, ehe das Diner zu Ende wäre.

Das Mahl war ein entschiedener Erfolg. Dr. Clemmory aß wie ein Prälat und lobte die Gans und den Lendenbraten, bis Barbaras Gesicht vor Stolz glühte. Mr. Blinker machte sich äußerst angenehm, indem er mit dem jungen Volke am unteren Ende der Tafel fröhlich

plauderte und mit seiner Stentorstimme das Zeichen zum Lachen über die Späße des Dr. Clemmory gab. Es ist wahr, daß er beim Essen besonders in der Handhabung des Messers und der Gabel manchen Verstoß gegen die gute Lebensart machte; aber die Leute waren damals noch nicht so verfeinert als jetzt und ein Landwirth konnte Manches thun, ohne daß es ihm übel genommen wurde. Im Ganzen gingen die Dinge besser, als Martin Prestwitch erwartet hatte und als der Nachmittag vorrückte, begann er freier zu athmen.

Nach dem Essen gab es ein Dessert von Nüssen und Orangen und später eine Bowle Punsch, unter dessen Einfluß der Westend-Arzt gegen Jonathan Binker in der liebenswürdigsten Weise den Gönner spielte.

»Ich liebe einen Mann von diesem Schlage,« sagte er später im Vertrauen zu Martin Prestwitch, »ein ehrlicher jovialer Mensch, in eine gute Form gegossen, Sir, in eine gute Form. Es ist echtes Metall in ihm, man kann es am Klang hören. Der Mann ist echte, englische Münze, Sir.«

Martin Prestwitch schauderte und vermochte bloß mit einem erzwungenen Lächeln zu antworten.

Im weiteren Verlaufs des Abends wurde Dr. Clemmory vollständig benebelt und seine Ausdrücke der Achtung gegen den früheren Falschmünzer gingen fast in Uebertreibung über. Als der Wagen des Arztes kam, um ihn von Little Bellstreet abzuholen, erbot sich Dr. Clemmory Mr. Binker mitzunehmen und an seinem Gasthofe abzusetzen, ehe er nach Hause fahre, ein Anerbieten, das zum Schrecken von Martin Prestwitch auch angenommen wurde.

Wenn Dr. Clemmory eine Vorliebe für Mr. Binker gefaßt hatte, so hatte dieser würdige Mann seiner Seits eine Vorliebe für die jüngeren Mitglieder der Prestwitch Familie gefaßt. Er bestand darauf, die drei Mädchen zu küssen als er Abschied nahm und küßte zuletzt Barbara Snaffles im Gange draußen.

Er drückte Martin Prestwitch unter der Hausthüre die Hand und sagte in vertraulichem Tone:

»Ich glaube, Sie waren erfreut mich zu sehen, Doktor und das ist mir lieb. Ich habe die früheren Wohlthaten nicht vergessen. Ich habe

drüben in Amerika in der Schifffahrtsbranche ein Bisschen Geld verdient und Ihnen jeden Pfennig davon vermacht.

Es war wahr und das Bisschen Geld wies sich als ein großes Vermögen aus, das Dr. Prestwitch drei Jahre nachher von dem dankbaren Blinker ererbte, der im Geruche der Heiligkeit in seinem eigenen Hause zu Clapton starb, aufrichtig betrauert von den jüngeren Mitgliedern der Familie Prestwitch, die er in den letzten Jahren seines Lebens mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft hatte.

Dritter Band.

Oberst Benyon's Liebe

I. Kapitel.

Es war spät im Juli, als Herbert Benyon, Oberst in einem bengalischen Cavallerie-Regiment, auf der Rückreise von Indien zu Southampton landete. Er hatte schwer am Junglefiieber gelitten und deshalb einen längeren Urlaub erhalten. Die frische Seeluft und das müßige Dampfschiffleben waren ihm gut bekommen, er trug aber noch immer die Spuren jener verzweifelten Krankheit an sich. Das sonnenverbrannte Gesicht war eingefallen und abgemagert und um den Mund befanden sich Linien, welche auf vorzeitigen Altern hindeuteten, während dunkle Schatten unter den großen glänzenden Augen lagerten. Diese Augen von Oberst Benyon waren gewohnt gewesen, den Soldaten, die sich einen Fehler zu Schulden kommen ließen, Schrecken einzuflößen. Das Grau derselben schien sich in Schwarz zu verwandeln, wenn der Oberst zornig war und zu solchen Zeiten pflegten seine Leute zu sagen, daß ihr commandirender Officier wie ein wahrer Teufel aussehe. Er war indeß nicht gerade ein Tyrann und man wußte daß er ebenso besorgt für das Wohlergehen seiner Soldaten war, als er sich streng auf der Parade erwies; aber er galt für einen harten Mann und seine Leute fürchteten ihn.

Der Oberst seufzte, als der Eilzug von Southampton, in der Nähe von London anlangend, einen langsameren Gang annahm. Er hatte ein Coupé der ersten Klasse für sich und während der schnellen

Reise vor Ungeduld in dem engen Raume sich wie ein gefangener Löwe herumgeworfen, und jetzt, wo er sich am Ziel seiner Reise befand, schien er kaum zufriedener zu sein.

Er war neununddreißig Jahre alt, etwas über sechs Fuß hoch, breitschultrig, kräftig gebaut und, wenn auch nicht gerade hübsch, so doch von vornehmem Aussehen. Er hatte eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich und Leute, die ihn näher konnten, prophezeiten ihm die höchsten Auszeichnungen. Er war seit elf Jahren von England abwesend gewesen und durch den feurigen Ofen der indischen Empörung gegangen, die ihm eine reiche Ernte von Lorbeeren eingebracht hatte. Und nun kam er mit einem zweijährigen Urlaub, mit einer hübschen Summe in der englischen Bank und keinem einzigen Wesen in der Welt, das einen Anspruch auf seine Börse, oder auf seine Sorgfalt hatte, in die Heimath zurück.

Ein so durchaus unabhängiger Mann, wie Herbert Benyon, wird wohl selten auf britischem Boden gelandet sein. Mit kluger Vorsicht hatte er die Felsen und Klippen des Ehestands zu vermeiden gewußt. Er war bei Beginn seiner Laufbahn von einer hochgeborenen Kokette getäuscht worden, die ihm zu Gunsten eines reicheren Bewerbers den Abschied gegeben hatte. Er hatte diesen Schlag allem äußern Anschein nach ruhig genug ertragen; aber von diesem Augenblicke an schien er in Bezug auf alle weiblichen Reize und Verführungskünste ein Mann von Granit zu sein. Die schönsten Mädchen in Calcutta, die gefährlichsten jungen Wittwen in der militärischen Welt hatten ihre feurigsten Blicke ohne alle Wirkung an ihn verschwendet. Seit der Stunde, wo Lady Julia Dorsay ihm geschrieben hatte, daß sie in ihr eigenes Herz gesehen und gefunden habe, es sei besser ein Verhältniß abzubrechen, das nach ihrer Ueberzeugung niemals zum Glück für Beide ausschlagen könne — seit jener Stunde hatte Niemand den Obersten jemals mit einem wärmeren Lächeln als es die conventionelle Höflichkeit verlangte auf ein weiblichen Wesen blicken sehen.

Bei seinen Kameraden, den Officieren, war Herbert Benyon in hohem Grade beliebt. Er war gefällig, ein theilnehmender Freund, ein guter Gesellschafter, ein gewaltiger Reiter und Jäger. Er besaß in

der That alle Eigenschaften, die einem Manne die Achtung anderer Männer und die Bewunderung der Frauen zu gewinnen vermögen.

Hier kam noch, daß er auch ein reicher Mann war. Ein unverheiratheter Onkel war während seiner Abwesenheit im Orient gestorben und hatte ihm ein beträchtliches Vermögen und ein schönes Gut im Norden von Schottland hinterlassen. Man sieht daraus, daß Herbert Benyon alles Das in reichem Maße besaß, was sich ein Mann in seiner Lage und Stellung nur immer wünschen kann und doch war er nicht glücklich. Jedenfalls erregte die Rückkehr in sein Heimatland nach elfjähriger Abwesenheit kein Gefühl des Vergnügens in ihm, sondern nur eine düstere Empfindung seiner Vereinsamung.

Nähere Verwandte besaß er nicht. Weder Schwester, noch Bruder lächelten ihm einen Willkommen zu und seine Eltern waren schon vor zwanzig Jahren gestorben. Freunde besaß er allerdings genug — Leute, denen er Tigerfelle, wundervoll eingelegte Chatullen von Sandelholz, indische Shawls und dergleichen Kostbarkeiten mehr gesendet hatte. Im Grunde genommen, waren es aber doch nur bloße Bekannte. Unter allen diesen befand sich nur ein Einziger, dessen freundlichem Lächeln und Händedruck er mit wahren Vergnügens entgegensah.

Dies war ein Mann seines eigenen Alters, ein Kamerad von der Schule und Universität her, ein gewisser Friedrich Hammersley, der seine Laufbahn als Vicar auf dem Lande begonnen hatte, aber in Folge einer größeren Erbschaft aus dem geistlichen Stande ausgetreten war.

Das Letzte, was Oberst Bonhon von diesem Freund gehört hatte, war die Nachricht von seiner Verheirathung. Sie unterhielten ihre Freundschaft nicht durch den Austausch von langen Briefen wie Schulmädchen. Jeder von ihnen war in seiner Art hinlänglich durch die Angelegenheiten des Lebens in Anspruch genommen und jeder fühlte sich der Freundschaft des Andern hinlänglich sicher. Für Männer dieses Schlags bedurfte es keiner gegenseitigen Bethuerungen mit Tinte und Feder.

Ja, es lag ein Vergnügens für Oberst Benyon in dem Gedanken,

wieder mit Fred Hammersley zusammenzutreffen. Er hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als sein Gepäck in einem Gasthofs unterzubringen und sich dann geraden Wegs nach dem Club seines Freundes, dem Atheuäum, wo er mehr als ein fröhliches Mahl mit Fred eingenommen hatte, zu begeben.

Er wurde aber hier in seiner Erwartung getäuscht. Mr. Hammersley befinde sich im Ausland, auf dem Continent, sagte ihm der Portier. Wo er sich aufhielt, wußte der Mann nicht zu sagen. Mr. Hammersley sei aber seit langer Zeit abwesend — seit — seit länger als zwölf Monaten, sagte der Partier.

»Und seine Briefe,« fragte der Oberst, »was geschieht mit ihnen?«

»Wir bekommen wenige,« antwortete der Mann, »wenn aber einer an ihn eintrifft, so wird er an Coutts gesendet. Man sagt, er sei stets in Bewegung und nur sein Bankier weiß, wo er sich befindet.«

Es lag etwas in dem Gesichte des Mannes, was Oberst Benyon auf den Gedanken brachte, derselbe könne mehr sagen, wenn er wolle. Um ihm die Zunge zu lösen, stieß der Oberst dem Portier einen halben Sovereign in die Hand gleiten.

»Ich danke Ihnen, Sir; Sie sind sehr gütig, Sir. Es thut uns Allen leid, daß uns Mr. Hammersley verlassen hat. Er war stets so freundlich und gesprächig. Ich wünschte, es gäbe mehr solcher Herren, wie er. Es ist Schade, daß er seinem Lande auf solche Weise den Rücken gewendet hat.«

Der Oberst blickte den Sprecher überrascht an.

»Aber er reist doch wahrscheinlich zu seinem eigenen Vergnügen?« rief er aus. »Er hatte keinen besonderen Grund, England zu verlassen?«

»Ja, Sir; leider war ein unangenehmer Umstand mit seiner Abreise verbunden. Natürlich werden im Westend solche Dinge besprochen und eine Person in meiner Stellung kann seine Ohren solchen Berichten nicht verschließen. Ich würde der Letzte sein, der davon spräche; aber es gibt nichts, was nicht auf irgend eine Weise zu meinen Ohren käme.«

Der Oberst stand bestürzt da. Was sollte Das bedeuten? Hatte Frederik Hammersley dieser so ehrenwerthe und gewissenhafte

Mann, ein Verbrechen begangen? Was war der Grund dieser erzwungenen Verbannung? Dann ging dem Obersten plötzlich ein Licht auf.

»Seine Frau ist wahrscheinlich bei ihm?« fragte er.

»Nein, Sir; Mrs. Hammersley befindet sich nicht bei ihrem Mann. Seine Reise ins Ausland steht in der That mit ihr in Verbindung. Ich wäre der Letzte, der unehrerbietig von einer Dame spräche und besonders von einer solchen, die, so zu sagen zu uns in einem gewissen Verhältniß steht; aber ich habe unsere Gentleman sagen hören, daß Mrs. Hammersley's Benehmen ein sehr schlimmes sei.«

»Sie hat ihn wahrscheinlich verlassen?«

»Ja, Sir. Sie ist durchgegangen, nachdem sie kaum sechs Monate verheirathet waren, mit einem Gentleman, mit dem sie, wie man sagt, verlobt war, ehe sie mit Mr. Hammersley bekannt wurde. Die Heirath war, wie ich gehört habe, das Werk ihres Vaters und als ihr Geliebter, der ein »Capitän in der Armee war, von Indien nach Hause kam, ging sie mit ihm durch. Sie gingen mit einander nach Ostende und dergleichen Plätzen und zwei Monate darauf wurde der Capitän an einem Septembermorgen auf dem Strande bei Blankenburg mit einem Schuß durch das Herz todt gefunden. Man glaubte, daß es ein Duell gewesen und daß ihn Mr. Hammersley getödtet habe; aber dieser befand sich zu jener Zeit in London und Niemand hatte ihn in Belgien gesehen. So kam die Sache sehr bald in Vergessenheit. Mr. Hammersley hat kurz darauf eine Ehescheidung verlangt und sobald sein Fall entschieden war, England verlassen.«

»Und was ist aus der Dame geworden ?« fragte der Oberst, neugierig, das Schicksal dieses verlorenen Geschöpfes zu erfahren.

»Ich habe nie etwas davon gehört, Sir. Sie ist bei den gerichtlichen Verhandlungen über den Ehescheidungsproceß nicht erschienen. Ich glaube, daß es ihr nicht gut geht, da der Capitän todt ist; ihre Freunde müßten sie denn wieder zu sich genommen haben, was kaum wahrscheinlich ist.«

»Arme Unglückliche! Erinnern Sie sich des Namens des Mannes?«

»Was, des Capitäns, Sir? Ich habe ihn früher öfters gehört. Lassen

Sie mich besinnen. — Champney — Capitän Champney.«

Oberst Benyon erinnerte sich des Namens, aber nicht des Mannes, da derselbe in einem Linienregiment und in einer andern Garnison als der Oberst gestanden war.

Der letztere kehrte darauf in seinen Gasthof zurück und bestellte sein Diner, nach dessen Beendigung er an seinen alten Freund einen geraden, ehrlichen Brief schrieb, das Unglück von Frederik Hammersley nur leicht berührend und mit dem vollen Ausdruck ernster männlicher Theilnahme. Wenn Hammersley sich innerhalb zugänglicher Entfernung befinde, so wollte der Oberst zu ihm kommen, sobald er sich kräftig genug fühlte, die Reise zu unternehmen.

»Ich befinde mich zur Herstellung meiner Gesundheit und nur zu diesem Zwecke in Urlaub und ich sehe nicht ein, warum ich nicht ebenso schnell, wenn nicht schneller im Ausland wieder hergestellt werden soll, als in England. Ich habe kaum eine Verbindung in diesem Lande, die ich zu erneuern wünschte. Ich habe nicht einmal Lust, das alte schottische Jagdhaus zu besuchen, wo Du und ich in den Herbstferien den caledonischen Eber oder den Hirsch jagten und das jetzt mein Eigenthum ist. Kurz ich habe die meisten Illusionen des Lebens abgelegt und es ist mir nichts geblieben, als der Glaube an die Freundschaft, so weit Du dabei betheilig bist. Laß mich zu Dir kommen, lieber Hammersley, wenn Du nicht die Einsamkeit vorziehst. Sage aber nicht Ja, wenn Deine Neigung Nein sagt.«

Oberst Benyon adressirte diesen Brief an seinen Freund unter Couvert an Mr. Coutts und er fühlte, daß er keinen Plan für seinen Urlaub fassen konnte, bis die Antwort seines Freundes eintraf. Nach vierzehn Tagen kam endlich ein Brief — ein Brief, der Herbert Benyon tief zu Herzen ging, denn er theilte ihm in wenigen Worten mit, welch' ein herber Schlag das Leben seines Freundes zerstört hatte.

»Nein mein lieber Benyon,« schrieb der Wanderer, dessen Schreiben aus einem kleinen Städtchen in Norwegen datirt war, »Du darfst nicht zu mir kommen. Der Tag wird vielleicht erscheinen, Gott

weiß wann, wo ich für den Umgang mit einem Freund besser taugen werde; jetzt aber bin ich ein zu elendes Geschöpf, um meine Gesellschaft Jemand aufzudrängen, für den ich eine Zuneigung hege. Ich habe seit sechs Monaten in diesem Lande unter dem einfachen Volke ein raues urwüchsiges Leben geführt, und ich zweifle sehr, ob ein Klima wie dieses einem indischen Reconvalescenten zusagen würde, selbst wenn ich ein passender Gesellschafter wäre. Ich schreibe, wie Du siehst, mein theurer Benyon, mit aller Offenheit und ich glaube nicht, daß Du meine Freundschaft für Dich bezweifeln wirst, wenn ich unter dem bitteren Einfluß eines Unglücks, das glücklicher Weise wenige Männer zu bemessen vermögen, selbst vor Deiner Gesellschaft zurückschrecke.«

»Und nun habe ich Dir einen Vorschlag zu machen Du befindest Dich zur Herstellung Deiner Gesundheit in England und bedarfst gewiß vor allem Anderen vollkommener Ruhe. Ich besitze ein Haus im Westen von Cornwallis — ein Haus in einem Garten von Rosen mit der Aussicht auf die See — welches, wie ich glaube, Dir auf's Haar passen würde, wenn ich Dich bereden könnte, für die nächsten Monate Deinen Aufenthalt dort zu nehmen. Der Ort ist voll von bitteren Erinnerungen für mich, und ich zweifle daran, ob es ein anderes lebendes Wesen gibt, außer Dir, dem ich ihn anbieten würde. Es sollte mich aber herzlich freuen, wenn Du einen Platz bewohnen wolltest, der mir einst so theuer war. Das Klima ist dort fast wie in Madeira, und wenn Du noch eine Neigung dafür hast, so gibt es in der Nachbarschaft Gelegenheit genug für die Jagd. Ich habe ein paar alte Diener, denen die Aufsicht über den Ort anvertraut ist, und diesen werde ich mit dieser Post schreiben, sich für Deinen Empfang bereit zu halten. So hast Du nichts zu thun, als an einem Morgen, wo es Dir beliebt, ein Billet nach Penjudah zu lösen, einer kleinen Station, von der Dich eine Fahrt von zwei Stunden nach Trewardell, (unter diesem barbarischen Namen ist meine Besitzung bekannt) bringen wird. Wenn Du vorher eine Zeile an Andrew Johns zu Trewardell bei Penjudah schreiben wolltest, so würde er Dich mit einem Wagen an der Station erwarten. Es sind ein

paar gute Läufer und ein Jagdpferd im Stalle, das ich zu reiten pflegte und das, wie ich glaube, für Deine Natur passen wird.«

Das Anerbieten war verführerisch und nach einigem Zögern beschloß der Oberst, es anzunehmen. Cornwall war ein neues Land für ihn — ein entferntes, barbarisches Land, wie er dachte. Es lag auch ein Beigeschmack von Abenteuer in dem Gedanken, von dem Hause seines abwesenden Freundes Besitz zu ergreifen, ein schwacher Anstrich von Romantik in der ganzen Geschichte. Der Aufenthalt daselbst würde allerdings langweilig sein; aber der Oberst liebte die Einsamkeit und fand sich mit jedem Jahre weniger geneigt für jene Lebensweise, welche die meisten Leute für angenehm halten. Er wollte jetzt nur seine alte Kraft und Gesundheit wieder erlangen und dann nach Indien zurückkehren.

Er schrieb an Mr. Andrew Johns, diesen würdigen Mann von dem wahrscheinlichen Zeitpunkt seiner Ankunft benachrichtigend, und drei Tage später wandte er der großen Stadt den Rücken und eilte westwärts über die Gefilde, auf denen zum Theil noch der goldene Erntesegen eingethan wurde.

Es war an dem späten Sommerabend bereits Dämmerung eingetreten, als der Reisende den barbarischen Namen der Station in unverständlichem cornischem Accent ausrufen hörte. Der Zug, der fast eine Viertelmeile lang war, als er Paddington verließ, war auf wenige Wagen zusammengeschwunden, und diese waren größtentheils leer. Penjudah schien wirklich das Ende der Welt zu sein. Die vollkommene Ruhe des Platzes kam dem Obersten fast unheimlich vor, als er in dem schwachen, grauen Lichte des Abends auf dem Perron stand und neugierig umherblickte. Er fand sich tief im Herzen eines waldigen Thales, ohne ein Zeichen von Leben in der Nähe, mit Ausnahme der beiden Beamten, welche den Stab der Penjudah-Station bildeten. Es herrschte ein balsamischer Geruch von Fichten und ein sanftes Säuseln von Blättern, die der warme Westwind leicht bewegte. Selbst in Indien konnte er sich kaum einer einsameren Scene erinnern.

Außerhalb der Station fand der Oberst einen ältlichen Mann ohne Livree mit einem hübschen Wagen und einem trefflichen Pferde.

Dies war Andrew Johns. Er nahm das Gepäck des Reisenden in Empfang, und wenige Minuten darauf befand sich der Oberst auf dem Wege nach Trewardell. Die Straße ging fortwährend bergauf und bergab, häufig durch bewaldetes Land. Was der Oberst in dem herrschenden Dämmerlichte von der Gegend sah, gefiel ihm ausnehmend gut, und er war froh, daß er das Anerbieten seines Freundes angenommen hatte.

Eine Fahrt von etwas über einer halben Stunde brachte sie in ein Thal, wo eine Kirche mit einem viereckigen Thurme stand — eine Kirche von ziemlicher Größe für eine Pfarrei, welche nur aus einem halben Dutzend Häusern bestand. Ganz in der Nähe der Kirche befanden sich die Thore von Trewardell. Sie standen offen, um den Fremden zu empfangen, und nach einer mehrfach gewundenen Fahrt durch eine schöne Anlage von Gebüsch erblickte der Oberst die erleuchteten Fenster eines langen, niedrigen Gebäudes mit weißen Wänden, das halb in Laub und Blumen versteckt lag.

Mrs. Johns und eine Hausmagd mit vollem, rundem Gesicht warteten in der Halle, und ein Stallknecht stand bereit, das Pferd in Empfang zu nehmen. Innen sah Alles freundlich und heimisch aus. Die Zimmer waren geschmackvoll theils in modernem, theils in mittelalterlichem Style möblirt. Alles zeugte von einer Heiterkeit und Anmuth, wie sie der Oberst noch in keinem andern Hause wahrgenommen hatte. Es sah wie eine Wohnung aus, die ein Liebender für seine geliebte Braut eingerichtet hatte.

»Eine Frau muß schwer zu befriedigen gewesen sein, die sich hier nicht glücklich fühlte und noch dazu mit einem so guten Menschen wie Fred Hammersley,« sagte er zu sich selbst.

Ein ausgezeichnetes Diner war für ihn zubereitet, bei dem der gewandte Mr. Johns aufwartete. Der Oberst stellte ihm im Laufe des Mahls allerlei Fragen über die Nachbarschaft, auf welche Mr. Johns mit viel Verstand und Umsicht antwortete; er äußerte aber kein Wort über seinen abwesenden Gebieter und über das Leben, das derselbe während seiner kurzen Verheirathung geführt hatte.

Es war zehn Uhr, als Oberst Benyon sein Diner beendet hatte, und da die Nacht warm und mondhell war, ging er hinaus, um die

Gärten zu besehen und seine Cigarre zu rauchen.

Überall im Hause ließen sich Spuren der früheren Anwesenheit einer Frau wahrnehmen. Überall fanden sich Gegenstände, die ihr unverkennbar angehört hatten, und es hatte den Anschein, als ob Alles ganz so bewahrt worden sei, wie es die Verrätherin verlassen hatte.

Diese Dinge schienen die Einbildungskraft des Obersten lebhaft in Anspruch zu nehmen. Er konnte die Frau nicht aus dem Sinne bringen. Es war gerade, als ob sie einen üblen Einfluß auf dem Schauplatz ihres Vergehens zurückgelassen hätte.

Er ging hinaus in die Gärten und wandelte länger als eine Stunde zwischen Blumenbeeten und in den dunkeln Pfaden der Gebüschanlagen umher. Das zur Umgebung von Treadwell gehörige Land war ziemlich ausgedehnt. Auf der einen Seite des Rasenplatzes befand sich ein See, auf der andern eine Gruppe von alten Platanen. Von da aus führte eine kurze Allee von Linden zu einer Wiese, die fast wie ein Park aussah. Die warme, weiche Nachtluft war mit den Düften der Rosen, Magnolien und Reseden geschwängert.

»Der Platz ist ein wahres Paradies,« sagte der Oberst, »aber ich wünschte, ich hätte nichts von der Geschichte Evas und der Schlange gehört.«

II. Kapitel.

In den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthalts in Trewardell waren die cornischen Erfahrungen des Obersten Benyon nur angenehmer Art. Das Wetter war prachtvoll, und selbst die gewöhnlichen kurzen Regengüsse, die in dieser Gegend und Jahreszeit selten einen Tag fehlen, hatten während dieser Zeit aufgehört. Es gab innerhalb eines Tagesritts genug für ihn zu sehen — hier eine Schloßruine, dort einen Edelsitz, der unter den Merkwürdigkeiten des Westens berühmt war — und während dieser ersten beiden Wochen brachte der Oberst den größten Theil jedes Tages im Sattel oder auf langen Fußtouren zu.

Er war einigermaßen geneigt, zu vergessen, welche kurze Zeit vergangen war, seit er, fast aufgegeben von den Aerzten, in seinem indischen Bungalow gelegen hatte. Wahrscheinlich legte er in diesen ersten vierzehn Tagen den Grund zu der Krankheit, die ihn kurz darauf befiel. Die dritte Woche brachte ihn in den September, und er hatte in den ersten Tagen eine gute Feldhühnerjagd mit Andrew Johns als seinem Führer und Rathgeber. Drei Morgen nach einander verließen die beiden Männer bei Tagesanbruch, als der Thau noch schwer auf dem Boden lag, das Haus, und durchstreiften vor dem Frühstück meilenweit die Stoppel- und Turnipfelder. Am vierten Tage war der Oberst so angegriffen, daß er Mr. Johns sagte, er habe für jetzt genug. Das Jagdgehen war in seiner Art recht gut; aber in den Gliedern des Obersten meldeten sich ziehende Schmerzen und ein beständiges dumpfes Reißen in den Schultern, das ein Mann von vierzig Jahren selten weiter auszubilden wünscht. Auch stellte sich an diesem vierten Septembertage ein seiner Regen ein, und Oberst Benyon war sehr froh, in dem freundlichen Wohnzimmer ein loderndes Feuer zu finden.

In seiner gezwungenen Unthätigkeit an diesem Tage verfolgte ihn der Gedanke an den Kummer seines Freundes und an die Sünde dieses Weibes lebhafter denn jemals. Jener junge Soldat, welcher

an dem kalten Herbstmorgen auf dem Strand bei Blankenburg todt gefunden wurde, getödtet von einer Hand, die sich niemals zuvor erhoben hatte, um etwas Grausames zu thun — von der Hand eines edeln und einfachen Mannes. Ueber die Thatsache in Betreff der Betheiligung von Fred Hammersley an dieser Sache fühlte Oberst Benyon keinen Zweifel. Sein Freund hatte den Verführer getödtet. Er selbst würde unter ähnlichen Umständen ohne Bedenken dasselbe gethan haben. Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab. Er hatte die gestrigen Zeitungen gelesen und es war kein Unterhaltungsstoff mehr da, bis eine neue Post eintraf. Zu anderer Zeit würde ihm Mr. Hammersley's treffliche Bibliothek solchen Stoff zur Genüge geliefert haben; aber heute hatte er keine Stimmung für Bücher. Er vermochte seinen Geist nicht auf einen festen Gegenstand zu richten.

Der Tag kam ihm unendlich lang vor. Er war froh, als es dunkel wurde, und noch froher über die kleine Zerstreung, die ihm sein Diner um sieben Uhr gewährte, obschon er keinen Appetit hatte, sondern im Gegentheil einen gänzlichen Ekel gegen alle Speisen und einen brennenden Durst.

»Es ist mir gerade so, wie beim Beginn meines Fiebers,« sagte er zu sich, ein wenig besorgt über diese Symptome und über die Schwere und Schmerzen in seinen Gliedern. »Gott verhüte, daß ich einen neuen Anfall bekomme!«

Andrew Johns war wegen Geschäften nach der nächsten Marktstadt gegangen, und Mrs. Johns hatte ihr seidenes Kleid und ihre beste Haube angethan, um den Obersten zu bedienen, da sie dieses heikle Geschäft der bäuerischen Magd nicht anzuvertrauen wagte.

»Die Mädchen, die man hierherum erhält, sind so roh,« sagte sie, »und diese eine ist nie zu etwas Anderem verwendet worden als im Kuhstall. Wir hatten ein ganzes Haus voll Diener, so lange Mr. Hammersley hier wohnte; aber seit er in's Ausland gegangen ist, findet sich kaum genug Arbeit für mich und ein Mädchen.«

Die Dame stieß einen tiefen Seufzer aus. Oberst Benyon merkte, daß sie zum Schwatzen aufgelegt war und daß es, wenn er geneigt

wäre, über die Geschichte seines Freundes in diesem Hause etwas Näheres zu erfahren, keine große Mühe kosten würde, Mrs. Johns zum Sprechen zu bringen.

»Versuchen Sie eine von diesen rothen Seebarben, Sir. Ich habe sie mit meinen eigenen Händen hergerichtet. Es ist eine Sauce, wie sie Mr. Hammersley liebte, der liebe, arme Gentleman.«

Hier kam ein neuer tiefer Seufzer, und die Dame machte sich anscheinend am Nebentisch zu schaffen, als ob sie gefragt zu werden wünschte.

»Sie scheinen Ihren Gebieter sehr geliebt zu haben,« sagte der Oberst.

»Wir wären nicht viel werth, wenn wir ihn nicht liebten,« erwiderte Mrs. Johns. »Er war ein so guter Herr, wie nur jemals einer gelebt hat, und wir haben ihn noch dazu von Jugend auf gekannt. Er pflegte seine Ferien zu Zeiten des alten Squires, Mr. Penrose, von dem Sie gewiß auch gehört haben, in Penrose zuzubringen. Andrew und ich waren seit zwanzig Jahren bei ihm bedienstet, er als Hausmeister, ich als Köchin. Mr. Hammersley war nur ein entfernter Verwandter von dem Squire, und Niemand dachte, daß er das ganze Vermögen erhalten würde, wie es der Fall war. Ich glaube, saß Mr. Penrose ihn lieb gewann, als er noch ein Knabe war. Ich kann Ihnen sagen, daß viele junge Neffen und Cousins sich Hoffnung auf sein Geld machten.«

»Hat Mr. Penrose jemals hier gewohnt?«

»Nein, Sir. Trewardell war der Wohnsitz seiner Mutter und wurde nach ihrem Tode geschlossen. Aber seit Mr. Hammersley in den Besitz trat, blieb die Abtei unbewohnt. Er mochte nicht dort leben. Sie sei kalt und düster, sagte er, und gewann eine Vorliebe für diesen Ort, und verwandte auf die Herstellung desselben vor seiner Verheirathung große Geldsummen. Aber, Sir, Sie haben ja kaum einen Mund voll von diesen Seebarben gegessen. Wahrscheinlich lieben Sie die Sauce nicht.«

»Sie ist ausgezeichnet, meine liebe Mrs. Johns, aber ich habe diesen Abend wirklich keinen Appetit.«

»Und da ist ein gebratenes Huhn mit gedämpften Artischocken und

ein Paar Wachteln, die Sie vorgestern geschossen. Ich hoffe, Sie werden etwas essen, Sir?«

»Es thut mir leid, daß ich Ihrer vortrefflichen Kochkunst keine Gerechtigkeit widerfahren lasse; aber ich kann wirklich keinen Bissen essen. Wenn Sie mir ein steifes Glas Brantwein und Wasser möglichst heiß bereiten wollen, so wird es mir, wie ich glaube, gut thun. Ich hatte ein schlimmes Fieber in Indien, und diesen Abend kommt es mir vor, als ob sich mein alter Feind wieder anmeldete.«

»Wünschen Sie nicht, daß Andrew, sobald er nach Hause kommt, zurückfahren soll, um den Arzt zu holen? Oder ich kann auch einen von den Leuten sogleich fortschicken.«

»In keinem Falle. Bitte, machen Sie keinen Kranken aus mir. Ich habe mich gestern auf der Jagd etwas zu sehr ermüdet; das ist Alles. Selbst für den Fall, daß es schlimmer werden sollte, habe ich Arzneien in meinem Toilettenkästchen.«

Mrs. Johns mischte das heiße Getränk und beobachtete den Obersten mit einem ängstlichen Gesicht, während er trank. Dann überredete sie ihn, in das Wohnzimmer zurückzukehren, wo sie ihm einen Lehnstuhl ans Feuer rückte und eine Decke aus Tigerfell auf seine Kniee legte.

»Gehen Sie noch nicht so schnell fort, Mrs. Johns,« sagte er, nachdem er ihr für ihre Aufmerksamkeit gedenkt hatte. »Ich höre Sie gern von meinem armen Freund Hammersley sprechen. Setzen Sie sich hierher ans Feuer; seien Sie eine gute Seele. So ist's recht. Es sieht ganz behaglich und häuslich aus, Sie so dort sitzen zu sehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie einsam ich mich den Tag über gefühlt habe, wie niedergeschlagen ich gewesen bin. Ich habe beständig an den armen Hammersley und seine Frau gedacht. Es ist unnütz, zu Ihrem Manne von ihnen zu sprechen. So oft ich es thue, zieht er in der undurchdringlichsten Weise die Lippen zusammen und ist sogleich stumm-«

»Ja, Sir, das sieht Andrew ganz gleich,« erwiderte die Haushälterin. »Er würde seinem Herrn die Hände unter die Füße legen, aber man kann ihn nie dazu bringen, von ihm oder von ihr, der armen Seele, zu sprechen.«

»Sie betrug sich so schlecht und verursachte so viel Unglück, daß ich mich fast wundern muß, daß Sie es über sich bringen können, sie zu bemitleiden,« sagte der Oberst.

Die gute Frau seufzte wieder und schüttelte zweifelhaft das Haupt.

»Ich habe sie, wie Sie wissen, Sir, näher gekannt und deshalb konnte ich nicht so hart von ihr denken, als die übrige Welt. Sie war ein so edles, großherziges Geschöpf, daß Niemand je gedacht hätte, daß sie etwas so Schlimmes thun würde. Sie war nicht lange hier gewesen, als ich ausfindig machte, daß sich bei dieser Heirath alle Liebe nur auf einer Seite befand. Sie war sehr sanft und liebenswürdig in ihrem Benehmen gegen ihren Mann; aber sie liebte ihn nicht und hatte ihn nie geliebt und würde ihn nie geliebt haben, das war mir klar genug. Und sie war nicht glücklich. Er mochte, ihr zu gefallen, thun, was er wollte, glücklich konnte er sie nicht machen.«

»Bemerkte er, daß sie unglücklich war?« fragte der Oberst.

»Ich glaube nicht, daß er es bemerkte und deshalb traf es ihn wie ein Donnerschlag, als sie davonging. Er war so eifrig bestrebt, sie glücklich zu machen, daß er wahrscheinlich glaubte, sie sei es wirklich. Er war auch so stolz auf sie. Jedermann bewunderte sie. Man sagte, sie sei die liebenswürdigste Frau in der Grafschaft, obschon der Westen wegen seiner schönen Frauen berühmt ist, und sie war so geschickt, eine solche liebliche Sängerin. Es war sie, die alle die Bilder in diesem Gemach und in der Halle gemalt hat. Mr. Hammersley wollte keine andern haben, als diejenigen, die sie gemalt hatte.

»Gehörte sie diesem Theile des Landes an?«

»O nein, Sir. Ihre Familie wohnt in Suffolk, wie ich sagen hörte. Ihr Vater war ein Oberst in der indischen Armee gewesen mit einer großen Anzahl Kindern, wie ich glaube, nicht in den besten Umständen. Deshalb war die Heirath für sie eine sehr günstige Sache. Wahrscheinlich hat sie nur ihren Freunden zu Gefallen geheirathet. Solche Dinge kommen heutzutage sehr häufig vor. Sie war stets sehr freundlich und leutselig gegen mich. Eines Tags, als ich über einen Sohn von mir — über mein einziges Kind, das jung

starb — mit ihr sprach, sagte sie: »Ah, Mrs. Johns, ich habe auch meine Todten,« und ich bildete mir ein, sie spräche von einem Geliebten, den sie in früherer Zeit gehabt.«

»Ist Capitän Champney als Hammersley's Freund hierher gekommen?«

»Nein« Sir; er hat niemals dieses Haus betreten; sie muß ihn irgendwo draußen getroffen haben. Es war Sommerzeit und sehr schönes Wetter. Mr. Hammersley befand sich in London in Geschäften, die mit seinen Gütern in Verbindung standen. Er war höchstens eine Woche abwesend und er hatte gewünscht, sie möchte ihn begleiten; aber sie wollte nicht, da sie um diese Zeit nicht recht wohl oder kräftig war. Sie hatte im Frühjahr ein schleichendes Nervenfieber gehabt, von dem sie sehr angegriffen wurde. Es war am Morgen nach der Abreise ihres Mannes — ich kann mich noch an Alles erinnern, als ob es gestern gewesen wäre — sie hatte im Dorfe und dessen Umgegend die Armen besucht und sie kam zu einem dieser Fenster herein, während ich in diesem Zimmer hier abstäubte. Ich werde sie niemals vergessen. Ihr Gesicht war so weiß wie ein Betttuch und sie trat mit seltsam schwankendem Gang herein, mit starren Blicken, bis sie in meine Nähe kam. Dann erschrak sie und sank in den nächsten Stuhl, halb ohnmächtig. Ich brachte ihr ein Glas Wasser und fragte sie, was sich zugetragen habe. »O, Mrs Johns,« sagte sie, »ich habe einen Geist gesehen.« Ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen. Während der ganzen übrigen Zeit des Tags blieb sie in ihrem Zimmer eingeschlossen. Am folgenden Tage kam ein Bote mit einem Briefe an sie und spät am Nachmittage kam derselbe Bote wieder mit einem zweiten Briefe an sie. Am nächsten Morgen kam ein dritter Brief und des Nachmittags ging sie aus. Sie trug ihren Gartenhut und ein leichtes Muslinkleid und sie nahm nichts mit sich. Ich wollte mein Leben zum Pfand setzen, daß sie, als sie das Haus verließ, keine Absicht hatte, davonzugehen; aber sie kehrte nicht mehr zurück.«

»Wurden die Beiden in dieser Umgegend beisammen gesehen?«

»Ja, ein junger Bursche begegnete der Mrs. Hammersley und einem fremden Gentleman in Farmer Goldmans Feld, über das ein

kürzerer Weg nach der Station von Penjudah führt. Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und weinte, als ob ihr Herz brechen wollte, sagte der Knabe, und der Gentleman sprach sehr ernstlich mit ihr. Der Junge drehte sich um und sah ihnen nach. Sie blieben stehen und sprachen mit einander, während Mrs. Hammersley fortwährend weinte. Es kam später heraus, daß Capitän Champney mehrere Tage in einem Gasthause zu Penjudah gewohnt und einen geschlossenen Wagen gemiethet hatte, welcher in der Nähe von Trewardell wartete und das Paar nach der Station brachte.«

»Wann erfuhr Hammersley, was sich zugetragen hatte?«

»Mein Mann telegraphirte an demselben Abend an ihn und er er kam frühzeitig am nächsten Morgen zurück. Er war sehr ruhig. Ich habe niemals Jemand einen großen Schlag so ruhig ertragen sehen. Er lärmte und raste nicht, wie es andere Männer gethan hätten; sondern er saß den ganzen Tag in der Bibliothek, Briefe schreibend und Jeden anhörend, der etwas mitzutheilen hatte, während Andrew nach allen Richtungen Nachforschungen anstellte. Sobald Mr. Hammersley Alles vernommen hatte, was er an diesem Orte hören konnte, reiste er ab, vermuthlich den Beiden nach, und wir haben ihn seitdem nicht mehr gesehen. Er schrieb bald darauf an Andrew, indem er ihn anwies, wie es mit dem Hause gehalten werden sollte u.s.w. und das war Alles.«

»Sie haben wahrscheinlich von Capitän Champney's Tod gehört?« sagte der Oberst.

»Ja,« antwortete Mrs. Johns, »wir haben davon gehört, daß er todt ist.«

»Und Sie haben ohne Zweifel auch von der gewaltsamen Art seines Todes gehört?«

»Wir haben etwas davon in den Zeitungen gelesen, aber nur wenig darauf geachtet,« sagte Mrs. Johns mit einer Miene, als ob sie keine Lust hätte, den Gegenstand weiter zu verfolgen.

Der Oberst bestand nicht darauf. Er selbst war über die Hand, die den Capitän getödtet, keinen Augenblick im Zweifel und er glaubte, daß Mrs. Johns seine Ueberzeugung in dieser Beziehung theilte.

»Haben Sie jemals gehört, was aus Mrs. Hammersley geworden

ist?« fragte er darauf.

»Kein Wort, Sir. Das ist es, weshalb ich sie zuweilen gegen meinen Willen bedauern muß. Es ist eine harte Sache für sie, daß sie so verlassen dasteht, ohne eine Seele, die sich um sie kümmert, nachdem Derjenige, für den sie gesündigt, todt ist. Das arme, mißleitete Geschöpf mag vielleicht in Noth sein, vielleicht sogar ohne ein schützendes Obdach, während diese leeren Räume aussehen, als ob sie die ganze Zeit über auf sie warteten. Es thut mir jedes mal weh, wenn ich an sie denke, oder einen der Gegenstände berühre, die ihr gehört hatten.«

»War es Hammersley's Wunsch, daß der Platz in demselben Stand gehalten werden soll, wie sie ihn verlassen hat?«

»Ja Sir; es war einer seiner Befehle, die er in seinem Briefe, ehe er England verließ, meinem Manne ertheilt hat.«

»Befindet sich kein Porträt von ihr irgendwo im Hause?«

»Nein, Sir. Es war zwar ein Bild, gemalt von irgend einem großen Künstler in London, von ihr vorhanden; aber ich habe es seit dem Tage nicht mehr gesehen, wo Mr. Hammersley zurückkehrte und fand, daß sie fort war. Ob er es vernichtet, oder irgendwo eingeschlossen hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß es, als ich am folgenden Morgen in dieses Zimmer kam, nicht mehr da war. Dort über ihrem Haupte befindet sich der leere Platz, wo es gehangen hatte.«

Der Oberst blickte empor. Ja, dort befand sich das leere Feld. Auf der andern Seite des Kamins hing ein Porträt seines Freundes.

Die Erzählung der Haushälterin hatte den Oberst so sehr interessirt, daß er dabei seine Schmerzen und seine Müdigkeit vergaß; aber jetzt, wo die stimmulirenden Wirkungen von Branntwein und Wasser nachließen, fühlte er sich sehr unwohl.

»Es thut mir leid, daß ich hier bin,« sagte er mit einem Seufzer, »denn ich fürchte, daß ich sehr unwohl werden möchte. Nicht wahr, das würde eine harte Sache für Sie und Ihren Mann sein, die nicht im Vertrag steht? Mein Freund hat mir sein Haus zur Verfügung gestellt, damit ich gesund, nicht daß ich krank darin werde.«

Mrs. Johns that ihr Bestes, um ihn zu trösten und mit der

Versicherung aufzuheitern, daß seine Symptome nur auf eine Erkältung und auf eine, leichte Ermüdung hindeuteten.

»Eine Erkältung ist bei meinem Zustand immer eine bedenkliche Sache, meine gute Seele,« sagte der Oberst, »und ich war ein Thor, daß ich durch diese langen Jagdgänge über nasse Felder mich zu sehr angestrengt habe. Der Arzt, der mich nach England geschickt hat, gab mir allerlei Lehren über das, was ich thun und unterlassen sollte; ich habe ihnen aber leider wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich will indeß sogleich zu Bett gehen, eine Dose von der Arznei des Doktors nehmen und mich in eine Decke hüllen. Vielleicht bin ich morgen wieder ganz wohl. Sollte es aber schlimmer sein, so werden Sie gut daran thun, nach Plymouth zu telegraphiren, um einen tüchtigen Arzt hierher zu rufen. Geben Sie mich nicht in die Hände eines Dorfarztes.«

Mrs. Johns versprach, diesen Weisungen zu gehorchen, noch immer behauptend, daß der Oberst am folgenden Morgen besser sein würde und dann eilte sie fort, um ein tüchtiges Feuer in seinem Schlafzimmer anzünden zu lassen.

III. Kapitel.

Die Unglücksprophezeihung des Obersten ging nur zu genau in Erfüllung. Der nächste Morgen fand ihn in einem hitzigen Fieber, mit belegter Zunge, blutunterlaufenen Augen, einem galoppirenden Puls und reißenden Schmerzen in den Gliedern. Es war keine Ansteckung, keine Dorfepidemie. Der Oberst hatte sich nach seiner eigenen Aeußerung einfach »verdorben.«

Mrs. Johns glaubte, daß dies der Beginn eines rheumatischen Fiebers sei; aber sie behielt ihren zuversichtlichen Ton dem Kranken gegenüber noch immer bei, während sie der Ankunft des Arztes von Plymouth ängstlich entgegensah.

Er kam erst bei Sonnenuntergang wo der Oberst schlimmer war. Nachdem er seinen Patienten genau untersucht und Mrs. Johns über dessen Vergangenheit befragt hatte, setzte er sich nieder, um ein Recept zu schreiben.

»Es ist weniger eine Frage der Arznei als der Pflege,« sagte er. »Sie haben wahrscheinlich noch keinen Arzt aus der Nachbarschaft gerufen?«

»Nein, Sir. Oberst Benyon hat mich gebeten, keinen dieser Art zu rufen; sonst hätte ich sogleich nach Mr. Borlase geschickt.«

»Kümmern Sie sich nicht darum, was der Oberst sagt. Lassen Sie durch Ihren Mann Mr. Borlase rufen und dieses Recept anfertigen. Er kann Borlase ersuchen, mit ihm hierher zu kommen und mit mir zu sprechen. Oder warten Sie; es wird kaum Zeit dazu sein. Ich kann auf dem Rückweg nach der Station bei Mr. Borlase versprechen und ihm die Sache erklären. Er wird den Fall für mich überwachen.«

»Sie werden ihn aber doch wieder besuchen, Sir?«

»Ganz bestimmt. Heute ist Freitag. Ich werde am Montag mit demselben Zuge wiederkommen. Der Fall ist ein sehr kritischer.«

»Sie glauben doch nicht, daß Gefahr vorhanden ist?«

»Keine unmittelbare Gefahr, aber die Constitution des Patienten

ist durch Anstrengung und Krankheit in Indien untergraben und er ist kein gutes Subjekt für ein rheumatisches Fieber. Ich werde indeß erst am Montag im Stande sein, mehr zu sagen. Mittler Weile ist gute Pflege die Hauptsache. Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn ich Ihnen eine geübte Wärterin sende.«

Mrs. Johns behauptete, daß sie im Stande sei, den Oberst selbst zu pflegen; aber der Arzt schüttelte den Kopf.

»Meine gute Frau,« sagte er, »Sie haben Ihren Haushalt zu besorgen und dieser arme Mensch bedarf einer beständigen Beaufsichtigung. Wir müssen bei einem solchen Falle auf den Eintritt von Delirium gefaßt sein. Sie und Ihr Mann müssen in dieser Nacht bei ihm wachen und morgen früh werde ich Ihnen eine verlässige Person senden.«

Mit diesem Versprechen stieg er in den Wagen und fuhr nach Penjudah zurück, wo er eine kurze Unterredung mit Mr, Borlase hatte.

»Ich werde morgen früh eine Wärterin von Plymouth senden,« sagte der Arzt. »Wahrscheinlich wird sich hierherum keine solche finden, auf die man sich in einem solchen Falle verlassen kann.«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Mr. Borlase. »Es ist zwar eine Person da, mit der ich in der letzten Zeit unter meinen armen Patienten viel zu thun hatte, und, wenn sie sich nur dazu bestimmen ließe, den Dienst zu übernehmen, so würden Sie in ihr einen wahren Schatz finden; ob sie aber eine reiche Person als bezahlte Wärterin pflegen würde, vermag ich nicht zu sagen. Sie hat bisher nur die Armen gewartet und sie thut es offenbar als ein mildthätiges Werk. Aus ihrer Kleidung und ihrem Benehmen schließe ich, daß sie irgend einer religiösen Gemeinde angehört, nicht gerade einer katholischen aber einer solchen, die ihr nahe stehn.«

»Wer ist sie?«

»Eine Mrs. Chapman — eine Wittwe, die, wie ich vermuthe, selbst arm ist, denn sie hat eine sehr ärmliche Wohnung am andern Ende des Städtchens. Sie nimmt von Niemandem Bezahlung an und sie pflegt überhaupt nur eine Klasse die gar nicht bezahlen kann. Sie ist eine junge Frau von gebrechlichem Aussehen, aber sehr hübsch.

Dabei ist sie die beste Wärterin, die ich jemals getroffen habe.«

»Ich glaube nicht, daß der Oberst gegen ihre Jugend und Schönheit etwas einwenden wird,« sagte der Arzt lachend. »Eine solche Person ist in einem Krankenzimmer weit angenehmer, als irgend eine alte Hexe. Kennen Sie diese Mrs. Chapman schon lange?«

»Nicht sehr lange. Sie ist erst seit drei Monaten hier; aber ich habe in dieser Zeit viel von ihr gesehen und ich kann für ihre Geduld und Hingebung haften.«

»Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, bis mein Zug abgeht. Ich will hinunter fahren und mir dieses Muster von Ihnen ansehen.«

»Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen gefallen wird, aber ich zweifle sehr, ob es Ihnen gelingt, sie zu dem zu bringen, was wir wünschen,« sagte Mr- Borlase.

»Das wollen wir sehen,« antwortete der Arzt, der mehr Vertrauen auf seine eigene Ueberredungsgabe setzte. »Sie sagen, die Frau sei arm. Wenn dies der Fall ist, so wird sie gewiß ein vortheilhaftes Anerbieten nicht ablehnen. Gute Nacht, Borlase. Vergessen Sie nicht, morgen in aller Frühe nach Tewardell zu gehen.«

Mit dieser Empfehlung fuhr der Arzt hinweg, die Straße hinunter nach der kleinen, ärmlichen Vorstadt. Aus seine Nachfrage wurde er dort in das letzte Häuschen und hier in ein kleines Wohnzimmer gewiesen, das ihn durch seine ungemeine Sauberkeit und Nettigkeit nicht wenig überraschte. Das Zimmer war durch ein einziges Licht schwach beleuchtet und bei demselben saß eine Frau mit Lesen beschäftigt — ein schlankes, gebrechliches Geschöpf in einem schwarzen Kleide und einer weißen Haube von besonderer Gestalt, die fast jede Spur von ihrem Haar verbarg und ihrem blassen, dünnen Gesicht ein nonnenartiges Aussehen gab.

Der Arzt fühlte sogleich, daß dies keine gewöhnliche Wärterin sei, der er ein Geldanerbieten machen konnte.

Er theilte ihr den Zweck seines Besuchs mit, sagte ihr, was er von Mr. Borlase gehört, und wie sehr er wünsche, ihre Dienste für einen Gentleman zu erlangen, welcher gefährlich krank sei.

»Es ist ganz unmöglich,« sagte sie mit einer wohlklingenden,

festen Stimme. »Ich pflege nur die Armen.«

»Sie gehören wahrscheinlich einem Schwesterorden an?« fragte der Arzt.

»Nein, ich gehöre keinem Schwesterorden an,« antwortete sie mit einem Tone, in welchem Bitterkeit und Schmerz mit einander gemischt waren. »Ich stehe ganz allein in der Welt.«

»Entschuldigen Sie mich; nach Ihrem Anzuge dachte ich, Sie seien ein Mitglied eines jener Orden, die heutzutage so häufig sind.«

»Nein, Sir, es ist ein einfacher Anzug, der für meine Umstände paßt und dies ist der einzige Grund, warum ich ihn trage. Ich habe mir die Richtschnur für meine Pflichten vorgezeichnet und suche ihr zu folgen.«

»Ich wundere mich nur, daß Sie einen so obskuren Platz wie Penjudah als Feld für Ihr wohlthätiges Wirken gewählt haben. Haben Sie in diesem Theile des Landes Ihre Heimath?«

»Nein. Der Ort ist ruhig und ich kann hier wohlfeil leben. Bis jetzt habe ich stets genug Arbeit gefunden.«

»Die Beschäftigung, die Sie gewählt haben, ist eine sehr edle und das damit verbundene Opfer verdient bei einer so jungen Frau alle Bewunderung.«

»Sie ist kein Opfer für mich,« antwortete sie in entschiedenem Tone und der Arzt fühlte, daß er kein Recht habe, weitere Fragen zu stellen.

Dagegen vertrat er sein Anliegen mit so großer Wärme, daß Mrs. Chapman fast geneigt schien, nachzugeben.

»Sie räumen ein, daß Sie gegenwärtig keine dringende Beschäftigung in Penjudah haben,« sagte er im Laufe des Gesprächs, »und ich kann Ihnen versichern, daß Sie einen wirklichen Art der Wohlthätigkeit ausüben, wenn Sie sich dieses armen Gentleman in Trewardell annehmen.«

Es war das erstemal, daß er den Namen des Platzes genannt hatte.

»Zu Trewardell, sagen Sie?« fragte Mrs. Chapman.

»Ja. Es ist das Haus eines Gentleman, sieben Meilen von hier, ein

reizender Platz. Dieser Oberst Benyon ist ein Freund des Besitzers, der seit einigen Jahren im Ausland lebt. Bitte, überlegen Sie sich die Sache und dehnen Sie Ihr barmherziges Wirken auch auf diesen armen Menschen aus, Mrs. Chapman. Bedenken Sie, daß es ein ganz anderer Fall ist, als wenn er sich im Schooße seiner Familie befände. Er ist ganz allein, in der Gegend vollkommen fremd und hat Niemand als Dienstboten an seiner Seite. Ich könnte natürlich eine Wärterin aus Plymouth senden, wie ich Anfangs auch beabsichtigt hatte; aber nach dem, was mir Mr. Borlase gesagt hat, habe ich mein Herz darauf gesetzt, Sie zu erhalten.«

»Mr. Borlase ist sehr gütig. Ich werde kommen.«

Er hatte erwartet, sie am Ende doch noch zu überreden, aber nicht erwartet, daß sie so schnell nachgeben würde.

»Sie willigen ein! Das ist herrlich und erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie in Betreff der Vergütung ganz Ihre eigenen Bedingungen stellen dürfen.«

Bitte, sprechen Sie nicht davon. Ich kann keine Bezahlung für meine Dienste nehmen. Ich werde zu Oberst Benyon gehen wie zum ärmsten Patienten in Penjudah.«

»Thun Sie, wie es Ihnen beliebt, nur kommen Sie und je früher, desto besser.«

»Ich kann sogleich kommen, noch an diesem Abend, wenn Sie es wünschen.«

»Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie dies wollten. Ich fahre jetzt nach der Station und werde Ihnen sofort den Wagen senden, damit er Sie nach Trewardell zurückbringt.«

»Nach Trewardell zurück!« wiederholte Mrs. Chapman, als ob etwas Besonderes darin liege.

Der Arzt hatte zu große Eile, um das Eigenthümliche in ihrem Tone zu bemerken. Er fürchtete, den Zug zu versäumen und eilte nach seinem Wagen.

IV. Kapitel.

Oberst Benyon befand sich in einer schlimmen Lage. Wieder wie in seinem indischen Bungalow nahm ihn der grimme Tod als sein Eigenthum in Anspruch; wieder flackerte die Lebenslampe nur noch schwach und eine Zeit lang lag der Kranke in einem Lande, wo Alles Finsterniß war, wo er Niemanden kannte, sich an nichts erinnerte und sein ruheloser Schlummer von Fieberphantasien gestört wurde. Während dieses ganzen Monats September kam Mr. Borlase täglich zweimal und der Arzt von Plymouth wöchentlich dreimal nach Trewardell. Sie waren stolz auf ihren endlichen Sieg, als Herbert Benyon außer Gefahr erklärt werden konnte. Sie erkannten auch beide den großen Antheil an, der Mrs. Chapman an diesem Siege zukam.

Sie war bei Tag und Nacht unermüdlich in Arbeiten und Wachen gewesen und hatte mit einer Geduld und Hingebung ausgeharrt, die keine Grenzen kannte. Keine andere Hand als die ihrige hatte dem Obersten die Arznei gereicht, kein anderes Auge als die ihrigen hatte in der nächtlichen Stille über ihm gemacht. Es war ganz vergebens, daß Mr. Borlase und Mrs. Johns in sie gedrungen waren, Beistand anzunehmen, besonders aber sich zuweilen bei ihren Nachtwachen ablösen zu lassen. In diesem Punkte war sie unerbittlich. Wenn sie schlief, so richtete sie es so ein, daß der Schlaf ihre Pflichten nicht beeinträchtigte. Zuweilen am Abend, wenn es draußen fast dunkel war, machte sie einen einsamen Gang durch die Gärten. Dies war ihre einzige Erholung. So sanft und freundlich sie einer Seits in ihrem Benehmen war, so unnahbar zeigte sie sich auf der andern Seite und sie wußte selbst die etwas herrische Mrs. Johns von sich fern zu halten, was diese Matrone nicht wenig verdroß.

»Sie ist trotz ihres sanften, ruhigen Wesens stolz wie Lucifer,« sagte Mrs. Johns zu ihrem Manne. »Ich habe ja ihre Stimme kaum ein halbes dutzendmal gehört, seit sie hier ist und ich kann nicht sagen, daß ich ihr Gesicht gehörig gesehen habe, so überschattet

es der schwarze Hut, den sie trägt. Ich hasse dieses papistische Wesen.«

Der Hut, welcher das Mißfallen der Mrs. Johns erregte, hatte allerdings ein etwas klösterliches Aussehen und diente dazu, das blasse liebliche Gesicht der Wärterin weit mehr zu verbergen, als die Haube, in der sie Dr. Matson zuerst gesehen hatte. Der Arzt bemerkte zwar den Wechsel der Kopfbedeckung, als er nach Trewardell kam; betrachtete ihn aber nur als einen Theil ihrer harmlosen Excentricität, welche man dieser barmherzigen Laienschwester recht wohl nachsehen konnte.

Endlich kam die Zeit, wo Herbert Benyon aus der langen Nacht von Leiden und Delirium zu einem schwachen Interesse für die Außenwelt erwachte. Er war indeß nicht immer bewußtlos gewesen. Er wußte, daß während seiner ganzen Krankheit Tag und Nacht eine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt an seinem Bette gesessen, oder mit leisem Tritte in seinem Zimmer herumgeschwebt war; er wußte, daß die sanfte Hand eines Weibes ihn mit unermüdlicher Sorgfalt gewartet hatte; er wußte, daß ein liebliches, bleiches Gesicht bei dem schwachen Lampenlicht mit unaussprechlichem Mitleid auf ihn niedergeblickt hatte; aber er hatte seltsame Einbildungen in Bezug auf diese sanfte Pflegerin. Zuweilen war es eine Schwester, die er sehr geliebt und in früher Jugend verloren hatte; zuweilen war es Lady Julia Dorsay. Daß sie keiner von diesen glich, machte in seinen Phantasien keinen Unterschied.

Dies war aber jetzt vorüber. Er wußte, daß er sich zu Trewardell befand und daß diese schwarzgekleidete Frau ihm fremd war.

Es war an einem Sonntage, einem milden Oktobertage, gegen Sonnenuntergang, als er sich zum erstenmale im Stande fühlte, zu seiner geduldigen Wärterin zu sprechen. Ein großes, hohes Fenster in seinem Zimmer ging nach Westen und er sah den Abendhimmel mit einem warmen rosigen Lichte durch dasselbe und hörte die Kirchenglocken zum Abendgottesdienst läuten.

Mrs. Chapman saß am Fenster und las, ihren Hut zurückgeworfen und ihr dunkelbraunes Haar nur durch ihre Haube verhüllt. Sie trug nicht immer den Hut, obschon sie Mrs. Johns niemals ohne

denselben gesehen hatte. Sie hatte die Gewohnheit ihn zuweilen abzulegen.

Der Oberst lag ganz bewegungslos da, den Himmel und die ruhige Gestalt am Fenster betrachtend, neugierig, wer diese Frau wohl sein möchte. Ihr Profil hob sich deutlich gegen das sanfte Licht ab, wie sie dort saß, ohne zu wissen, daß er sie beobachtete und Herbert Benyon dachte, daß er niemals ein lieblicheres Gesicht gesehen habe.

Es war eine vergeistigte Schönheit, geläutert durch einen großen Schmerz, wie der Oberst dachte. Die Frische und Blüthe der Jugend waren verschwunden, obschon die Frau offenbar jung war; aber mit dem Verlust dieser hatte sie an Reiz im Ausdruck gewonnen. Es war ein Gesicht, das Einem zu Herzen ging.

Als sie jetzt hörte, daß sich ihr Patient bewegte, verließ sie das Fenster und trat an das Bett. Er sah, daß ihre Augen dunkelgrau und groß waren und daß ein kummervoller Ausdruck darin lag.

»Ich wußte nicht, daß Sie erwacht seien,« sagte sie sanft. »Lassen Sie mich Ihre Kissen etwas zurecht legen und dann will ich Ihnen Tee bringen.«

Es war eine Stimme, die er in allen seinen verworrenen Träumen gehört zu haben glaubte. Sie beugte sich über ihn, die Kissen mit geschickter Hand in einem Augenblicke zurecht legend.

»Wie gut sind Sie die ganze Zeit über gegen mich gewesen!« sagte er. Dieses waren die ersten verständigen Worte, die er gegen sie ausgesprochen hatte.

Die Ueberraschung überwältigte sie einiger Maßen. Thränen kamen plötzlich in ihre Augen und sie wandte sich ab, um sie zu verbergen.

»Dank Gott!« rief sie inbrünstig aus, »Dank Gott!«

»Für was?« fragte der Oberst.

»Daß Sie viel besser sind.«

»Ich war also wahrscheinlich sehr krank?«

»Ja, Sie waren sehr krank.«

»In meinem Kopf, nicht wahr? Ja, ich weiß, ich dachte, ich sei in

Indien und glaubte die Schakals draußen schreien zu hören. Und in Wirklichkeit bin ich in Cornwall in Hammersley's Haus — armer Hammersley! — und Sie haben mich gepflegt; ich weiß aber nicht, wie lange. Sie sehen, ich bin jetzt ganz vernünftig. Ich dachte einmal, Sie wären meine Schwester, ein Mädchen, das vor zwanzig Jahren gestorben ist.«

»Ja Sie sind viel besser; ich bitte aber, sprechen Sie nicht. Sie sind noch immer sehr schwach und der Arzt würde mir zürnen, daß ich Sie so viel sprechen lasse.«

»Gut, ich will so ruhig sein wie ein Lamm. Ich bin auch wirklich nicht im Stande, Ihnen ungehorsam zu sein. Nur eine Frage möchte ich Ihnen stellen.«

»Eine Frage will ich gern beantworten, wenn ich kann.«

»Welchem gütigen Einfluß habe ich Ihre Pflege zu verdanken? Welche Laune des Glücks hat einen solchen helfenden Engel an mein Krankenbett geführt?«

»Ich bin hier, um ein Werk der Barmherzigkeit zu üben,« antwortete sie ruhig. »Ich bin eine Wärterin von Beruf.«

»Aber Sie sind eine Dame,« rief er überrascht.

»Das ist doch kein Hinderniß, daß ich die Kranken pflege.«

»So wollen Sie also nicht sagen, daß Sie eine Spitalwärterin — eine Person sind, die Jeder miethen kann, der ihrer Dienste bedarf.«

»Sie stellen mehr als eine Frage. Nein, ich bin keine Spitalwärterin, auch nehme ich keine Bezahlung für meine Dienste.«

»Ich habe es mir gedacht,« murmelte der Oberst mit einem erleichterten Seufzer.

Es würde ihn tief betrübt haben, wenn er entdeckt hätte, daß die geduldige Pflegerin, die er bald für seine verstorbene Schwester, bald für seine falsche Geliebte gehalten, nichts als ein Miethling sei.

»Ich wünschte irgend etwas Nützliches in der Welt zu thun, da ich ganz allein bin und ich wählte die Pflege der armen Kranken.«

»Und haben Sie sich schon lange diesem guten Werke gewidmet?«

»Nicht sehr lange; aber Sie dürfen nicht weiter reden. Ich muß

dies bestimmt verbieten.«

Nur mit Widerstreben unterwarf sich der Oberst. Er hätte gerne Alles über diese Frau wissen mögen — über diesen helfenden Engel, wie er sie bei sich selbst nannte.

Betsy Jane, die Hausmagd mit dem fetten Gesicht, brachte den Thee.

Mrs. Johns hatte es in der letzten Zeit ganz vermieden, das Krankenzimmer zu betreten, weil sie sich durch die Zurückhaltung der Wärterin beleidigt fühlte. Der Oberst bedürfe ihrer nicht, sagte sie; er habe ja diese feine Dame mit der papistischen Kopfbedeckung.

Mrs. Chapman ordnete das Theegeschirr auf dem Tische neben dem Bette.

»Sie haben ja Ihre eigene Tasse vergessen,« sagte der Oberst, während sie seinen Thee einschenkte.

»Ich werde meinen Thee nachher trinken,« sagte sie.

»Sie müssen ihn jetzt mit mir trinken, oder ich werde gar keinen trinken.«

Sie willfahrte ihm, da sie es nicht für passend hielt, wegen einer solchen Kleinigkeit mit ihm zu streiten. Sie brachte ihre Tasse und setzte sich dahin, wo er es wünschte. Er sah sie sehr oft an, während er seinen Thee trank, voll Neugierde darüber, welches wohl ihr vergangenes Leben gewesen sei. Er hätte die Welt darum gegeben, sie noch weiter zu befragen; aber das war ihm untersagt, abgesehen von der Unschicklichkeit solcher Fragen. Er begnügte sich also damit, sie mit träumerischen Augen zu betrachten, während er allerlei mäßige Vermuthungen über sie und ihr Leben anstellte.

Der Patient hatte sich wesentlich gebessert und die Aerzte waren ungemein erfreut darüber; aber sein Fortschritt war selbst jetzt noch sehr langsam. Er lag vier Wochen lang fast so hilflos wie ein Kind da, Tag und Nacht von Mrs. Chapman gewartet. Ihre Beihilfe war ein junger Mensch aus dem Stalle, welcher die Dienste eines Kammerdieners verrichtete, zu denen er viel Geschick an den Tag legte. Wie er diese traurige Zeit ohne Mrs. Chapmans Pflege und

Gesellschaft ausgehalten hätte, konnte sich Herbert Benyon nicht denken. Sie heiterte die düstere Einsamkeit des Krankenzimmers auf und erleichterte seine Bürde mehr als Worte zu sagen vermochten und doch war sie keineswegs das, was man eine lebhaft Person zu nennen pflegt. In der That konnte sich der Oberst nach einem mehrwöchentlichen steten Verkehr nicht erinnern, daß er sie jemals lächeln gesehen. Aber ihre Gegenwart übte einen Einfluß auf ihn aus, welcher besser war, als alltägliche Fröhlichkeit. Sie las ihm vor und ihre liebliche Stimme klang wie Musik. Sie unterhielt sich mit ihm und jedes ihrer Worte trug dazu bei, den Reichthum eines hochgebildeten Geistes zu entwickeln. Mit einer solchen Gesellschafterin konnte das Leben, selbst in einem Krankenzimmer nicht lästig werden.

In den vier Wochen des ersten Studiums seiner Genesung hatte Oberst Benyon vielfache Versuche gemacht, die Geschichte seiner Wärterin kennen zu lernen; aber seine Bemühungen blieben ganz ohne Erfolg.

»Meine Geschichte ist einfach genug,« erklärte sie ihm einmal, als er die Vermuthung aussprach, daß in ihrem Leben irgend ein Roman liege. »Ich habe Alles verloren, was ich jemals geliebt hatte, und ich bin genöthigt, mich für Fremde zu interessiren.«

»Sie sind für eine Wittve noch sehr jung,« sagte der Oberst. »Waren Sie lange verheirathet als Mr. Chapman starb?«

Ein plötzlicher Ausdruck von Schmerz kam in ihr Gesicht.

»Nicht sehr lange. Bitte, fragen Sie mich nicht, um die Erinnerung an mein vergangenes Leben zurückzurufen. Meine Geschichte ist die Geschichte der Todten.«

Nach dieser Erklärung konnte er seine Neugierde nicht wohl weiter treiben. Der Wunsch, mehr zu erfahren, ließ ihm aber keine Ruhe. In der Stille der Nacht lag er wachend da, zu sich sprechend: »Wer mag wohl dieser Chapman gewesen sein, daß er seine Frau in einer so verlassenen Lage zurückließ? und was kann aus ihren eigenen Verwandten geworden sein? Ich wollte meine Aussicht auf Beförderung verwetten, daß sie eine Dame von Geburt ist; aber wie kommt eine Dame dazu, einen solchen überspannten Plan wie diese

Krankenpflege auszuführen?«

Sobald der Oberst kräftig genug war, um von seinem Bette nach dem Sopha zu wanken, schlug Dr. Matson einen Wohnungswechsel vor.

»Sie müssen in die Nähe der See gehen,« sagte er. »Dieses blühende Thal ist in seiner Weise ganz gut und Sie stehen allerdings auch hier unter dem wenn auch etwas entfernten Einfluß der Seeluft. Ich wünschte Sie aber irgendwo ganz nahe am Ufer des atlantischen Oceans unterzubringen. Es befindet sich zu Penjudah ein anständiges Wirthshaus, das ganz in der Nähe der See, fast auf dem Strand erbaut ist. Ich kann Ihnen den Platz und die Leute, die ihn halten, empfehlen. Sie werden dort gut aufgehoben sein und ich glaube, daß die Uebersiedelung dahin Ihrer Gesundheit zuträglich sein wird.«

Der Oberst seufzte.

»Ich bin nicht kräftig genug, um von einem Zimmer in das andere gebracht zu werden,« sagte er.

»Ganz recht. Es ist natürlich ein guter Theil von Schwäche vorhanden; aber die Veränderung würde Ihnen sehr gut bekommen. Wir müssen eben irgend eine Vorrichtung ausdenken, um Sie in liegender Stellung tragen zu können. Mrs. Chapman wird Sie natürlich begleiten.«

Das Gesicht des Obersten heiterte sich auf.

»Würden Sie mitgehen?« fragte er« seine Wärterin anblickend.

»Natürlich wird sie gehen. Sie ist noch keineswegs mit Ihnen fertig. Ich kann Ihnen versichern, Oberst Benyon, daß noch einige Zeit hingehen wird, bis Sie unsern Händen entschlüpfen,« sagte Dr. Matson in scherzhaftem Tone.

»Ich wünsche es gar nicht; ich bin ganz zufrieden, auf der Krankenliste zu bleiben,« erwiderte der Oberst, seine Wärterin und nicht seinen Arzt anblickend.

Dr. Matson bemerkte den Blick.

»Ei, ei!« sagte er zu sich, »springt die Katze so? Die Freunde des Obersten werden es mir nicht Dank wissen, daß ich ihm eine so gute

Wärterin verschafft habe, wenn er damit endigt, sie zu heirathen. Dieser Blick war sehr verdächtig.«

Der Arzt setzte seinen Willen durch. Das erste Gasthaus zu Penjudah war in dieser späten Zeit des Jahres vollkommen leer und die besten, auf die See hinausgehenden Zimmer standen dem Obersten zur Verfügung. So verließ er an einem schönen Morgen zu Anfang November, wo in diesem Lande das rothe Laub noch immer an den Bäumen hing, Trewardell, das für ihn kein glücklicher Platz gewesen war.

Selbst an diesem letzten Morgen erhaschte die geschäftige Mrs. Johns kaum einen Blick von dem Gesichte der Wärterin; aber gerade im letzten Augenblicke, als der Oberst in dem Wagen gehörig versorgt und untergebracht war, drehte sich Mrs. Chapman um und hielt der Haushalterin die Hand hin. Sie hatte ihren Schleier, einen dicken, schwarzen Schleier heruntergelassen und trug einen schwarzen geschlossenen Hut von einiger Maßen veralteter Mode.

»Leben Sie wohl,« sagte sie mit ihrer leisem klagenden Stimme. »Dies ist das letzte mal, daß ich Trewardell sehe. Ich möchte Ihnen, ehe ich gehe, gerne die Hand bieten.«

Es lag etwas fast wie Demuth in ihrem Tone. Die Haushälterin nahm zuerst eine ziemlich steife Haltung an; aber im nächsten Augenblicke gewann ihre Gutmüthigkeit die Oberhand über ihre Empfindlichkeit und sie ergriff die dargebotene Hand.

»Sie können überzeugt sein, Madame,« sagte sie, »daß ich keinen Groll gegen Sie hege, obschon Sie sich so sehr für sich gehalten haben, als ob andere Leute nicht gut genug für Sie wären und wenn Sie einmal an einem schönen Nachmittag von Penjudah einen Spaziergang hierher machen wollen, um eine Tasse Thee mit mir zu trinken, so sind Sie herzlich willkommen.«

»Sie sind sehr gütig, aber ich fühle, daß ich Trewardell nie mehr sehen werde. Darf ich eine von diesen Spätrosen pflücken? Ich danke, ich möchte eine mit mir nehmen.«

Sie ging zu einem Rosenbäumchen auf dem Rasenplatze und pflückte eine einsame Theerose, eine blaßgelbe, melancholische Blume, wie der Oberst dachte, als sie mit dieser Rose in der Hand

ihren Sitz im Wagen neben ihm einnahm.

»Ich sehe Sie nicht gerne mit dieser blaßgelben Blume,« sagte er; »sie erinnert mich an die Goldwurz und sie scheint mir ein Symbol des Todes zu sein. Ich würde es lieber sehen wenn Sie diesen häßlichen schwarzen Hut ablegten und mit einem Kranz von hellrothen Rosen gekrönt würden, dem Sinnbild der verjüngten Jugend und Hoffnung.«

Sie sah ihn mit ernstesten traurigen Augen an.

»Ich bin mit der Jugend fertig,« sagte sie, »und auch mit der Hoffnung, ausgenommen —«

»Ausgenommen, was?« fragte er eifrig.

»Ausgenommen mit einer Hoffnung, über die ich nicht gerne spreche — mit der Hoffnung auf etwas jenseits der Erde.«

Darauf schwieg der Oberst. Es lag etwas in diesen ersten Worten das wie ein Tadel lautete.

Mrs. Johns stand unter der Thüre und sah mit gedankenvollem Gesicht den Wagen wegfahren. »Was lag so eben in ihrer Stimme, das mich schauern machte?« sagte sie zu sich.

V. Kapitel.

Oberst Benyon war verliebt. Dieser strenge, abgehärtete Soldat, der sich seit fünfzehn Jahren gerühmt hatte, daß er frei von irgend etwas sei, was sich nur im Entferntesten dem Zustande näherte, den er »Verschossenheit« nannte, erwachte jetzt zum Bewußtsein daß er ein ausgemachter Thor und daß er, wenn er diese Frau, von der er so viel wie nichts wußte, nicht zum Weibe erhalten konnte, ein verlorener Mann sei. Daß er in die Außenwelt, daß er nach Indien zurückkehren und das Leben ohne sie wieder beginnen könne, schien ihm jetzt unmöglich. Seine Welt hatte sich ganz in das Krankenzimmer verengt, wo sie ihm Wärterin und alleinige Gesellschafterin war. Alle Stimmen der Erde schienen in diese eine zarte musikalische Stimme verschmolzen, die ihm vorlas, oder in den langen ruhigen Abenden mit ihm plauderte. Bis jetzt hatte er kaum die Bedeutung einer weiblichen Gesellschaft gekannt. Niemals hatte er in einer so engen Vertraulichkeit mit Irgendjemand, selbst nicht mit einem männlichem Freund gelebt. Jetzt aber blickte er auf sein hartes Alltagsleben auf die conventionelle Gesellschaft, auf die einförmigen Vergnügungen zurück und wunderte sich, daß er so viele Jahre lang eine so öde, traurige Existenz ertragen hatte. Er liebte sie. Seit langer Zeit hatte er gegen diese Thorheit, wenn es eine solche war, gekämpft; aber sein Kampf war fruchtlos geblieben. Er liebte sie. Sie und keine Andere wollte er zum Weibe haben, und er sagte sich, daß es am Ende doch kein so großes Opfer sei, das er zu bringen, gedenke. Daß sie eine Dame sei, daran hatte er von der ersten Stunde an, wo er nach Wiedererlangung seiner gesunden Sinne ihr Gesicht erblickt und ihre Stimme vernommen niemals gezweifelt. Es war wohl möglich, daß sie aus einem weniger edlen Geschlecht abstammte als sein eigenes, obschon er auch dies nicht recht zu glauben vermochte. Dagegen hielt er es für mehr als wahrscheinlich, daß sie sehr arm sei. Ueber diese letzte Thatsache war er aber nur erfreut. Er gefiel sich in dem Gedanken, daß er

durch seinen Reichthum ihr ein neues und schöneres Leben schaffen könne, indem er sie mit all den Bequemlichkeiten und eleganten Luxusgegenständen umgeben würde, welche die natürlichen Attribute ihrer Schönheit zu bilden schienen.

War Hoffnung für ihn vorhanden? Nun ja, er war fern davon zu glauben, daß sein Fall ein verzweifelter sei. Es lag zuweilen in ihrem Blicke und Tone ein gewisses Etwas, das ihn auf den Gedanken brachte, daß er ihr nicht ganz gleichgültig, daß er etwas mehr als ein bloßer Gegenstand ihres Mitleids sei. Nichts konnte vagar sein, als diese Zeichen und Beweise, denn sie war im höchsten Grade zurückhaltend — äußerst stolz, dachte er zuweilen — und er hegte die Ueberzeugung, daß sie sich derselben selbst nicht bewußt war. Aber so unbedeutend sie auch waren, so reichten sie doch hin, Hoffnung in Herbert Benyons Brust zu erregen und er bildete sich ein, daß er für sein Bekenntniß und die Gewißheit seines Glücks nur den richtigen Zeitpunkt abzuwarten habe.

Er hatte keine Eile zu sprechen. Es war ja Zeit genug. In diesem ruhigen, täglichen Umgang lag etwas so Süßes für ihn, daß er fast fürchtete, ihm durch eine neue Beziehung zu seiner sanften Wärterin ein Ende zu machen. Er wünschte sie jetzt nicht zu verscheuchen, selbst wenn sie ihn nur verlassen würde, um später als seine Frau zurückzukehren. Er wünschte sie ein wenig länger in dieser ungezwungenem ungestörten Gesellschaft bei sich zu haben.

So gingen die Tage und Wochen hin. Der Oberst wurde so kräftig, daß ihm Dr. Matson Lebewohl sagte und selbst Mr. Borlase davon sprach, ihn zu entlassen. Er war im Stande, in der sonnigsten Stunde des Herbsttages einen kurzen Spaziergang zu machen, auf seinen Stock gelehnt und zuweilen ein wenig durch den Arm seiner Wärterin unterstützt. Er hatte Penjudah sehr lieb gewonnen; die zerstreuten Häuser am Seeufer — die seltsame altmodische Landstraße, die sich den Hügel hinan zog — der geschätzte Platz an der grasigen Seite des Hügel, der als Begräbnißstätte für die Bevölkerung von Penjudah diente — die ländlichen Wege, von denen einer die Aussicht auf den atlantischen Ocean darbot — alles Dies wurde dem Obersten sehr theuer und es schien ihm, daß er in

diesem entfernten westlichen Hafen zufrieden leben könnte mit dieser einen Frau als Gesellschafterin.

Es war fast zu Ende November; aber das Wetter zeigte in dieser Gegend nach immer eine wundervolle Müdigkeit, die Tage waren heiter und angenehm, die Abends klar und ruhig. Der Oberst hielt zuweilen in dem Kirchhofe an, um auszuruhen, auf einem Grabstein sitzend, mit dem Gesichte gegen die See gekehrt und Mrs. Chapman an seiner Seite. Er hatte ihr die ganze Geschichte seines vergangenen Lebens erzählt, selbst die schämliche Episode von Lady Julia Dorsay's Untreue. Es war sein Vergnügen, ihr zu erzählen. Er vertraute auf sie, wie er noch nie auf Jemanden vertraut hatte. Er hegte einen unbeschränkten Glauben an ihre Unbescholtenheit und an ihren gesunden Verstand. Er hatte mit ihr über seinen Freund Hammersley gesprochen und ihr die Geschichte der Gebieterin von Trewardell erzählt.

»Sie haben die Geschichte wahrscheinlich vorher schon gehört gehabt,« bemerkte der Oberst. »Ich vermuthe, daß Sie die Klatschschwestern von Penjudah genau kennen.«

»Ja,« antwortete sie. »Jedermann in Cornwall kennt sie.«

Es war der letzte Tag im November. Der Oberst saß auf seinem Lieblingsplatz im Kirchhof. Er dachte daran, daß die Zeit herannahe, wo er sein Bekenntniß ablegen und sein Schicksal vernehmen mußte. Er war kein eingebildeter Geck; indeß fürchtete er das Resultat nicht. Er war sogar überzeugt, daß sie ihn liebte. Während er so in träumerischer Weise darüber nachdachte, nicht sehr beeilt zu sprechen und vollkommen zufrieden damit, daß er die Frau, die er liebte an seiner Seite hatte, brach Mrs. Chapman plötzlich das Schweigen.

»Ihr Gesundheitszustand ist jetzt viel besser, Oberst Benyon,« begann sie, »Sie sind fast ganz wohl, wie Mr. Borlase sagt. Ich glaube deshalb, daß Sie mich recht gut entbehren können. Ich bin bereits viel länger bei Ihnen geblieben, als es, wie ich fühlte, wirklich nothwendig war, nur« — sie zögerte einen Augenblick und dann fuhr sie rasch fort — »nur weil Ihr Fall ein kritischer war, wollte ich Sie so lange nicht verlassen, als noch die geringste Besorgniß eines

Rückfalls vorhanden war. Es ist jetzt in dieser Beziehung nichts mehr zu befürchten und man bedarf meiner anderwärts. In einem der kleinen Häuser auf dem Hügel befindet sich ein armer Knabe, der an Auszehrung leidet. Seine Mutter war am vorigen Abend im Hotel, um mit mir zu sprechen und ich habe ihr zugesagt, diesen Nachmittag zu ihm zu gehen.«

»Diesen Nachmittag!« rief der Oberst erschrocken. »Sie wollen mich diesen Nachmittag verlassen?«

»Ja, Oberst Benyon, um zu dem sterbenden Kinde zu gehen,« antwortete die Wärterin vorwurfsvoll. »Ich kann jetzt so wenig für Sie thun, daß Sie meiner wirklich nicht mehr bedürfen.«

»Ich bedarf Ihrer nicht mehr!« wiederholte der Oberst. »Ich bedarf Ihrer für mein ganzes Leben. Ich bedarf Ihrer als mein Weib!« fuhr er fort, seine Hand auf ihre Schulter legend. »Ich kann ohne Sie nicht leben. Sie müssen bei mir bleiben, Theuerste, oder mich nur verlassen, um als meine Frau zu mir zurückzukehren. Wir bedürfen keiner langen Werbung. Ich denke, wir kennen uns bereits genau.«

Sie glauben, mich bereits genau zu kennen!« wiederholte sie vor ihm zurückschreckend und ihr Gesicht der See zuwendend, so daß er nur ihr Profil sehen konnte, auf dem der Ausdruck eines tiefen Schmerzes ausgeprägt war, der ihm in die Seele schnitt.

»Meine Liebe, was ist das?« fragte er. »Habe ich Sie durch mein Geständniß so sehr betrübt? Bin ich Ihnen denn so gänzlich zuwider?«

»Ihre Frau,« murmelte sie, als ob sie seine letzten Worte kaum gehört hätte. »Ihre Frau!«

»Ja, Theuerste, meine geliebte und geehrte Frau. Ich hatte nicht geglaubt, daß es in meiner Natur liege, Irgendjemand so zu lieben, wie ich Sie liebe.«

»Das kann niemals sein, Oberst Benyon,« sagte sie in entschiedenem Tone. »Sie und ich können niemals mehr sein, als wir einander bisher waren. Das Klügste, was Sie thun können, ist, mir Lebewohl zu sagen, hier wo wir stehen, und zu vergessen, daß Sie mich je gekannt haben.«

»Das ist gerade das Letzte, was mir möglich wäre,« antwortete er

mit Heftigkeit. »Es gibt nichts aus der Erde, wofür ich leben möchte, wenn ich Sie nicht zur Frau haben kann. Sie müssen gewußt haben, daß ich Sie liebte. Sie hatten kein Recht, so lange bei mir zu bleiben, Sie hatten kein Recht, sich von mir lieben zu lassen, wenn Sie mich am Ende so behandeln wollten. Aber es ist nicht Ihre Absicht, so grausam zu sein; Sie wollen mich nur prüfen. Sie wollen nur mit Ihrem Opfer spielen. O meine Geliebte, ums Himmels Willen, sagen Sie mir, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin.«

»Darum handelt es sich nicht,« erwiderte die Frau ruhig. »Haben Sie auch bedacht, was Sie thun wollen, Oberst Benyon? Haben Sie die Kosten berechnet? Haben Sie bedacht, Ihren Namen und Ihre Ehre einer Frau anzuvertrauen, von der Sie nichts wissen?«

»Ich weiß, daß Sie ein Engel sind,« sagte er, seinen Arm um ihre schlanke Gestalt legend und den Versuch machend, sie an seine Brust zu ziehen.

Wieder schrak sie vor ihm zurück — diesmal mit einer Geberde, daß er sich unwillkürlich zurückzog, erkältet bis ins Herz. »Berühren Sie mich nicht,« sagte sie, »Sie wissen nicht, wer und was ich bin.«

»Ich verlange nichts zu wissen,« sagte er heftig. »Wenn in Ihrem vergangenen Leben irgend ein Geheimniß liegt, das uns trennen könnte, so verbergen Sie es mir. Glauben Sie, ich würde Spione aufstellen, um die Vergangenheit des Weibes, das ich liebe, auszukundschaften? Blindlings vertraue ich Ihnen mein Glück und meine Ehre an. Ich sehe Sie und liebe Sie als Das, was Sie sind, nicht als Das, wozu Sie früheres Mißgeschick gemacht.«

»Sie kennen die Schwere Ihrer Worte nicht,« antwortete sie traurig. »Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, für Ihre Liebe; aber was Sie wünschen, kann niemals geschehen. Es ist das Beste für uns, heute noch, in diesem Augenblicke uns zu trennen. Noch einen Händedruck, Oberst Benyon, und dann Lebewohl.«

»Nicht eher, als bis Sie mir Ihre Gründe angegeben haben,« rief der Oberst gebieterisch. »Ich muß wenigstens diese erfahren.«

»Ich erkenne Ihnen das Recht nicht zu, mich auszuforschen. Ich kann meine Gründe nicht angeben.«

»Aber ich will sie wissen,« rief er, sie am Arm ergreifend. »Ich bin von einem Weibe getäuscht worden; ich will mich nicht von einem Andern zum Besten halten lassen. Ich will wissen, weshalb Sie sich weigern, meine Frau zu werden. Geschieht es, weil Sie mich hassen und verachten?«

»Nein, nein, nein; Sie *wissen*, daß Dies nicht der Fall ist.«

Sie sah ihn mit flehendem Blicke an, mit einem Blicke, der so deutlich, wie es Worte zu thun vermochten, sagte: »Sie wissen wohl, daß ich Sie liebe.«

»Geschieht es wegen einer mißverstandenen Auffassung von Treue gegen einen Todten?«

»Nein« es ist nicht das. Indeß, der Himmel weiß es, daß ich alle Ursache habe, dem Todten treu zu sein.«

»Nun, was ist es dann? Sie müssen und sollen es mir sagen.«

»Ums Himmels Willen, verschonen Sie mich, Sie martern mich, Oberst Benyon.«

»Geben Sie mir Ihr Versprechen, meine Frau zu werden und ich will keine weiteren Fragen stellen. Es kann keinen Grund geben, der stark genug ist, uns zu trennen, wenn Sie mich lieben und ich glaube, daß dies der Fall ist.«

»Der Himmel sei mir gnädig,« schluchzte sie, mit flehender Geberde ihre Hände faltend.

Dem Oberst klangen diese Worte wie ein Bekenntniß. Er war überzeugt, daß sie ihn liebte, überzeugt, daß er sie schließlich doch noch überreden werde.

»Ja,« rief sie leidenschaftlich, »ich liebe Sie. Nichts könnte dieses Bekenntniß von meinen Lippen entschuldigen, als die Ueberzeugung, daß wir noch in dieser Stunde von einander scheiden werden. Ich liebe Sie, Oberst Benyon; aber es gibt nichts in der Welt, was mich bewegen könnte, Ihre Frau zu werden, selbst wenn Sie das Schlimmste wüßten, was ich Ihnen sagen kann und dann noch geneigt wären, mich zu nehmen, was Sie nicht sein werden.«

»Sie irren sich,« rief er mit einem Eid. »Nichts, was Sie mir sagen

können, vermag meinen Entschluß zu ändern, oder meine Liebe zu vermindern.«

Er überredete sie, sich neben ihn auf den alten Leichenstein zu setzen, da er sah, daß sie fast ohnmächtig wurde.

»Meine Liebe, ich wünsche nicht« grausam zu sein,« sagte er zärtlich. »Ich suche nicht, den Schleier der Vergangenheit zu lüften. Ich will Alles thun, um Ihnen meine Liebe zu beweisen, will mein ganzes künftiges Leben Ihrem Glücke weihen. Es gibt nichts in der Welt, was ich nicht Ihretwegen opfern würde. Seien auch Sie edelmüthig, Theuerste Sagen Sie, daß Sie mein Weib werden wollen, oder geben Sie mir einen genügenden Grund an, warum Sie sich dessen weigern.«

Sie antwortete ihm nicht sogleich. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein und dann sagte sie mit leiser Stimme:

»Sie haben einen Freund, dem Sie sehr zugethan sind, Oberst Benyon, einen Freund, der Ihnen fast so theuer ist, als ein Bruder. Ich habe Sie das sagen hören.«

»Was, Hammersley? Ja, gewiß, Hammersley ist ein lieber guter Mensch; aber was hat er mit meiner Heirath zu schaffen? Ich werde ihn sicherlich *darüber* nicht zu Rathe ziehen.«

»Sie sprachen gestern Abend von diesem schuldbeladenen Geschöpfe — seiner Frau.«

»Ja, ich habe über seine Frau mit Ihnen gesprochen.«

»Sie haben es in Ausdrücken des Tadels gethan, welche wohl verdient waren. Haben Sie Erbarmen mit mir, Oberst Benyon, — ich bin dieses elende Weib.«

Sie war von dem Grabstein auf den Rasen hinabgeglitten und blieb dort in knieender Stellung, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend.

»Sie!« rief der Oberst mit heiserer Stimme, »Sie!«

Der Schlag schien ihn fast zu vernichten. Er fühlte sich einen Augenblick ganz betäubt. Er war auf alles Andere vorbereitet gewesen, als darauf.

»Ich bin dieses elende Weib. Ich weiß nicht, ob ein Schatten von

Entschuldigung für meine Sünde in der Geschichte meines Lebens liegt; aber jedenfalls wird es gut sein, wenn Sie dieselbe kennen lernen. George Champney und ich waren lange vorher, ehe ich Mr. Hammersley kennen lernte, mit einander verlobt gewesen und als er nach Indien ging, versprachen wir einander zu warten, bis er zurückkehren und mich zum Weibe nehmen würde. Wir hatten einander von Jugend auf gekannt und ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich ihn liebte. Es klingt wie ein Hohn, wenn ich jetzt so spreche, wo ich nicht einmal seinem Andenken treu geblieben bin, aber ich liebte ihn. Von Anfang an war mein Vater gegen die Verbindung eingenommen und meine Stiefmutter, eine höchst selbstsüchtige Frau, bestärkte ihn auf alle Weise in seinem Widerwillen. Aber wir boten ihrer Abneigung Trotz und hielten uns tapfer. Erst als George abgereist war, wurde mir ihre Verfolgung fast unerträglich. Ich brauche nicht in Einzelheiten einzugehen. Capitän Champney war mehr als zwei Jahre abwesend, als ich zuerst Mr. Hammersley kennen lernte. Es war uns untersagt, einander zu schreiben und ich stand damals unsägliche Angst um ihn aus. Nur auf indirecte Weise erhielt ich zuweilen einige Kunde von ihm. Als Mr. Hammersley mir zuerst seine Hand antrug, wies ich ihn entschieden ab; aber dann folgte eine traurige Zeit für mich, in der ich von meiner Stiefmutter und selbst von meinem Vater, der sich in dieser Sache von ihr beeinflussen ließ, aufs Aergste gequält wurde. Aber ich hielt diese Prüfung standhaft aus. Erst als mein Vater ein Zeitungsblatt nach Hause brachte, in welchem die Nachricht vom George Champney's Tod stand, verließ mich der Muth. Sie ließen mich jetzt eine Zeit lang unangefochten und meinem Schmerze nachhängen und dann begannen eines Tags das alte Drängen, die alten Vorwürfe wieder und in einer Stunde verhängnißvoller Schwäche, an Geist und Körper leidend — denn ich war nach diesem schweren Schlage sehr krank gewesen — gab ich nach.«

Sie hielt ein wenig inne; aber der Oberst sprach nicht. Er saß auf dem Grabstein und blickte nach der See, unbeweglich wie eine Statue, ein wahres Bild der Verzweiflung. Er hätte Alles ertragen können, nur das nicht.

»Sie kennen das Uebrige. Nein, Sie vermögen nie zu bemessen, was ich gelitten habe. Die Todesnachricht in den Zeitungen beruhte auf einem Irrthum. Ein anderer Champney war in der Schlacht gefallen; aber es war ein verhängnißvoller Irrthum für uns Beide. Er kam zurück, um mich an mein Versprechen zu erinnern, kam mit dem Entschluß, mich von meinem Gatten wegzunehmen. Ich vermag nicht weiter über die Ereignisse zu sprechen, die später eintreten. Etwas dergleichen wie Glück war für uns unter solchen Umständen nicht möglich. Wir waren nicht leichtfertig genug, um trotz unserer Sünde glücklich zu sein. Sie wissen, daß man George Champney eines Morgens auf dem Strand von Blankenburg todt gefunden hat. Darauf verfiel ich in eine gefährliche Krankheit, während welcher ich, wahrscheinlich durch den Einfluß meines Mannes, in ein belgisches Kloster gebracht und zärtlich gepflegt wurde, bis ich genas. Sie konnten meine Geschichte, diese fleckenlosen Nonnen, und doch waren sie gütig gegen mich. Ich blieb bei Ihnen noch ein Jahr lang als Pensionärin, bis Mr. Hammersley die Scheidung erlangt hatte, und dort war es, wo ich die Kranken pflegen lernte. Ich war nicht ganz mittellos. Eine Schwester meiner Mutter, die meine Lage kannte, setzte mir ein kleines Jahreseinkommen aus und davon habe ich bisher gelebt. Vor sechs Monaten überkam mich eine Sehnsucht, den Ort wiederzusehen, wo ich meine ruhigsten Tage zugebracht hatte. Ich wußte, daß Mr. Hammersley im Auslande lebte und glaubte, daß ich keine Gefahr laufe, wiedererkannt zu werden, wenn ich in diese Gegend zurückkehre. Ich wußte, wie sehr Elend und Krankheit mich verändert hatten, seit ich Trewardell verließ. Es war ohne Zweifel ein thörichter Gedanke; aber man wird mir, die ich kein menschliches Wesen mehr zu lieben habe, meine Anhänglichkeit an bekannte Plätze verzeihen. Ich kam nach Penjudah, denkend, daß ich hier hinlänglich solche Arbeit finden würde, wie ich sie wünschte. Ich hatte keine Absicht, nach Trewardell zu gehen, wo ich natürlich bedeutende Gefahr laufen mußte, erkannt zu werden; als aber Dr. Matson in mich drang, zu Ihnen zu kommen, war die Versuchung zu groß für mich und ich kam, um den theuren alten Platz noch einmal zu sehen. Das ist das Ende meiner Geschichte und jetzt, Oberst

Benyon, habe ich Ihnen nur noch ein Wort zu sagen — Lebewohl.«

Sie erhob sich vom Boden und war im Begriff, ihn zu verlassen; aber er hielt sie zurück.

»Sie haben fast mein Herz gebrochen; aber es gibt nichts in der Welt, was meine Liebe zu Ihnen zu ändern vermag. Ich bitte Sie noch immer, meine Frau zu werden. Ich verspreche Ihnen, Sie mit einer Liebe zu umgeben, welche die Erinnerung an Ihre Vergangenheit austilgen soll.«

Sie schüttelte traurig das Haupt.

»Es kann niemals sein,« antwortete sie. »Ich bin nicht niedrig genug, um Ihre Schwäche und Ihren Edelmuth zu mißbrauchen. Lassen Sie mich treu gegen den Todten und loyal gegen Sie sein. Noch einmal, leben Sie wohl.«

»Vermag nichts, was ich sagen kann, Ihren Sinn zu ändern?«

»Ich werde Sie stets als den edelsten der Männer achten und ehren; aber Sie und ich dürfen uns von heute an nicht mehr sehen.«

Er bat sie noch ein wenig länger, indem er alle möglichen Gründe vorbrachte, um ihren Entschluß zu erschüttern; aber es war umsonst. Er wußte, daß sie ihn liebte, fühlte aber zugleich, daß er sie verlieren werde.

Und so verließ sie ihn endlich; aber selbst dann beschloß er, noch einen Versuch zu machen, sie zu gewinnen. An demselben Abend noch gelang es ihm ihre Wohnung aufzufinden; aber die Besitzerin des Hauses benachrichtigte ihn, daß Mrs. Chapman vor zwei Stunden Penjudah für immer verlassen habe. Sie sei ins Ausland gegangen, sagte die Frau.

»Wahrscheinlich nach Belgien?«

»Ja, Sir, das war der Name des Platzes.«

Sobald Oberst Benyon kräftig genug war, ging er nach Belgien, wo er mehrere Monate zubrachte, in allen Klöstern nach Flora Hammersley fragend. Es war eine lange, ermüdende Nachforschung; aber er führte sie mit Geduld zu Ende, bis er endlich sechs Meilen von Löwen ein kleines Kloster fand, wo Pensionärinnen aufgenommen wurden. Es war der Ort, wo sie sich

aufgehalten hatte. Seine Nachforschung war beendet. Die Frau, die er geliebt hatte, schlief seit einer Woche auf dem kleinen zum Kloster gehörenden Friedhof. Hierauf blieb dem Obersten nichts Anderes übrig, als nach Indien zu seinem gewohnten Leben zurückzukehren. Nur seine vertrautesten Freunde vermochten eine Veränderung an ihm wahrzunehmen; aber obschon er niemals von seinem Kummer sprach, so wußten doch Diejenigen, die ihn genau kannten, daß er an einer frischen Herzwunde gelitten und daß der Schlag, der ihn getroffen, ein schwerer gewesen war.

- E n d e -

Die Rache des Zoophyten

I. Kapitel.

Sein Name war Reginald Ravenscroft — ein sehr hübscher Name, wie er zu sich selbst zu sagen pflegte, wenn Jemand so gefällig sein wollte, ihn bei demselben zu nennen — aber er wurde von seinen Kameraden, den Officieren eines königlichen Leibregiments, in dem er den Rang eines Capitäns einnahm, der Zoophyt (Pflanzenthier) genannt, was gewöhnlich in Zoo abgekürzt wurde.

Dieser Beiname war dem Capitän Ravenscroft wegen einer gewissen Gemächlichkeit — nicht zu sagen Trägheit — gegeben worden, welche den hervorragendsten Zug seines Charakters bildete.

Nach allen ihren Erfahrungen von ihm — und er war seit zehn Jahren Officier dieses bevorzugten königlichen Regiments — hatten seine Kameraden ihn nie anders, als in dem schläfrigen und lammähnlichen Zustand gesehen, welche sein natürliches Temperament bildeten. Er hatte natürlich in dieser Zeit seine Prüfungen gehabt, — kleine Unannehmlichkeiten und Plackereien, unverschämte Mahnbriefe von Geschäftsleuten und Advocaten, Diebstähle von Seiten seines Dieners, Verweigerung von Geldzuschüssen von Seite seiner Verwandten u.s.w. — Unannehmlichkeiten, welche andere Männer in die heftigste Wuth und Leidenschaft versetzt hätten; aus Capitän Ravenscroft übten sie dagegen keinen beunruhigenderen Einfluß aus, als wenn er wirklich eines jener Pflanzenthiere gewesen wäre, die man bei niedriger Fluth an den Felsen hängen sieht.

Bei den Leuten im Allgemeinen stand der Capitän in großer Gunst, obschon man sich nicht erinnern konnte, daß er seinen Mitmenschen jemals von irgend einem wesentlichen Nutzen gewesen war. Der Gedanke, Jemandem einen Dienst zu leisten, kam niemals in sein träges Gehirn; aber auf der andern Seite gab er auch niemals einem menschlichen Wesen durch Beleidigung einen Anstoß. So liebten ihn die Leute, da er gutmüthig und angenehm war und verziehen ihm gerne seine Unnützlichkeit.

Capitän Ravenscroft war ein schöner Mann und diese Thatsache mag einigen Einfluß auf die Gemüther seiner Bekannten ausgeübt haben, denn seine Schönheit trug einen hervorragend angenehmen und einschmeichelnden Charakter an sich.

Er war kein Geck, wußte aber, daß er schön sei — und erwähnte dies auch, wenn von seinen Angelegenheiten und künftigen Aussichten die Rede war. Er kleidete sich natürlich wie alle Officiere dieses bevorzugten Regiments, mit Eleganz und Geschmack.

Von seiner frühesten Jugend an waren Schulden und Verlegenheiten der normale Zustand des Zoophyten gewesen — d.h. die Verlegenheiten befanden sich bloß auf Seite anderer Leute, denn für ihn selbst waren seine Schulden niemals eine Ursache der Beunruhigung gewesen. Er hatte die Gewohnheit, die Dinge so lange gehen zu lassen, bis sie vollkommen verzweifelt waren, worauf er kaltblütig seiner reichen Schwester, Lady Talmash Brading einen Bündel Rechnungen und Briefe von Geschäftsleuten und Advocaten übergab und es ihr und ihren Sachwaltern überließ, die Sache nach Gefallen in Ordnung zu bringen.

Sie war eine sehr gütige Schwester, die Reginald Ravenscroft's Schulden so oft bezahlt hatte, daß dies von ihrer Seite gewisser Maßen zur Regel geworden war. Er dankte ihr kaum. »Was zum Kukuk will sie denn mit ihrem Gelde anfangen?« pflegte er zu sagen, wenn Jemand ihre Freigebigkeit lobte; »sie ist so ungeheuer reich, daß ich ihr nur einen Gefallen erweise, wenn ich ihr einiger Maßen von ihrem überflüssigen Gelde helfe. Es ist wie ein periodischer Aderlaß. Wenn ich nicht wäre, würde sie sich einen finanziellen Schlagfluß zuziehen und an einer goldenen Plethora sterben.«

Es gibt indeß Grenzen für die menschliche Geduld und Lady Talmash Brading begann der von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Zahlungsunfähigkeit ihres Bruders Reginald überdrüssig zu werden.

»Es ist immer Dasselbe,« sagte sie, »oder wenn eine Änderung vorkommt, so ist, es eine solche zum Schlimmeren. Ich kann es nicht begreifen. Ich will nichts sagen von den Rechnungen der Schneider und Schuhmacher, aber Du kannst doch nicht immer dieselben Dinge — Uhrketten, Ringe, Hemdknöpfe, Nadeln — bedürfen. Solche Dinge tragen sich nicht ab.«

»Nein« meine liebe Leonora, aber man verliert sie und schenkt sie weg u.s.w. Wenn ein Besucher ein Ding dieser Art auf meinem Toilettentisch sieht und es gefällt ihm, was kann ich anders thun, als es ihm anbieten? Und dann kommen diese Dinge aus der Mode. Du kannst doch nicht wohl erwarten, daß ein Mann so etwas länger als einen Monat trägt?«

Lady Talmash Brading zuckte als Antwort auf diese Entschuldigung nur ungeduldig die Achseln. Sie schritt in ihrem glänzenden Wohnzimmer in Grosvenor-Square auf und ab, während der Zoophyt in einem mit Seide überzogenen Armstuhl lag, die Füße vor sich hin auf einen zweiten ausgestreckt. Er hatte ein Glas in einem Auge stecken, durch das er mit träger Gelassenheit die heftigen Bewegungen seiner Schwester beobachtete.

»Ich habe keine Geduld mehr,« rief sie endlich aus. »Wenn Du Dir nur die geringste Mühe nähmst, Deine Angelegenheiten zu regeln, so würde ich nichts sagen; aber Du läßt Alles gehen und hängen, bis es gar nicht mehr geht und dann schiebst Du mir eine Masse von Rechnungen zu und erwartest, daß ich sie bezahle. Ich glaube, Du weißt nicht einmal, was Du schuldig bist.«

»Meine liebe Schwester, ich gestehe, daß ich nicht einmal einen annähernden Begriff von dem Betrag habe. Die Sache ist ja nur eine Kleinigkeit für Dich. Aber warum gibst Du diese Wische nicht Deinem Verwalter und kümmerst Dich nicht weiter darum?«

»Das ist nicht meine Art und Weise, die Dinge zu thun, Reginald,« erwiderte seine Schwester in strengem Tone.

»Unglücklicher Weise nicht, mein theures Wesen Du bist so schrecklich geschäftsmäßig.«

»Wenn Du nur etwas mehr geschäftsmäßig,« etwas vernünftiger wärest, Reginald, so hätte ich noch Hoffnung für Dich. Wenn Du nur bedenken wolltest, daß meine Geduld erschöpft werden kann, wenn Du nur sparen wolltest —«

»Sparen in diesem bevorzugten Leibregiment! Nicht möglich, meine liebe Seele. Ich glaube, es war einmal ein Mann in diesem Corps, der es versucht hat, von seiner Gage zu leben und sie thaten ihm etwas Schreckliches an — legten ihm leere Sodawasserflaschen, an denen noch die Drähte hingen, ins Bett, oder theerten und federten ihn, oder stellten ihn vor ein Kriegsgericht, oder sagten ihm, er solle seine Stelle verkaufen, oder sonst etwas Schlimmes. Nein, Leonore, solange ich im Regiment bleibe, werde ich meine Pflicht thun.«

»Dann sollte ich glauben, je eher Du dasselbe verläßt, desto besser. Wenn Du immer so fortfahren willst, wie in den letzten zehn Jahren, so wirst Du am besten daran thun, Deine Stelle so bald als möglich zu verkaufen.«

»Denkst Du wirklich so?« murmelte der Zoophyt, sie durch sein Glas nachdenklich ansehend. »Nun, die Frage verdient jedenfalls der Erwägung. Ich würde durch den Verkauf meiner Stelle nahezu zweitausend Pfund erhalten und so viel hatte ich niemals in meinem Leben. Zweitausend Pfund in Banknoten und Gold! — damit muß man Viel anfangen können.«

»Was!« rief Lady Talmash Brading, »Du wirst doch nicht wirklich so wahnsinnig sein, die Armee zu verlassen?«

»Warum nicht? Hast Du mir's nicht so eben selbst angerathen? Ich könnte dann bei Dir leben. Du könntest doch einem so harmlosen Menschen wie ich ein Obdach nicht verweigern. Ich könnte die Gärtner überwachen und darauf sehen, daß sie die Zeit nicht verschwenden, während Du nicht zu Hause bist — ich würde in dieser Beziehung unschätzbar sein. Oder ich könnte Miß Corks heirathen.«

»Miß Corks heirathen!« rief Lady Talmash Brading mit der

höchsten Verachtung.

»Was! Du möchtest also eine Brauerstochter nicht zur Schwägerin haben? Aber auf mein Wort, ich könnte etwas weit Schlimmeres thun. Sie ist ein nettes, ja ein schönes Mädchen und wird als Mitgift hunderttausend Pfund erhalten. Und ich glaube, sie würde mich nehmen. Ich kann wirklich nicht einsehen, warum Du so gegen Miß Corks eingenommen bist.«

»Wenn Du mich in den Augen von ganz Brading herabwürdigen willst, so heirate sie; aber von der Stunde an, wo Du dies thust, sind wir geschiedene Leute. Ich würde nie mehr mit Dir sprechen.«

»Harte Worte, Leonora, wenn eine solche Heirath mein Glück machen würde. Aber unter diesen Umständen kannst Du Dich natürlich nicht weigern, zuweilen meine Schulden zu bezahlen.«

»Ich weigere mich im Gegentheil, sie jemals wieder zu bezahlen. Ich will Dir jährlich zweihundert Pfund aussetzen und wenn Du damit und Deiner Gage nicht auskommen kannst, so mußt Du Dich nach anderer Hilfe umsehen. Es würde umsonst sein, Dich an mich zu wenden.«

»Meine liebe Leonora, dies ist wirklich unmenschlich — diese Erwähnung meiner Gage ist weiter nichts als Spott. Als ob meine Gage je für etwas gezahlt hätte! O, ich sehe wohl ein, daß ich Miß Corks heirathen muß.«

»Thue es,« sagte Lady Talmash Brading, »auf Deine Gefahr hin.«

II. Kapitel.

Lady Talmash Brading war eine stolze Frau. Sie hatte das Leben als eine anerkannte Schönheit und als die einzige Tochter eines Landedelmannes mit einem kleinen Gut begonnen — mit einem Gut, das gegen seine frühere Ausdehnung so zusammengeschwunden war, daß es Leonore Ravenscroft für nothwendig hielt, eine gute Heirath zu machen. Sie hatte jung geheirathet und war zweimal verheirathet gewesen — das erste mal an Mr. Prothero, den großen Schiffbauer, einen Mann von unermeßlichem Reichthum, und dann an Lord Talmash Brading von Brading Park und Talmash Towers — und sie war zweimal Wittwe geworden. Sie besaß mehr Güter, als sie an den Fingern einer ihrer schönen, kleinen Hände herzählen konnte; sie besaß Kohlenminen im Norden und Zinnminen im Westen, ein prachtvolles Haus in dem fashionabelsten Theile von London und eine Villa an der Themse und dazu hatte sie nur eine einzige Tochter als Erbin aller dieser Reichthümer, ein blondes Mädchen von zwölf Jahren, das wenige Tage vor dem Tode ihres zweiten Gatten, der durch einen Unfall auf der Jagd sein Leben verloren hatte, geboren worden war. Zum Glück für den Zoophyten war diese blonde Erbin für ihren Onkel Regy sehr eingenommen. Er selbst hatte allerdings nichts gethan, um ihre Liebe zu verdienen. Er existierte bloß. Dies war die höchste Form von Bemühung, deren dieses Mitglied des Korallengeschlechts fähig war.

Nach der obigen Unterredung machte Lady Talmash Brading das feierliche Gelübde, nie mehr die Schulden ihres Bruders zu bezahlen. Es gebe auch für die Freigebigkeit einer Schwester Grenzen, sagte sie, und er habe dieselben überschritten. Es würde ein Unrecht gegen ihre Tochter sein, wenn sie die Dinge in der bisherigen Weise fortgehen lasse. Zugegeben, daß sie reich sei, so wurde sie, auch wenn sie die Reichthümer aller Iydischen Könige besäße, doch nicht genug haben, um alle Verschwendungen von Reginald Ravenscroft zu befriedigen. Er war jetzt wieder von

Schulden frei. Sie wollte ihm jährlich zweihundert Pfund aussetzen — fünfzig Pfund vierteljährlich — aber nichts weiter mehr thun.

Sie hielt ihr Wort. Das Leibregiment wurde nach Irland beordert zum großen Verdrusse des Zoophyten, der aus langer Gewohnheit eine gewisse Anhänglichkeit für die Hauptstadt hegte. Lady Talmash Brading hatte unterdessen kurz nach der oben erwähnten Unterredung mit ihrer Tochter eine Reise nach der Schweiz und Italien angetreten und seit zwei Jahren sehr wenig von ihrem Bruder gehört, der gegen alles Briefschreiben eine lebhaftige Abneigung besaß.

Als sie endlich vom Continent zurückkehrte, begab sie sich sogleich nach Brading Park. Es war damals Mittsommer und der Park und die Gärten prangten in ihrer ganzen Herrlichkeit. Die der Fruchttreiberei gewidmeten Glashäuser waren voll von sammtigen Pfirsichen, rothen Nectarinen und goldenen Aprikosen. Der Zoophyt liebte Brading Park, und er liebte besonders die Küchengärten. Er ging gerne mit Julia durch die Treibhäuser, da und dort stehen bleibend und eine gewichtige Traube untersuchend, oder eine saftige Pfirsiche pflückend, welche bereit schien, ihm in den Mund zu fallen. Er liebte Brading Park — das Haus war ein schöner schläfriger alter Platz mit umfangreichen Sophas und Lehnstühlen in jeder passenden Ecke. Er besaß seine eigenen Zimmer dort und genoß freie Verpflegung. Natürlich hatte ihn der Dienst im Regiment verhindert, von dieser Vergünstigung den vollen Gebrauch zu machen.

Brading kam der Lady Leonora und ihrer Tochter nach den unbequemen italienischen Gasthäusern sehr ländlich, heimisch und angenehm vor und Julia durchstrich mit wahren Entzücken die Gärten.

»Ich glaube, es hat niemals solche Blumen und solche Früchte wie in diesem Jahre hier gegeben, Mama,« rief sie aus. »Nur Eines fehlt noch, um mich vollkommen glücklich zu machen.«

»Und wes ist das, meine Liebe?«

»Onkel Regy. Er würde sich die Pfirsichen so sehr schmecken lassen. Du weißt ja, wie sehr er die Pfirsichen liebt und es ist so

unterhaltend, ihm zuzusehen, wie er sie ißt — wie er sie so langsam und bedächtig abschält, mit diesen trägen weißen Händen.«

»Ich glaube nicht, daß Du viel Aussicht hast, Deinen Onkel zu sehen,« erwiderte Lady Talmash Brading. »Ich war, als ich ihn zum letzten mal sah, sehr unzufrieden mit ihm — wir hatten in der That einen kleinen Streit mit einander.«

»Einen Streit, Mama? Willst Du damit sagen, daß Onkel Regy sich mit Irgendjemandem zanken kann?«

»Nein« ich kann nicht behaupten, daß Reginald selbst viel gesagt hat; aber ich habe desto mehr zu ihm gesagt. Ich war ärgerlich, Julia, und sagte ihm meine Meinung gerade heraus.«

»Was hat er gethan, Mama ?«

»Er war, wie gewöhnlich, bis über die Ohren in Schulden gerathen und hat mir dann kaltblütig seine Verlegenheiten aufgebürdet.«

Die blonde junge Erbin schien daran keinen Anstoß zu nehmen. Sie schüttelte blos entschuldigend den Kopf.

»Wir sind so reich, liebe Mama,« sagte sie, »daß wir es bestreiten können, zuweilen Onkel Regy's Schulden zu bezahlen. Männer vom Militär gerathen immer in Schulden. Der Großvater hätte ihn nicht in ein so kostspieliges Regiment bringen sollen, wie es das Leibregiment der Königin ist.«

»Das ist Alles recht gut, Julia; aber es ist ein wenig zu lange so fortgegangen und als ich das letzte mal Deinen Onkel sah, sagte ich ihm, ich würde seine Schulden nicht mehr bezahlen, worauf er die Unverschämtheit hatte, mir zu drohen, daß er Miß Corks heirathen wolle.«

»Was, Mama, die Tochter des dicken Bierbrauers in Brading?«

»Ja, Julia und das würde eine Schande sein. Mr. Corks Vater war Hausverwalter beim Großvater meines Mannes und der Sohn hat sein Geschäft im kleinsten Maßstab angefangen. Man sagt, er sei unermeßlich reich; er ist aber eine ganz unwissende und gemeine Persönlichkeit. Er ist indeß in Brading unter einer gewissen Klasse sehr beliebt und ich glaube, es gibt sogar Leute, die ihm Besuche machen.«

»Miß Corks ist ein sehr hübsches Mädchen mit lockigem Haare und rosigem Gesichte. Schade, daß sie für Onkel Regy zu gemein ist, um sie zu heirathen.«

»Zu gemein — ja ich sollte es glauben. Der Gedanke, daß wir die Corks-Sippschaft auf dem Halse haben sollten!«

»Aber sie sind keine so große Sippschaft, Mama. Miß Corks ist ein einziges Kind, nicht wahr?«

»Ich glaube es,« antwortete Lady Talmash kalt; »aber das macht keinen Unterschied.«

Der folgende Tag war wolkenlos, aber schwül; kein Hauch bewegte die Rosen auf dem Rasen, oder kräuselte die blaue Fläche des Sees. Lady Talmash und ihre Tochter saßen gegen Mittag an einem Lieblingsplatz unter einer mächtigen Platane im Garten. Sie hatten Arbeiten und Bücher bei sich, aber keine von ihnen arbeitete oder las. Es war das trügste Wetter von der Welt.

»Gerade so ein Wetter, wie es Onkel Regy liebt, Mama,« sagte Julia, »wenn er auf dem Rücken im Grase liegen kann. Wie würde er hier diesen herrlichen Sommer genießen! Es thut mir so leid, wenn ich daran denke, daß er in einer häßlichen dumpfen Stadt in Irland verweilen muß.«

Sie hatte indeß keine weitere Ursache zum Kummer; denn als sie in demselben Augenblicke empor sah, bemerkte sie den Gegenstand ihrer Gedanken über den Rasenplatze mit einer Miene auf sich zukommen, als ob er erst vor einer halben Stunde zu einem Spaziergang das Haus verlassen hätte. Es war das bekannte Benehmen des Zoophyten, im höchsten Grade ruhig und unerschütterlich.

Mylady war auf's Aeußerste überrascht.

»Aber, Reginald,« rief sie, »was in's Himmels Namen bringt Dich hierher?«

»Der Zehnuhr-Eilzug. Wie geht es Dir, Leonora? Wie geht es Dir, July? Was für ein hübsches Mädchen Du wirst! Du fährst Deinem armen Onkel nach und nicht den Talmash Bradings. Dein Vater konnte Dir Rang, aber nicht Schönheit geben. Wie lieblich der alte Platz aussieht — es herrscht solch' eine warme Schläfrigkeit hier.«

Der Zoophyt sank in einen der Gartenarmstühle und streckte mit Behagen seine Beine aus. Es lag Staub auf seinen Stiefeln. Er war ohngefähr eine halbe Meile gegangen.

»Ich finde, daß ich fett werde,« sagte er zur Erklärung dieses ungewöhnlichen Unstands. »Deshalb mache ich mir, so oft ich eine Gelegenheit habe, eine heftige Bewegung. Ich bin von der Station zu Fuß hierher gegangen. Ich habe einiges Gepäck und dergleichen dort zurückgelassen. Du wirst vielleicht so gut sein, es mit einem Wagen abholen zu lassen. Wie steht es mit den Trauben in diesem Jahre, July?«

»Julia« sagte ihre Mutter in sehr steifem Tone, »gehe und sage einem der Reitknechte, er soll den Reisesack Deines Onkels holen.«

»Aber, meine liebe Leonora, es ist ja kein Reisesack, es ist Gepäck — große militärische Kisten und dergleichen. Du wirst deshalb gut daran thun, das größte Fuhrwerk, das Du besitzt, zu senden.«

Mylady öffnete ihre schönen Augen so weit sie konnte.

»Du gedenkst mich also mit einem ungewöhnlich langen Besuch zu beehren, wie es scheint,« sagte sie. »Ich glaubte, das Leibregiment stehe in Irland.«

»Es steht in Irland.«

»Und Du hast sonach wahrscheinlich Urlaub erhalten?«

»Nein, meine liebe Leonora; ich habe mich in eine Lage versetzt, in der ich von Urlaub unabhängig bin. Es ist stets ein verdammt unangenehmes Ding, Urlaub zu verlangen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Einfach, daß ich in der vorigen Woche meine Stelle verkauft habe. Das Leibregiment ist noch immer ein sehr schönes Corps; aber die Blume ihrer Heerde haben sie verloren,« setzte er hinzu, seinen Schnurrbart drehend.

»Deine Stelle verkauft!« rief Lady Talmash Brading erschrocken.

»Ja, meine liebe Leonora. Es war Dein eigener Rath. »Wenn Du dies Regiment zu kostspielig findest,« sagtest Du mit jenem praktischen Sinn, wodurch Du Dich stets ausgezeichnet hast, »so

solltest Du Deine Stelle verkaufen.« Ich fand das Regiment zu kostspielig und habe meine Stelle verkauft. Es war die einzige Hilfsquelle, die mir blieb, meine Schulden zu bezahlen, seit Du geschworen, sie nie mehr zu bezahlen.«

»Deine Schulden! Willst Du damit sagen, daß Du wieder in Schulden warst?«

»Meine liebe Leonora, glaubst Du, daß eine Schneiderrechnung nicht anwächst? Glaubst Du, daß der Conto eines Tabakshändlers nicht dem gewöhnlichen Gesetze der Zunahme unterworfen ist? Ich hatte eine zweijährige Anhäufung von Schulden abzutragen. Meine Gläubiger wurden lärmend — nach der Anzahl von Advocatenbriefen zu urtheilen, die ich erhielt, aber nicht las — und der einzige Weg, die Sache zu vereinigen, war der Verkauf meiner Stelle.«

»Es ist schändlich,« rief Mylady zornig aus, »es ist ganz infam! Trotz der Zweihundert jährlich, die ich Dir ausgesetzt.«

»Diese Zweihundert waren nur eine Verlockung zur Verschwendung. Sie verschafften mir von Zeit zu Zeit baares Geld. Kurz die Zweihundert haben mich demoralisiert.«

Lady Talmash stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. Sie erhob sich von ihrem Sitz und begann auf dem schattigen Platz unter der Platane auf- und ab-zugehen, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie unangenehm aufgeregt war. Julia Brading drehte die Schnur und die Quasten ihrer kleinen seidenen Schürze hin und her und blickte ihren Onkel mitleidig an, indem sie ihm ihr Taschengeld anzubieten, oder sonst etwas zu seinem Troste zu thun wünschte. Der Zoophyt war die einzige unbewegte Person. Er streckte seine langen Beine in ihrer vollen Ausdehnung auf eine in der Nähe stehende Bank aus, tauchte in die Tasche seines leichten Ueberziehers und zog ein prächtiges Cigarrenetui von Seehundsfell, fast so groß wie eine kleine Reisetasche, hervor. Alles, was dem Zoophyten gehörte, war großartig und von glänzender Ausstattung.

»Ich weiß, daß Du Dir nichts aus dem Rauchen im Freien machst, Nora, sagte er in schmeichelndem Tone und begann an einer ungeheuren Rio-Hondo-Cigarre zu dampfen.

Seine Schwester ließ sich nicht einmal herab, von der Frage Notiz

zu nehmen.

»Was soll aus Dir werden?« rief sie endlich ; »das ist die Frage — was soll aus Dir werden?«

»Meine theuerste Leonora, ich glaube, daß Dies eine Frage ist, die man recht wohl auf die ferne Zukunft verschieben kann. Ich bin von Natur ein vorsichtiger Mann und ich habe keine Eile, mich kopfüber ins Leben zu stürzen. Mittlerweile kann ich bei Euch leben — dagegen wird, wie ich vermüthe, keine Einwendung sein?«

»Natürlich nicht, Onkel Regy,« rief Julia. »Du kannst bei uns leben. — Nicht wahr, Mama, er kann für immer bei uns leben? Du weißt, daß ich ihn erst gestern hierher gewünscht habe.«

»Meine liebe Julia, Du bist nur noch ein Kind und weißt nicht, was Du sprichst. So weit es sich um diesen Platz handelt, ist Alles ganz gut. Dein Onkel hat hier seine Zimmer und er kann sie bewohnen, so lange er will. Aber in seinem Alter muß ein Mann etwas thun und etwas sein. Es ist abgeschmackt, anzunehmen, daß ein Mann sein ganzes Leben hier verdämmern kann.«

Der Zoophyt gähnte und murmelte, daß man von keinem Manne erwarten könne, daß er nach neunundzwanzig Jahren noch etwas arbeite. Mr. Ravenscroft hatte so eben seinen neunundzwanzigsten Geburtstag gefeiert.

Das Ende von Allem war, daß er in Brading Park verblieb, die Treibhäuser besuchte und reife Pfirsichen aß und mit seiner Nichte Billard spielte. Eine Wagenladung voll Kisten und Koffern kam von der Eisenbahnstation und aus diesen Behältnissen brachte der Zoophyt die größten Wunder von Schlafröcken, Morgenanzügen, Westen und Cravatten, wie man sie noch nie in Brading gesehen, zum Vorschein, nichts zu sagen von einem ganzen Arsenal von Meerschaumpfeifen und einer zierlichen Bibliothek von leichter französischer Literatur, womit, so wie mit zahlreichen photographischen Albums, Parfümeriekästchen und allerlei glänzenden Toilettengegenständen er seine Zimmer ausschmückte und so behaglich einrichtete, daß sich nicht wohl annehmen ließ, er werde jemals im Stande sein, sich wieder davon zu trennen.

III. Kapitel.

Capitän Ravenscroft — die Regel, einmal ein Capitän, immer ein Capitän, galt auch in diesem Falle — Capitän Ravenscroft war ein volles Jahr in Brading Park gewesen, hatte aber noch keinen Versuch gemacht, ein neues Leben zu beginnen. Zuweilen, wenn seine Schwester ihn darüber befragte, sagte er ihr, daß er sich die Sache überlege und sich umsehe; aber weder von seinem Ueberlegen, noch von seinem Umsehen kam etwas heraus. So blieb er in Brading Park ein stets freundlicher und liebenswürdiger Gast, aber nichts destoweniger eine Last und eine Verantwortlichkeit für seine Schwester.

Immer und immer wieder brachte sie die Sache in Anregung. Konnte er sich z. B. nicht der Laufbahn eines Advocaten widmen? Er hatte ja seiner Zeit in Oxford studiert. Aber der Zoophyt sagte ihr, daß er, bevor er über die nöthigen vorbereitenden Schritte zu diesem Beruf hinweggekommen, ein alter Mann sein würde. Lady Brading wies dann auf den Handel hin, — auf eine Beschäftigung, der sich in neuerer Zeit viele Abkömmlinge aus edlen Familien gewidmet hätten.

Der Zoophyt dachte, daß er vielleicht in Kohlen reisen könne, da kein großes Handelsgenie zum Reisen in Kohlen gehöre. Seine Schwester stieß einen Ausruf des Entsetzens aus.

»Ja Kohlen reisen! Auf mein Wort, Reginald, Du bist unverbesserlich.«

»So« wenn Du meiner überdrüssig bist, laß mich Miß Corks heirathen,« sagte der Zoophyt. »Sie ist ein sehr nettes Mädchen und ich glaube wirklich, daß sie mich nehmen würde.«

»Du kannst Miß Corks heirathen; aber betrachte Dich von der Stunde Deiner Heirath an mir gegenüber als einen Fremden.«

»O, was das anlangt,« erwiderte der Zoophyt kaltblütig, »glaube ich nicht, daß Miß Corks mich nehmen würde, wenn Du nicht die Höfliche gegen sie spielst. Ein Mädchen mit hunderttausend Pfund

wird nicht in eine Familie eintreten wollen, um sich verächtlich behandeln zu lassen — es ist nicht wahrscheinlich.«

»Und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich die Tochter eines Bierbrauers bei mir empfangen werde, deren Großvater ein Diener in diesem Hause war,« entgegnete Lady Brading.

»Das mag sein; aber es ist sehr hart für mich,« sagte der Zoophyt mit einem leichten Seufzer; »sie ist wirklich ein nettes Mädchen.«

Mary Corks war allerdings ein nettes Mädchen und ein schönes Mädchen obendrein — ein Mädchen mit offenen unschuldigen, blauen Augen, einer kleinen hübschen Stumpsnase, einer wahren Rosenknospe von einem Mund und einem ungekünstelten, einnehmenden Wesen, das dem Zoophyten tief zu Herzen ging. Er hatte ein Herz, so theilnahmlos und hohl er auch schien, und Mary Corks herrschte darin. Sie war sehr gut erzogen und, obschon ihr Vater und ihre Mutter die englische Sprache mitunter schwer mißhandelten, ganz eine Dame. Sie war auch eine pflichtgetreue Tochter, liebevoll und achtungsvoll in ihrem Benehmen gegen die alten Leute und sich niemals ihrer kleinen Verstöße im gesellschaftlichen Leben schämend.

Ja, sie war eine liebe, kleine, englische Maid und der Zoophyt liebte sie sehr. Er hatte sie öfters auf Subscriptions-Bällen in Brading getroffen und mit ihr getanzt. Er hatte an einem öffentlichen Orte die Bekanntschaft des alten Corks gemacht — Corks hegte eine tiefe Ehrfurcht für die Talmash-Brading-Familie — und war von ihm eingeladen worden, in seiner großen, neugebauten Villa gerade außerhalb Brading zu speisen. Diese im gothischen Style errichtete Villa war im Innern mit allem Comfort ausgestattet und glich von Außen fast einem adeligen Schloß.

Mr. Corks selbst bewohnte ein kleines hübsches Zimmer, das auf den Hühnerhof hinausging — ein Gemach, das für die Haushälterin bestimmt gewesen war und dann, als zu klein, wieder aufgegeben wurde. Hier brachte der große Brauer den größten Theil seiner Zeit zu, seine Thonpfeife rauchend, das Buch seines Bankiers studierend, oder seine Zeitungen lesend. Er nannte dieses Gemach sein kleines Nest und wenn Mary Corks ihren Vater um eine Gunst

zu bitten hatte, so suchte sie ihn hier auf.

Capitän Ravenscroft speiste sehr häufig in den Battlements — so wurde die gothische Villa von Mr. Corks genannt — und hörte Mary singen und spielen und spielte nach dem Essen Billard mit ihr in dem großen, gothischen Billardsaal. Zuweilen war auch Gesellschaft da, bestehend aus den Honoratioren von Brading und der Umgegend; zuweilen war auch der Capitän der einzige Gast, immer aber waren das Essen und die Weine ausgezeichnet. Die gemüthlichen Abende gefielen dem Zoophyten am besten. Er hielt Corks für einen herzlichen, ehrlichen, alten Burschen und liebte ihn aufrichtig.

»Ich wollte, ich besäße Vermögen,« sagte er zuweilen zu sich, »ich werde als ein so eigennütziger Schurke erscheinen, wenn ich diesem Mädchen einen Antrag stelle.«

Er stellte ihr indeß doch den Antrag. Es war ihm nicht möglich, lange in ihrer Gesellschaft zu verweilen, ohne ihr zu sagen, wie sehr er sie liebte. Ihr gewinnendes Wesen hatte ihn, wie er selbst sagte, ganz und gar eingenommen. So verließ ihn eines Abends im Billardzimmer seine gewohnte Ruhe und ehe er wußte, was er that, hatte er sie um ihre Hand gebeten.

Er mußte seine Fragen mehrmals wiederholen, ehe er eine bestimmte Antwort erhalten konnte. Anfangs suchte sie denselben mit niedergeschlagenen Augen auszuweichen, aber endlich bekannte sie, daß er ihr nicht gleichgültig sei — daß sie ihn ein wenig — nur mehr als ein wenig — daß sie ihn sehr liebe.

»Aber es kommt Alles auf Papa an,« sagte sie, ihn mit ihren blauen Augen schüchtern anblickend, »ich glaube nicht, daß er jemals seine Zustimmung geben wird, ja, ich bin überzeugt, daß er sie nicht geben wird, außer —«

»Außer was, Liebste?« (Der Zoophyt hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt). »Außer was, Theuerste?«

»Außer wenn Lady Talmash Brading ihren Einfluß bei ihm geltend macht. Papa hat eine so hohe Meinung von ihr und vielleicht wenn er glaubte, daß sie es sehr wünsche, würde er nachgeben.«

Der Zoophyt sah einen Augenblick verblüfft aus; aber nur einen Augenblick.

»Sie soll ihren Einfluß ausüben,« rief er entschlossen. Er fühlte eine Art Verzweiflung in sich — fühlte, als ob er seine Schwester mit Gewalt nach den Battlements schleppen und sie zwingen konnte, Mr. Corks um seine Einwilligung zu bitten. Alles eher als den Verlust dieses lieben Mädchens, das so vertrauensvoll zu ihm emporblickte.

»Darf ich es Papa sagen?« stammelte sie darauf.

»Nun ja, Liebe. Es ist das Beste, offen und rückhaltslos zu Werke zu gehen.

Sage es Papa sogleich und ich will es meiner Schwester sagen und wir wollen sehen, was zu thun ist.«

Er war nicht sehr hoffnungsvoll, aber doch dachte er, seine Schwester könne unmöglich so grausam sein, zwischen ihm um hunderttausend Pfund zu stehen. Es schien unglaublich.

Als er ihr aber seine Sache vortrug, fand er sie hartnäckiger als jemals. Der Gedanke an eine solche Verbindung war ihr unerträglich.

»Ich soll meinen Einfluß aufbieten, um eine solche Heirath zu befördern!« rief sie. »Ich soll zu diesem gemeinen Bierbrauer gehen! Du mußt von Sinnen sein, so etwas zu denken, Reginald. Leute, die von Nichts vor meiner Thüre emporgekommen sind — ein Mädchen, dessen Großvater ein Diener war!«

»Sie kann ja nichts dafür, Nora, und sie ist eine vollkommene Dame — ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf — ebenso gut eine Dame, wie Julia.«

Lady Talmash Brading stieß einen Ausruf des Zorns aus.

»Ja, und meine arme Julia soll mit der Schande, daß sich eine Brauerei an ihren Namen heftet, durch die Welt gehen.«

»Welcher Unsinn, Leonora! Als ob die Verbindungen meiner Frau Julia zu berühren brauchten! Alles, was Du zu thun hast, ist, höflich gegen den alten Corks zu sein und ihm zu sagen, daß es Dich freuen wird, seine Tochter als ein Mitglied Deiner Familie zu empfangen. Dieser Mann legt einen solchen Werth auf Stellung und Rang, daß Du ihn um den Finger wickeln kannst. Und sie ist wirklich das liebste und artigste Mädchen in der Welt.«

»Davon kann niemals die Rede sein,« rief die Dame mit aller

Entschiedenheit aus.

Einen oder zwei Tage danach erhielt Capitän Ravenscroft wieder eine Einladung, in den Battlements zu speisen. Er dachte sich, daß dies eine geschäftliche Sache sei und ging mit einer gewissen Bangigkeit hin. Das Diner verlief angenehm genug. Mary war sehr schweigsam und erröthete vielfach, ohne daß sich ein Grund dazu wahrnehmen ließ, sah aber sehr reizend aus. Nach dem Essen sagte Mr. Corks zu dem Zoophyten:

»Ich möchte gerne ein oder zwei Worte in meinem Zimmer mit Ihnen sprechen Capitän. Johnson bringen Sie uns eine Flasche Lafitte.«

»Trinken Sie etwas von diesem Claret,« sagte der Bierbrauer, als sie in seinem kleinen Zimmer Platz genommen hatten. »Es ist eine bessere Sorte, als ich Ihnen gewöhnlich gebe, obschon ich Ihnen keinen schlechten vorsetze. Aber ich dachte, sie sollten diesen Abend von dem besten haben,« fügte er mit einem Lächeln bei.

Sie füllten ihre Gläser. Der Brauer leerte das seinige bis auf die Neige. Der Zoophyt schlürfte seinen Wein schweigend. Er war sehr aufgeregt.

»Mein kleines Mädchen hat mir etwas von Ihnen gesagt,« begann Mr. Corks. »Nun möchte ich zuerst und vor Allem wissen, ob es Ihnen Ernst damit ist?«

»Vollkommen Ernst — von ganzem Herzen und von ganzer Seele,« erwiderte der Zoophyt mit ungewohntem Nachdruck.

»Und ist es nicht ihr Geld, nach dem Sie streben?« fragte der Brauer. »Lieben Sie mein kleines Mädchen um ihrer selbst willen?«

»Ich liebe sie so innig, daß ich sie morgen heirathen würde, wenn sie auch keinen Pfennig hätte.«

»Das ist Alles recht schön; aber ich möchte doch wissen, wie Sie meine Mary unterhalten wollten, wenn sie ohne Vermögen wäre. Glücklicher Weise wird sie genug für sich bekommen. Ich kann ihr eine hübsche Aussteuer geben, ohne daß ich den Verlust des Geldes empfinde. Auch ist mir nichts daran gelegen, ob sie einen reichen Mann heirathet oder nicht. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die immer nur Geld zum Gelde zu häufen suchen. Mein

Vater hat sein Leben unter dem Adel zugebracht und mich gelehrt, den Rang zu achten. Geld ist in seiner Art eine sehr gute Sache, aber es ist um so besser, wenn es mit Rang verknüpft ist. Da nun alle andern Punkte zusagend sind, so würde es mir nicht unangenehm sein, wenn meine Tochter die Schwägerin der Lady Talmash Brading würde. Nicht wahr, es würde einen guten Klang haben: »Meine Schwägerin Lady Talmash Brading?« Ich bin ein aufrichtiger Mensch und mache aus meinen Gefühlen keinen Hehl!«

Capitän Ravenscroft verbeugte sich. Bis jetzt ging Alles gut; aber das Schlimme stand ohne Zweifel noch bevor.

»Nun ist die Frage,« sagte der Brauer, »hat Ihre Schwester Kenntniß von der Sache?«

Der Capitän bejahte die Frage.

»Und hat sie ihre Billigung?«

Der Zoophyt zögerte.

»Ich zweifle nicht daran, daß sie schließlich ihre — Billigung nicht versagen wird,« antwortete er. »Sie kann nicht umhin, ihre Zustimmung zu geben.«

»Kann nicht umhin? Unsinn!« rief Mr. Corks ungeduldig. »Ich bin nicht gesonnen, meine Tochter in eine große Familie heirathen zu lassen, die gegen sie die Nase rümpfen wird. Wenn Sie meine Mary und ihr Geld zu erhalten wünschen, so muß Mylady hierher zu mir kommen und mich wissen lassen, daß sie die Sache von Herzen billigt und daß sie meinem Mädchen eine Schwester sein will. Darüber darf keine Ungewißheit bestehen. Und nun, Capitän, weiches ist das Einkommen, mit welchem Sie Ihren eigenen Haushalt zu beginnen gedenken?«

Der Zoophyt mußte bekennen, daß sein ganzer weltlicher Reichthum aus den zweihundert Pfund bestehe, die ihm seine Schwester ausgesetzt hatte.

»Nun, auf mein Wort, Sie sind wirklich ein kaltblütiger Kunde,« rief der Brauer mit gutmüthigem Lachen, das sehr beruhigend klang. »Ich will Ihnen indeß sagen, was ich mit Ihnen vorhabe. Bestimmen Sie Ihre Schwester, daß sie Ihnen jährlich funfhundert Pfund in der Weise aussetzt, daß sie ihren Sinn nicht ändern kann — es ist nicht

viel, aber es ist doch etwas — und ich will meinem Mädchen fünfzigtausend baar als Mitgift geben. Und bewirken Sie, daß Lady Talmash Brading zu mir kommt und die Sache mit mir in freundlicher Weise bespricht. Ich verlange eine gerade, offene Behandlung derselben. Wenn meine Mary in eine hohe Familie eintritt, so muß sie wie eine Dame in dieselbe eintreten.«

Capitän Ravenscroft versprach, daß seine Schwester Altes thun solle, was nothwendig sei. Und wieder hatte er das verzweifelte Gefühl, daß er sie eher zwingen wolle, ihre Kniee vor diesem entschlossenen Brauer zu beugen, als sich der Gefahr auszusetzen, ein Mädchen wie Mary zu verlieren.

Voll schwerer Gedanken ging er diesen Abend nach Hause. Er wußte, daß seine Schwester eine hartnäckige Frau war und daß er eine schwierige Aufgabe vor sich hatte. Am nächsten Morgen suchte er sie zeitig in ihrem Wohnzimmer auf und trug ihr seine Wünsche in geschäftsmäßiger Weise vor. Es sei eine Lebensfrage für ihn, sagte er zuletzt. Er sei ein ruiniertes Mann, wenn er Mary Corks nicht heirathen könne.

Alle seine Beredtsamkeit war umsonst. Lady Talmash Brading blieb hartnäckig bei ihrer Weigerung stehen. Es seien nicht die Fünfhundert jährlich, obschon das Verlangen etwas stark sei. Sie hätte sich vielleicht bestimmen lassen, ihm diese zu geben, wenn er eine standesgemäße Heirath gemacht hätte; aber Mary Corks könne sie nicht empfangen. Sie werde sich niemals in den Augen der ganzen Grafschaft durch eine Verbindung mit diesem emporgekommenen Bierbrauer herabwürdigen. Sie war sehr aufgebracht, wie immer, wenn die Frage dieser Heirath angeregt wurde.

Der Zoophyt hörte sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe an. Selbst eine Sache von Leben und Tod vermochte ihn nicht dahin zu bringen, eine besondere Aufregung an den Tag zu legen. Die Unterredung dauerte lange und er brachte alle erdenklichen Gründe vor, blieb aber dabei bis zum Ende gelassen und ruhig. Endlich sagte er:

»Ist das Dein letztes Wort?«

»Ja, mein letztes.«

»Dann muß ich Dir Lebewohl sagen. Ich werde diesen Nachmittag den Park verlassen.«

Lady Talmash sah überrascht aus.

»Das ist nicht nöthig,« rief sie. »Ich habe keinen Streit mit Dir, Reginald. Ich bin nur unbeugsam in dieser Sache mit Miß Corks. Es ist nicht nöthig, daß Du fortgehst.«

»Ich bitte Dich um Entschuldigung, meine liebe Leonora. Du hast mich oft wegen meines Mangels an Energie, wegen meiner Abneigung, eine neue Laufbahn zu betreten, getadelt. Ich beginne zu fühlen, daß Deine Vorwürfe wohlbegründet waren und habe mich entschlossen, mich in eine Lage zu versetzen, in der ich meinen Lebensunterhalt selbst erwerben kann.«

»So! Du überraschest mich, Reginald. Dies ist also eine ganz neue Idee?«

»Nun ja; es ist allerdings eine neue Idee,« antwortete der Zoophyt ruhig.

»Und welchen Geschäftszweig hast Du gewählt? Etwas in der Handelsbranche?«

»Ja, das Geschäft gehört zur Handelsbranche.«

»Nichts Gräuliches, wie ich hoffe,« rief Lady Talmash erschreckt aus; »nicht Reisen in Kohlen oder etwas Aehnliches ?«

O, nein; es ist kein Reisen dabei. Das Geschäft ist stationär und reinlich. Ich glaube ich werde es lieb gewinnen.«

»Du bist sehr geheimnißvoll, Regy; Du könntest mir wohl offen sagen, was Du beginnen willst.«

»Ich werde Dir Alles sagen, wenn mir die Sache gelingt. Jedenfalls muß Du es als ein Compliment aufnehmen, daß ich darauf bedacht bin, Deinem Rath zu folgen.«

»Ich gebe das zu; es wäre mir aber lieber, wenn Du mir mehr Vertrauen schenken wolltest. Doch lassen wir das. Jedenfalls kann ich alles Andere eher ertragen, als daß Du diese Miß Corks heirathest.«

Der Zoophyt lächelte. Es war kaum eine Sache zum Lachen; aber

er lächelte wirklich.

»Es thut mir leid, daß Du ein solches Vorurtheil über diesen Punkt hast,« sagte er. »Lebe wohl.«

»Du gehst mit dem nächsten Zug nach London?«

»Nein, nicht mit dem nächsten; obschon ich sehr bald fortgehe. Du wirst mir doch erlauben, daß ich mein größeres Gepäck hier zurücklasse, Nora?«

»Natürlich. Du kannst diese Zimmer stets als die Deinigen ansehen.

Sie drückten sich die Hand, küßten sich sogar und trennten sich dann. Capitän Ravenscroft packte einen Koffer und einen Reisesack und nahm sie in einem Miethswagen von Brading mit sich. Er lehnte es ab, sich eines Gespanns aus den Parkställen zu seinem Auszug zu bedienen und die Dienerschaft sagte deshalb, es habe ein Streit zwischen dem Capitän und seiner Schwester stattgefunden.

Der Zoophyt richtete es so ein, daß er einem Abschied von Julia aus dem Wege ging.

Er war in Bezug auf gewisse Gegenstände weichherzig und seine Nichte gehörte zu diesen.

IV. Kapitel.

Vierzehn Tage hörte Lady Talmash Brading nichts von ihrem Bruder. In der Tiefe ihres Herzens war sie froh, daß er fort war, obschon sie es ihrer Tochter, welche Onkel Regy's Abreise lebhaft beklagte, nicht zu gestehen wagte. Die Geschichte mit den Corks war abgethan und hierin lag der große Punkt für Lady Talmash. Sie war während dieser vierzehn Tage nicht ganz wohl und genöthigt gewesen, ihr Zimmer zu hüten, wo ihr Julia Gesellschaft leistete. Gegen das Ende der vierzehn Tage überraschte die Dame ihre Kammerjungfer ein- oder zweimal, wie dieselbe sie in sonderbarer Weise anblickte, als ob sie ihr irgend etwas mitzuthemen hätte, es aber nicht wagte. Auch die Haushälterin zeigte eines Morgens bei einer Unterredung mit ihrer Gebieterin ein seltsames Benehmen. Ebenso wollte sie an den männlichen Bedienten allerlei Zeichen bemerkt haben, welche auf etwas Außerordentliches hinwiesen.

Endlich wurde Mylady für gesund erklärt und der Arzt von Brading erlaubte eine Spazierfahrt, rieth aber seiner Patientin, sie möge sich nicht ermüden und ihre Fahrt nicht über den Park ausdehnen.

»Ich hasse die Spazierfahrten im Park,« antwortete Mylady ungeduldig. »Wenn ich überhaupt ausfahre, so muß es eine lange Fahrt sein. Ein Park müßte wenigstens zwanzig Meilen im Umfang haben, um eine erträgliche Fahrt darin zu machen. Julia setze Deinen Hut auf und sage der Porkins, sie solle wir meine Sachen bringen.«

Der Arzt wagte nicht zu widersprechen, auf dem Heimweg aber sagte er zu sich:

»Es ist zu hoffen, daß sie nicht nach Brading fährt. Wenn sie es aber doch thut, so wird der Teufel los sein.«

Lady Talmash fuhr aber nach Brading. Sie machte eine angenehme Rundfahrt in der Umgegend und nahm dann ihren Rückweg durch die Hauptstraße von Brading, welche ziemlich breit und mit mehreren schönen mittelalterlichen Gebäuden geschmückt

war.

Auf dem halben Wege hinunter öffnete sich die Straße in einen viereckigen Platz, den Marktplatz, und gerade an der Einmündung in denselben war eine scharfe Ecke und die Auslagefenster vor den Läden beengten auf eine störende Weise das Pflaster. Als Lady Talmash Bradings Ponywagen an diesem Punkt anlangte, stieß Julia, deren lebhaftige Augen überall herumgingen, einen Ruf der Ueberraschung aus.

»Sieh, Mama,« rief sie, »dort ist ein neuer Schweineladen, der so hübsch ist.«

»Julia, ich wünsche, daß Du nicht in dieser Weise laut rufst — und noch dazu wegen eines Schweineladens — es ist so abgeschmackt.«

In diesem Augenblicke fuhr gerade ein schwerer Wagen vor ihnen her und Lady Talmash sah sich genöthigt, die feurigen Ponys anzuhalten. Sie hatte Zeit, den von ihrer Tochter bezeichneten Laden näher zu betrachten.

Es war der eines Schweineschlächters, mit zarten Saugschweinen, die vor den Fenstern hingen und innen mit Körben voll Würsten — ein sehr anziehender und eleganter Schweineladen — und auf einer Tafel über den Fenstern stand in großen Buchstaben der Name von *Reginald Ravenscroft*.

Ja dort stand er! Es war keine teuflische Täuschung, es war kein schrecklicher Traum. Ja, die Aufschrift stand dort — *Reginald Ravenscroft, Schweineschlächter*. Und in den Fenstern hingen Anzeigen, wie folgende: »Mit Milch gefütterte Schweine,« »Feine Cambridge-Würste, täglich frisch,« u.s.w.

Lady Talmash warf ihrer Tochter die Zügel zu und sprang aus dem Wagen. Sie, die niemals zuvor einen solchen Ort betreten, schritt geraden Wegs durch die enge Thüre in den Laden des Schweineschlächters und die Besätze ihres seidenen Kleides streiften im Gange an ein geheimnißvolles Blechgefäß, in welchem kleine Würstchen zum Verkaufe warm gehalten wurden.

My lady sah die Würstchen und schauderte. Sie verbreiteten einen angenehmen Duft und innen im Laden stand auf dem Tische ein

gebratener Schweineschlegel.

Es war Markttag und Reginald Ravenscroft hielt sich nicht für zu vornehm, durch den Verkauf seiner verschiedenen Producte sich eine redliche Einnahme zu verschaffen. Der Geruch des Ladens verursachte der Dame Uebelkeit; aber sie konnte nicht blasser werden, als dies bei ihrem Eintritt der Fall war. Sie war schon beim Aussteigen aus ihrem Ponywagen bleich vor Zorn gewesen.

Reginald Ravenscroft, Schweineschlächter, stand in einer reinen weißen Schürze hinter seinem Ladentisch, ein wahres Bild ruhiger Zufriedenheit und Behaglichkeit.

»Darf ich fragen, was dieser entehrende Unsinn zu bedeuten hat?« sagte Lady Talmash mit einer vor Wuth zitternden Stimme.

»Gewiß, meine liebe Leonora. Ich bin ganz bereit, meine Gründe anzugeben. Du bist stets in mich gedrungen, ich solle mir eine unabhängige und selbstständige Lebensstellung erwerben und ich entschloß mich endlich, Deinem Rathe zu folgen. Ich fühlte, daß ich kein Talent für die höheren Handelszweige habe, aber ich hielt mich für einen guten Kenner von Schweinen. Dieser Laden war zu vermieten und die Leute hierherum sagten mir, daß man eines Schweineschlächters bedürfe. Ich muß sagen, daß das Geschäft, seit ich in der vorigen Woche den Laden eröffnet habe, sehr gut gegangen ist. Du hast keinen Begriff, wie diese kleinen Würstchen, die Du in dem Blechgefäß gesehen hast, abgehen für einen Groschen das Stück und es ist auch ein schöner Profit dabei, wie Du es kaum glauben würdest. Versuche eines davon, ich will Dir einen reinen-Teller holen. Sie sind sehr schmackhaft. «Ich mache sie selbst.«

Lady Talmash ließ sich nicht herab, dieses höfliche Anerbieten auch nur einer Beachtung zu würdigen. In diesem Augenblicke traten zwei Landleute in den Laden und kauften etwas gebratenes Fleisch. Es war ein angenehmer Anblick zu sehen, wie der Zoophyt kunstgerecht die Portionen abschnitt und auf eine halbe Krone mit vollkommener Geschäftsmiene herausgab. Als die Männer fort waren, kehrte Lady Talmash zum Angriff zurück.

»Seit dies ein Scherz sein, Reginald?« sagte sie. »Wenn das der

Fall, so ist es ein sehr verächtlicher Scherz?«

»Ein Scherz — Keineswegs. Ich war nie ernster in meinem Leben. Du hast meine Heirath mit dem liebenswürdigsten kleinen Mädchen in der Welt, das mir fünfzigtausend Pfund zugebracht hätte, verhindert und Du hast mir beständig vorgeworfen, daß ich mich nicht dazu bequemen wolle, meinen eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. Es war sonach Zeit, daß ich etwas that. Es thut mir leid, daß sich Deine Abneigung gegen die Bierbrauerei auch auf das Schweinegeschäft ausdehnt.«

»O, ich sehe wohl ein, daß Dies ein Art der Rache ist,« sagte Mylady entrüstet.

»Ich kann dies nicht zugeben; aber es ist ein Art der Selbsterhaltung, Leonora. Du wolltest mich Miß Corks nicht heirathen lassen, und so habe ich mich zum Troste dem Schweinefleisch zugewendet.«

»Ich will Dir jährlich fünfhundert Pfund aussetzen,« sagte Lady Talmash heftig, »wenn Du dieses höchst erniedrigende Treiben aufgeben willst.«

»Ich danke Dir. Dies ist ein sehr freigebiges Anerbieten; aber ich will mich lieber auf meine eigenen Anstrengungen und auf Schweine verlassen. Ich habe so eben entdeckt, daß ich mir selbst meinen Unterhalt erwerben kann.«

Lady Talmash bot mit guten und scharfen Worten Alles auf, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen; es war aber Alles umsonst. Der Zoophyt blieb in seiner ruhigen Weise fest wie ein Fels. Er finde wirklich Vergnügen am Schweinegeschäft wiederholte er mit einer ruhigen Hartnäckigkeit, welche seine Schwester außer sich brachte.

Die Dame fuhr in tiefem Schweigen nach Hause. Selbst die so sehr verwöhnte Julia wagte sie nicht zu fragen. Ihr Gesicht war zu furchtbar. Eine Woche lang that sie nichts; aber Tag und Nacht verfolgte sie das Bild ihres Bruders, wie er den Leuten in Brading Schweinefleisch und Würste verkaufte. Der frühere Capitän des Leibregiments in Hemdärmeln und weißer Schürze Schweinefleisch aufschneidend!

Nachdem sie dies eine Woche lang erduldet hatte, fand Lady

Talmash, daß sie es nicht mehr ertragen könne. Sie mußte etwas thun, um dieser unaussprechlichen Erniedrigung ein Ende zu machen. Sie bestellte ihren Wagen, fuhr nach der Hauptstraße von Brading und betrat wieder den kleinen netten Schweineladen.

Der Zoophyt stand hinter seinem Ladentisch in schneeweißen Hemdärmeln und fleckenloser Schürze.

Sie vermochte nur dieselben Gründe vorzubringen, die sie früher schon angewendet hatte. Sie war bereit, ihm fünf- — sechs- — sieben- selbst achthundert Pfund auszusetzen, wenn er dieses entwürdigende Gewerbe aufgeben wollte.

Der Zoophyt zuckte die Achseln.

»Bringe Mary Corks hierher und bestimme sie, mich zu bitten, daß ich das Geschäft aufgebe,« sagte er in entschiedenem Tone. »Niemand sonst kann mich von den Schweinen abbringen.«

»Was, nach Allem, was ich gesagt habe, soll ich mich vor diesen Corks erniedrigen?« rief Lady Talmash.

»Entweder das, oder meine Verbindung mit Schweinen dulden. Ich kann wirklich nicht einsehen, daß sie Dir Schande macht. Es ist ein sehr reinliches Geschäft.«

Lady Talmash war besiegt. Es war eine harte Sache, ihre Kniee vor Mr. Corks, dem Brauer zu beugen; aber alles Andere verdiente den Vorzug vor diesem Schweinegeschäft, diesem offenen Scandal, welcher natürlich alle Zungen in Brading in Bewegung setzte. Sie befahl ihrem Kutscher nach den Battlements zu fahren und eine halbe Stunde nach ihrer Unterredung mit dem Zoophyten saß sie in dem neuen, kostbar eingerichteten Besuchszimmer, Mr. und Mrs. Corks gegenüber.

Sie konnte sehr liebenswürdig sein, wenn sie wollte und der Brauer und seine Frau gaben rasch ihrem Zauber nach. Sie war die Offenheit selbst, sprach aufrichtig von ihrem Vorurtheil gegen Handel und von den unwürdigen Mitteln, die Capitän Ravenscroft angewendet, um dasselbe zu brechen.

»Wir müssen ihn dahin bringen, diese Thorheit aufzugeben, Mr. Corks,« sagte sie. »Ich weiß jetzt, daß Ihre hübsche Tochter mehr Einfluß auf ihn hat, als Irgendjemand Sie muß ihn überreden, dieses

Schlächtergeschäft aufzugeben und wenn sie heirathen, so will ich ihm fünf- oder sechshundert Pfund jährlich aussetzen.«

»Und Sie wollen mein Mädchen als ein Mitglied Ihrer Familie empfangen, Mylady? Sie wollen ihr nicht den Rücken zukehren, sobald sie verheirathet ist?«

»Nein, Mr. Corks, ich bin dessen nicht fähig. Wenn mein Bruder Ihre Tochter mit meiner Zustimmung heirathet, so werde ich sie auch als Schwägerin behandeln.«

»Dann ist der Handel abgeschlossen, Mylady,« rief Corks. »Mary ist verzweifelt in den Capitän verliebt und sie soll ihn haben. Sie hat über diesen Fleischerladen gesprochen, als ob die Sache die größte Heldenthat wäre, die in der Welt geschehen.«

Miß Corks kam darauf ins Zimmer, so blühend und hübsch aussehend und sich mit so viel Anstand benehmend, daß Lady Talmash nicht umhin konnte, Gefallen an ihr zu finden. Sie nahm das Mädchen sogleich in ihrem Wagen mit sich und fuhr nach dem Fleischerladen zurück, wo eine kurze, aber lebhafte Scene zwischen dem Zoophyten und den beiden Damen stattfand.

Die Läden wurden diesen Abend geschlossen und die Firma Reginald Ravenscroft verschwand über denselben. Capitän Ravenscroft und Miß Corks feierten sechs Wochen daraus ihre Hochzeit. Mary ist von ihrer Schwägerin bei Hof vorgestellt worden und Brading Park und die Battlements haben Besuche und Diners ausgetauscht zur großen Freude von Mr. und Mrs. Corks. Der Capitän hat sich ein nettes kleines Haus in Mayfair eingerichtet und dort lebt er glücklich mit seiner hübschen, jungen Frau. Die vornehme Schweineschächterei wird zu Brading für immer in der Erinnerung bleiben; unter dem Volke aber ist allgemein die Ansicht verbreitet, der Capitän habe die Sache aus Anlaß einer Wette ausgeführt.

- E n d e -

Zu Chrighton-Abtei.

Die Chrightons waren sehr große Leute in dem Theile des Landes, wo ich meine Kindheit und Jugend zubrachte. Von Squire Chrighton sprechen, hieß in dieser entfernten Gegend des westlichen Englands von einer Macht sprechen. Chrightons-Abtei hatte seit der Regierung des Königs Stephan stets der Familie gehört. Es war sogar noch ein Flügel des ursprünglichen Klostergebäudes vorhanden und gut erhalten. Die Zimmer in diesem Theile des Hauses waren allerdings niedrig und düster, aber, wenn auch selten benutzt, doch vollkommen bewohnbar und bei großen Gelegenheiten, wenn die Abtei mit Gästen überfüllt war, leisteten sie gute Dienste.

Der mittlere Theil der Abtei war unter der Regierung der Königin Elisabeth neu erbaut worden und von edlen und fürstlichen Verhältnissen. Der südliche Flügel und ein langer Musiksaal mit acht hohen schmalen Fenstern waren später hinzugefügt worden. Im Allgemeinen gehörte die Abtei zu den glänzendsten Gebäuden und zu den Merkwürdigkeiten unserer Grafschaft.

Alles Land im Kirchspiel von Chrighton und weit darüber hinaus gehörte dem großen Squire. Die Dorfkirche stand innerhalb der Umfriedigung des Parks und die dazu gehörige Pfründe hatte der Squire zu vergeben. Das damit verbundene Einkommen war gerade nicht von großem Belang, aber die Stelle gewährte doch den Nutzen, daß man sie zuweilen dem jüngeren Sohne eines jüngeren Sohns, oder einem Hofmeister, oder einem Anhänger des reichen Hauses übertragen konnte.

Ich war eine Chrighton und mein Vater, ein entfernter Verwandter des regierenden Squire's war Pfarrer des Kirchspiels Chrighton gewesen. Bei seinem frühzeitigen Tode blieb ich gänzlich mittellos zurück und ich sah mich genöthigt, in die kalte Unbekannte Welt

hinauszugehen und meinen Lebensunterhalt in einem Zustande der Abhängigkeit zu erwerben — eine harte Sache für eine Chrighton.

Aus Achtung für die Ueberlieferungen und Vorurtheile meines Geschlechts machte ich es mir zur Aufgabe, eine Stelle im Ausland zu suchen, wo die Erniedrigung einer einzelnen Chrighton nicht so leicht Schande auf das alte Haus bringen konnte, zu dem ich gehörte. Glücklicher Weise für mich hatte ich eine sorgfältige Erziehung genossen und in all den Fächern oder modernen Bildung, die man von einer jungen Dame verlangt, genügenden Unterricht erhalten. Ich war auch so glücklich, zu Wien in einer deutschen Familie von hohem Rang eine Stelle zu erhalten und hier blieb ich sieben Jahre, alle Jahre einen bedeutenden Theil meines reichlichen Gehaltes zurücklegend. Als meine Zöglinge erwachsen waren, verschaffte mir meine gütige Gebieterin eine noch einträglichere Stelle in St. Petersburg, wo ich weitere fünf Jahre blieb, nach deren Ablauf ich der Sehnsucht, mein theures Heimatland wiederzusehen, nicht länger zu widerstehen vermochte.

Ich besaß keine näheren Verwandten in England. Meine Mutter war mehrere Jahre vor meinem Vater gestorben; mein einziger Bruder befand sich in weiter Ferne im indischen Civildienst und eine Schwester hatte ich nicht. Aber ich war eine Chrighton und ich liebte den Boden, dem ich entsprungen war. Auch durfte ich eines warmen Empfangs von Freunden, die meinen Vater und meine Mutter geliebt und geehrt hatten, sicher sein und noch mehr wurde ich zu diesem Besuch in England durch die herzlichen Briefe ermuntert, die ich von Zeit zu Zeit von der Gemahlin des Squire's, einer edlen warmherzigen Frau, empfing, die den unabhängigen Schritt, den ich gethan, vollkommen gebilligt und sich stets als meine Freundin gezeigt hatte.

In allen ihren Briefen, die ich seit einiger Zeit von Mrs. Chrighton erhalten hatte, lud sie mich, für den Fall, daß ich nach England zurückkehre, zu einem langen Besuch in der Abtei ein.

»Ich wünschte, Sie könnten zu Weihnachten kommen,« schrieb sie im Herbste des Jahres, von welchem ich spreche. »Wir werden sehr vergnügt sein und ich erwarte zahlreiche, angenehme Gäste.

Edward wird sich im nächsten Frühjahr verheirathen, sehr zur Befriedigung seines Vaters, denn die Verbindung ist eine gute und passende. Seine Braut wird unter unsern Gästen sein. Sie ist ein sehr schönes Mädchen; vielleicht sollte ich sagen, mehr hübsch als schön. Julia Tremaine ist eine von den Tremaines von Old Court bei Hayswall — einer sehr sehr alten Familie. Sie hat mehrere Brüder und Schwestern und wird wenig oder nichts von ihrem Vater erhalten; aber eine Tante hat ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen und sie gilt in der Grafschaft für eine große Erbin, obschon diese letztere Thatsache natürlich keinen Einfluß auf Edward ausgeübt hat. Er verliebte sich bei einem Assisenball in sie und machte ihr in seiner gewohnten lebhaften Weise schon nach vierzehn Tagen einen Antrag. Es ist, wie ich hoffe und glaube, auf beiden Seiten eine vollkommene Liebesheirath.

Darauf folgte eine herzliche Wiederholung der Einladung an mich. Ich sollte, wenn ich nach England käme, mich geraden Wegs nach der Abtei begeben und dort, so lange es mir gefiele, meinen Aufenthalt nehmen.

Dieser Brief bestimmte mich. Die Sehnsucht, den theuren Schauplatz meiner glücklichen Kindheit wieder zu sehen, hatte sich in mir fast zu einer Krankheit gesteigert. Es war mir gestattet, ohne Nachtheil für meine Stellung, eine längere Ferienreise anzutreten. So wandte ich Anfangs December, ohne Rücksicht auf das kalte häßliche Wetter, mein Gesicht der Heimath zu und machte die lange Reise von Petersburg nach London unter dem Schutze des Major Mason, eines englischen Regierungscouriers, dem man mich in Petersburg empfohlen hatte.

Ich war dreiunddreißig Jahre alt, meine Jugend also gänzlich vorüber. Schönheit hatte ich niemals besessen und ich war zufrieden, mich ganz im Lichte einer alten Jungfer zu betrachten — als eine ruhige Zuschauerin des großen Dramas des Lebens, durch keinen fieberhaften Wunsch nach einer activen Rolle in dem Spiele gestört. Mein Temperament machte mir diese Art von passiver Existenz leicht genug. Ich hatte kein verzehrendes Feuer in meinen Adern. Einfache Pflichten, seltene und einfache Vergnügungen

machten den Inhalt meines Lebens aus.

Die alte Abtei war, als ich um neun Uhr an einem sternhellen Abend dort anlangte, in ihrer ganzen Herrlichkeit. Ein starker Reif hatte den breiten Rasenplatz, der sich von der steinernen Terrasse vor dem Hause bis zu einem Halbzirkel von großen alten Eichen und Buchen erstreckte, weiß gefärbt. Von dem Musiksaal am äußersten Ende des südlichen Flügels bis zu den gothischen Fenstern der alten Gemächer auf dem nördlichen Flügel erglänzte ein einziges Lichtmeer. Die Scene erinnerte mich an eine deutsche Sage und ich erwartete fast, die Lichter in einem Augenblick sämmtlich verschwunden und die lange Steinfacade in Dunkelheit zurückfallen zu sehen.

Der alte Hausverwalter, dessen ich mich noch von meiner Kindheit her erinnerte, und der während meiner zwölfjährigen Abwesenheit um keinen Tag älter geworden zu sein schien, trat aus dem Speisezimmer als der Bediente mir die Hausthüre öffnete und begrüßte mich in der herzlichsten Weise.

»Es ist ein wahres Vergnügen. Ihr liebes Gesicht wieder zu sehen, Miß Sarah,« sagte der treue Diener, während er mir beim Ablegen meines Reisemantels beistand und mir meine Reisetasche abnahm. »Sie sehen zwar ein wenig älter aus als vor zwölf Jahren, wo Sie im Pfarrhause lebten, aber Sie sehen desohngeachtet ungemein gut aus. Wie erfreut werden sie Alle sein, Sie wiederzusehen! Mrs. Chrighton hat mir selbst die Nachricht von Ihrer bevorstehenden Ankunft mitgetheilt. Sie werden wohl Ihren Hut abnehmen wollen, ehe Sie in den Salon gehen. Das Haus ist voll von Gesellschaft. Rufen Sie Mrs. Majorum, James.«

Der Bediente verschwand in den hinteren Räumen des Hauses und erschien gleich darauf wieder mit Mrs. Majorum, einer stattlichen alten Dame, welche wie Trunford, der Hausverwalter, bereits unter dem Vater des gegenwärtigen Squires in der Abtei bedienstet gewesen war. Von ihr empfing ich denselben herzlichen Empfang und wurde dann über Treppen und Gänge geführt, bis ich mich wunderte, wohin man mich bringen würde.

Wir kamen endlich in ein sehr behagliches Zimmer, ein viereckiges

tapezirtes Gemach, mit einer niedrigen Decke, die durch einen mächtigen eichenen Balken gestützt wurde. In dem großen Kamin brannte ein helles Feuer und das Zimmer sah freundlich genug, wenn auch etwas alterthümlich aus, was ein zum Aberglauben geneigtes Gemüth vielleicht mit Gespenstern in Verbindung gebracht hätte.

Ich selbst war glücklicher Weise frei von aller Gespensterfurcht und das altmodische Aussehen des Zimmers gefiel mir.

»Nicht wahr, Mrs. Majorum, wir sind in König Stephans Flügel?« fragte ich. »Dieses Gemach kommt mir ganz fremd vor und ich zweifle, ob ich früher jemals in demselben gewesen bin.«

»Wahrscheinlich nicht, Miß. Ja, dies ist der alte Flügel. Ihr Fenster geht auf den alten Stallhof hinaus, wo zu Zeiten des Großvaters unseres Squire's die Hundeställe sich befanden, in der Zeit, wo, wie ich sagen hörte, die Abtei noch schöner war als jetzt. Wir haben in diesem Winter so viel Gesellschaft, daß wir genöthigt sind, von allen diesen Räumen Gebrauch zu machen. Sie brauchen sich indeß nicht einsam zu fühlen.

Im anstoßenden Zimmer befinden sich Capitän Cranwick und seine Frau und in dem blauen Zimmer gegenüber die beiden Miß Newports.«

»Meine liebe, gute Majorum, mein Zimmer gefällt mir ausnehmend und der Gedanke, in einem Gemach zu schlafen, das schon zu Zeiten des Königs Stephan bestand, wo das Gebäude eine wirkliche Abtei war, hat für mich etwas Anziehendes.«

Die alte Frau entschuldigte sich, daß sie mich wegen der vielen Geschäfte, die ihrer jetzt harrten, verlassen müsse.

»Sie brauchen nur Ihre Glocke zu ziehen, Miß,« sagte sie, »und Susan wird sich einstellen. Sie ist daran gewöhnt, unsere jungen Damen zuweilen zu bedienen und sehr anständig. Mrs. Chrighton hat Befehl gegeben, daß sie immer zu Ihren Diensten sein soll.«

»Mrs. Chrighton ist sehr gütig; aber ich versichere Ihnen, daß ich das ganze Jahr hindurch keine Kammerjungfer bedarf. Ich bin gewohnt, Alles selbst für mich zu thun. Gehen Sie und sehen Sie nach Ihren Geschäften; ich werde in zehn Minuten unten im

Gesellschaftszimmer sein. Sind viele Gäste dort?«

»Eine gute Zahl. Da ist Miß Tremaine und ihre Mama und jüngere Schwester. Natürlich haben Sie bereits Alles über die Heirath gehört — eine so schöne Dame — nur zu stolz für meinen Geschmack; aber die Tremaines waren stets eine stolze Familie und Miß Tremaine ist noch dazu eine reiche Erbin. Mr. Edward liebt sie so sehr, daß er kaum den Boden, auf dem sie geht, für gut genug hält. Und doch kann ich nicht umhin, zuweilen zu wünschen, daß er eine Andere gewählt hätte, die sich mehr um ihn bekümmerte und nicht alle seine Aufmerksamkeiten in so kalter gleichgültiger Weise aufnahm. Es kommt mir aber natürlich nicht zu, so etwas zu sagen und ich würde es auch gegen Niemanden sonst äußern als gegen Sie, Miß Sarah.«

Sie sagte mir, daß ich das Diner im Frühstückszimmer für mich in Bereitschaft finde und entfernte sich dann mich meiner Toilette überlassend.

Dieses Geschäft that ich so rasch als möglich ab und dann eilte ich die Treppe hinunter in die Halle, wo mich Trunford empfing und in das Frühstückszimmer führte, wo ein ausgezeichnetes Diner meiner harrte.

Ich verlor indeß nicht viel Zeit über diesem Mahle, obschon ich den ganzen Tag über nichts gegessen hatte, denn ich war begierig, in das Gesellschaftszimmer zu kommen. Gerade als ich fertig war, öffnete sich die Thüre und Mrs. Chrighton trat herein, prächtig aussehend in ihrem dunkelgrünen, reich mit alten Spitzen besetzten Sammetkleid. Sie war in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen und jetzt als Matrone noch immer sehr hübsch. Aber sie hatte noch überdies einen Zauber des Ausdrucks in ihrem Gesicht, der mich mehr anzog, als die Schönheit ihrer Züge.

Sie schlang ihre Arme um mich und küßte mich herzlich.

»Man hat mir erst diesen Augenblick Ihre Ankunft gemeldet, liebe Sarah,« sagte sie, »und ich höre, daß Sie bereits eine halbe Stunde im Hause sind. Was müssen Sie von mir gedacht haben?«

»Was kann ich von Ihnen denken, als daß Sie die Güte selbst sind, liebe Fanny? Ich habe nicht erwartet, daß Sie Ihre Gäste

verlassen würden, um mich zu empfangen und es thut mir leid, daß Sie es gethan haben. Ich brauche keine Ceremonien, um mich von Ihrer Güte zu überzeugen.«

»Aber, mein liebes Kind, dies ist keine Frage des Ceremoniells. Ich habe Ihrer Ankunft mit solcher Sehnsucht entgegengesehen und es würde mir nicht lieb gewesen sein, Sie zuerst vor allen diesen Leuten zu sehen. Seien Sie herzlich willkommen zu Chrighton und vergessen Sie nicht, Sarah, daß dieses Haus stets Ihre Heimath ist, wenn Sie einer solchen bedürfen.«

»Meine liebe, gütige Cousine! Und Sie schämen sich meiner nicht, die das Brod von Fremden gegessen?«

»Mich Ihrer schämen! Nein, meine Liebe. Ich bewundere im Gegentheil Ihren Muth und Ihren Fleiß. Und jetzt kommen Sie in das Gesellschaftszimmer. Die Mädchen werden erfreut sein, Sie zu sehen.«

»Und ich, sie zu sehen. Sie waren noch ganz kleine Dinger, als ich fortging und jetzt werden sie wahrscheinlich schöne junge Damen sein.«

»Sie sind recht hübsch, wenn auch nicht so schön, wie ihr Bruder. Edward ist wirklich ein glänzender junger Mann. Ich glaube nicht, daß mein mütterlicher Stolz sich einer Uebertreibung schuldig macht, wenn ich dies sage.«

»Und Miß Tremaine?« sagte ich. »Ich bin sehr neugierig, sie zu sehen.«

Es kam mir vor« als ob ein leichter Schatten das Gesicht meiner Cousine einen Augenblick verdunkelte, als ich dies sagte.

»Miß Tremaine — ja — Sie werden nicht umhin können, sie zu bewundern,« sagte sie gedankenvoll.

Sie zog meine Hand durch ihren Arm und führte mich in das Gesellschaftszimmer, ein sehr großes Gemach, mit zwei Kaminen an den Enden, diesen Abend glänzend beleuchtet und ohngefähr zwanzig Personen enthaltend, die in kleinen Gruppen vertheilt, alle fröhlich zu plaudern und zu lachen schienen.

Mrs. Chrighton führte mich geraden Wegs zu einem der Kamine,

neben dem zwei junge Mädchen auf einem niedrigen Sopha saßen, während ein junger Mann von mehr als sechs Fuß Größe, mit dem einen Arm auf das breite marmorne Kamingesims gelehnt, neben ihnen stand. Ein einziger Blick sagte mir« daß dieser junge Mann mit den dunkeln Augen und dem braunen, lockigen Haare Edward Chrighton sei. Seine Aehnlichkeit mit seiner Mutter verrieth allein schon, wer er war, aber ich erinnerte mich auch des jugendlichen Gesichts und der glänzenden Augen, welche so oft zu mir empor geblickt hatten in den Tagen, wo der Erbe der Abtei einer der jüngsten Schüler zu Eton war.

Die Edward Chrighton zunächst sitzende Dame zog hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war groß und schlank und trug ihren Kopf und Nacken mit einer stattlichen Haltung, die mich auf den ersten Blick überraschte. Ja, sie war schön, unleugbar schön und meine Cousine hatte Recht, wenn sie sagte, ich werde nicht umhin können, sie zu bewundern; aber auf mich machten dieses schöne Gesicht mit seinen vollendeten Zügen, die markierte Adlernase, die kurze Oberlippe, unbezähmten Stolz ausdrückend, die großen, kalten, blauen Augen, die scharf gezeichneten Brauen und das Haar von blasser Goldfarbe keinen sehr günstigen Eindruck. Daß Miß Tremaine allgemein bewundert werden mußte, ließ sich nicht bezweifeln; dagegen vermochte ich nicht zu begreifen, wie ein Mann sich in eine solche Schönheit verlieben konnte.

Sie war in weißen Muslin gekleidet und ihr einziger Schmuck war eine prachtvolle Diamantrosette, die sie an einem breiten schwarzen Bande an ihrem weißen Halse trug. Ihr reiches Haar, in Flechten wie ein Diadem geordnet, krönte ihr schmales Haupt gleich einer kaiserlichen Krone.

Dieser jungen Dame stellte mich Mrs. Chrighton vor.

»Ich habe Ihnen noch eine Cousine vorzustellen, Julia, sagte sie lächelnd — »Miß Sarah Chrighton, so eben von St. Petersburg angelangt.«

»Von St. Petersburg? Was für eine schreckliche Reise! Wie befinden Sie sich, Miß Chrighton? Es war wirklich sehr muthig von Ihnen, so weit herzukommen. Sind-Sie allein gereist?«

»Nein, ich hatte einen Begleiter bis London, der sehr gütig gegen mich war. Von London hierher habe ich die Reise allein gemacht.«

Die junge Dame hatte mir mit einer sehr gleichgültigen Miene ihre Hand gereicht. Ich sah, wie mich die kalten blauen Augen neugierig vom Kopf bis zu den Füßen musterten und es schien mir, als ob ich darin das Verdammungsurtheil lesen könnte: »Eine alte Jungfer und eine arme Verwandte.«

Ich hatte aber jetzt nicht viel Zeit, über sie nachzudenken, denn Edward Chrighton ergriff plötzlich meine beiden Hände und bewillkommnete mich auf eine so freundliche und herzliche Weise, daß mir fast die Thränen in die Augen traten.

Zwei hübsche Mädchen in blauen Kleidern eilten von verschiedenen Theilen des Saales herbei, mich freudig als »Cousine Sarah« begrüßend und die Drei umgaben mich in einem kleinen Knäuel und stellten eine Reihe Fragen an mich — ob ich mich noch an Das und an Jenes erinnere, an die Schlacht auf dem Heufeld, an die Pikniks im Wald, an unsere botanische und anatomologische Ausflüge und an alle die Vergnügungen ihrer Kindheit und meiner Jugend. Während diese Unterhaltung vor sich ging, beobachtete uns Miß Tremaine mit einem verächtlichen Ausdruck, den sie keineswegs zu verbergen suchte.

»Ich hätte Sie nicht solcher arkadischen Einfachheit für fähig gehalten, Mr. Chrighton,« sagte sie endlich. »Bitte fahren Sie in Ihren jugendlichen Erinnerungen fort; sie sind höchst interessant.«

»Ich erwarte nicht, daß Sie sich dafür interessieren, Julia,« antwortete Edward in einem Tone, der etwas zu bitter für einen Liebhaber klang. »Ich weiß wohl, welche Verachtung Sie für kleine ländliche Vergnügen hegen. Ich wundere mich, ob Sie selbst jemals ein Kind waren. Ich glaube wenigstens nicht, daß Sie jemals einem Schmetterling nachgelaufen sind.«

Ihre Rede machte unserm Gespräche über die Vergangenheit ein Ende. Ich sah, daß Edward ärgerlich war und daß alle die angenehmen Erinnerungen seiner Knabenzeit vor diesem kalten verächtlichen Gesichte entflohen waren. Eine junge Dame in Roth, welche neben Julia Tremaine saß, verließ das Sopha und Edward

nahm ihren Platz ein und widmete den übrigen Theil des Abends seiner Braut. Ich blickte zuweilen auf sein freundliches, ausdrucksvolles Gesicht, während er mit ihr sprach und wunderte mich darüber, welchen Reiz er in einer Person finden konnte, die mir seiner so unwürdig schien.

Es war Mitternacht, als ich nach meinem Zimmer im nördlichen Flügel zurückkehrte, vollkommen glücklich in dem Gedanken über den herzlichen Empfang, der mir zu Theil geworden. Frühzeitig am nächsten Morgen stand ich auf — denn frühes Aufstehen war mir längst zur Gewohnheit geworden — und blickte, den Damastvorhang vor meinem Fenster zurückziehend, hinunter in den Hof.

Ich sah einen geräumigen viereckigen Platz, umgeben von den verschlossenen Thüren von Ställen und Hundehäusern — niedrige massive Gebäude von grauem Stein, da und dort von Epheu bekleidet und mit Moos bewachsen. Diese Ställe mußten seit langer Zeit nicht mehr benützt worden sein. Die gegenwärtig im Gebrauch befindlichen Ställe bestanden aus einer Reihe rother Backstein Gebäude am andern Ende des Hauses, unmittelbar hinter dem Musiksaal.

Ich hatte oft gehört, daß der Großvater des gegenwärtiger Squire's eine Meute Hunde gehalten, welche sogleich nach seinem Tode verkauft wurden, und ich wußte, daß mein Cousin, der gegenwärtige Mr. Chrighton mehr als einmal aufgefordert wurde, dem guten Beispiele seines Vorfahrs zu folgen, denn es gab auf zwanzig Meilen im Umkreis keine Hunde, obgleich das Land sich sehr gut für die Fuchsjagd eignete.

George Chrighton aber, der regierende Gebieter der Abtei, war kein Jäger. Er hegte vielmehr einen geheimen Abscheu vor dem Sport, denn mehr als ein Sprößling des Hauses hatte seinen Tod auf dem Jagdfelde gefunden. Die Familie war überhaupt, trotz ihres Reichthums keine glückliche gewesen. Es kam nicht oft vor, daß die schöne Erbschaft dem ältesten Sohne zufiel. Der Tod in der einen oder andern Gestalt — bei den meisten Gelegenheiten ein gewaltsamer Tod — war zwischen den Erben und seine Erbschaft getreten. Und so oft ich über die dunkeln Blätter in der Geschichte

des Hauses nachdachte, konnte ich mich stets eines gewissen Zweifels nicht erwehren, ob meine Cousine Fanny nicht zuweilen von krankhaften Ahnungen über ihren einzigen innigstgeliebten Sohn gequält wurde.

Gab es ein Gespenst in Chrighton, ohne das der Glanz und die Würde eines großen alten Hauses kaum vollständig zu sein scheinen? Ja ich hatte von gewissen gespenstischen Erscheinungen, die bei seltenen Gelegenheiten innerhalb der Abtei vorkamen, gehört; aber ich konnte niemals eine Gewißheit darüber erlangen, welche Gestalt sie trugen.

Diejenigen, die ich darüber befragte, gaben mir zur Antwort, daß sie nichts gesehen hätten. Sie hätten wohl Geschichten aus der Vergangenheit gehört — wahrscheinlich thörichte Sagen, die des Hörens nicht werth seien. Einmal als ich über den Gegenstand mit meinem Cousin George sprach, sagte er zornig, ich solle ihn nie mehr eine Anspielung auf *diese* Thorheit von meinen Lippen hören lassen.

Der Monat December ging fröhlich genug hin. Das alte Haus war voll von angenehmen Leuten und die kurzen Wintertage wurden in einer ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen hingebacht.

Ich kam viel mit meinem Cousin Edward in Berührung und ich glaube, daß er Miß Tremaine es zu verstehen gegeben hatte, daß sie um seinetwillen freundlich gegen mich sein möge. Jedenfalls gab sie sich einige Mühe, sich mir angenehm zu machen und ich entdeckte, daß sie, trotz, ihres stolzen herrischen Charakters, ihrem Geliebten zu gefallen suchte.

Ihr Brautstand war kein besonders friedlicher. Sie hatten häufige Streitigkeiten mit einander, deren Details Edwards Schwestern, Sophy und Agnes, mit mir zu besprechen pflegten. Es war der Kampf zweier stolzen Geister um die Herrschaft; aber der Stolz meines Cousins Edward war von besserer Art — die erhabene Verachtung aller Gemeinheit — ein Stolz, der einer edlen Natur nicht übel ansteht. Mir schien Edward alles Das zu sein, was vortrefflich ist und ich wurde es niemals müde, sein Lob aus dem Munde seiner Mutter anzuhören. Ich glaube, daß meine Cousine Fanny dies wußte

und daß sie mir vertraute, als ob ich ihre Schwester wäre.

»Sie werden wahrscheinlich schon bemerkt haben, daß ich für Julia Tremaine keine so große Zuneigung hege, als es sein sollte,« sagte sie eines Tags; »aber ich bin sehr froh, daß mein Sohn sich verheirathen wird. Die Familie meines Mannes war, wie Sie wissen, Sarah, nicht sehr glücklich. Die ältesten Söhne waren in früheren Generationen häufig wild und unglücklich und als Edward noch ein Knabe war, hatte ich manche bittere Stunde, in der Sorge um seine Zukunft. Dank Gott, er ist stets alles Das gewesen, was ich nur immer wünschen kann. Er hat mir niemals durch irgend eine Handlung eine Stunde Kummer verursacht. Ich bin aber nichts desto weniger über seine Heirath froh. Die Erben von Chrighton, die ein frühzeitiges Ende erreichten, sind alle unverheirathet gestorben. Da war unter der Regierung von George II. Hugh Chrighton, der in einem Duell fiel; da war John, der 25 Jahre später auf der Jagd den Hals brach, ferner Theodore, der von einem Mitschüler in Eton durch Zufall erschossen wurde und endlich Jasper, dessen Yacht vor 40 Jahren im adriatischen Meere unterging. Ist dies nicht eine schreckliche Liste, Sarah? Ich werde glauben, daß mein Sohn einiger Maßen sicherer sei, wenn er verheirathet ist. Ich darf dann hoffen, daß er dem Schicksal, das so Viele unseres Hauses heimgesucht hat, entgehen werde. Er wird auch mehr Grund haben, vorsichtig mit seinem Leben zu sein, wenn er verheirathet ist.«

Ich stimmte mit Mrs. Chrighton überein, konnte aber nicht umhin, zu wünschen, daß Edward ein anderes Mädchen gewählt hätte, als die schöne kalte Julia. Ich konnte mir nicht denken, daß sein künftiges Leben mit einer solchen Frau glücklich sein würde.

Weihnachten kam herbei — eine wahre, altenglische Weihnachten — Frost und Schnee draußen, Wärme und Fröhlichkeit innen; Schlittschuhlauf auf dem großen Teich im Park, und Schlittenfahren auf der Landstraße bei Tage und Privattheater, Charaden und Liebhaberconcerte des Abends. Es überraschte mich, daß Miß Tremaine sich hartnäckig weigerte, an diesen Abendunterhaltungen irgend einen thätigen Antheil zu nehmen. Sie zog es vor, unter den älteren Personen als Zuschauerin zu sitzen, wobei sie die Miene und

das Benehmen einer Prinzessin hatte, zu deren Belustigung alle unsere Unterhaltungen aufgeführt wurden. Sie schien zu glauben, daß sie das Ihrige thue, wenn sie ruhig dasitze und ihre Schönheit leuchten lasse. Kein Wunsch, sich auf irgend eine Weise zu produzieren, schien ihr in den Sinn zu kommen. Ihr grenzenloser Stolz ließ keinen Raum für die Eitelkeit. Und doch wußte ich, daß sie sich in der Musik hätte auszeichnen können, wenn sie nur gewollt hätte, denn ich hatte sie in Mrs. Chrichtons Privatzimmer, wo nur Edward, seine Schwestern und ich zugegen waren, singen und spielen gehört und ich wußte, daß sie sowohl als Sängerin, wie als Pianistin alle unsere Gäste übertraf.

Die beiden Mädchen und ich hatten manchen glücklichen Morgen und Nachmittag, indem wir in einem Ponywagen, beladen mit Geschenken von Mrs. Chrichton für die Armen ihres Kirchspiels von Haus zu Haus gingen. Es fand keine öffentliche formelle Vertheilung von Geschenken statt; aber die Bedürfnisse der Armen wurden in einer ruhigen, freundlichen Weise reichlich befriedigt. Mrs. Chrichton besaß eine wunderbare Gabe zu errathen, was in jeder Haushaltung am meisten Noth that und unser Ponywagen pflegte eine mannigfaltige Sammlung von Gegenständen zu enthalten, wobei jedes Packet von der festen, geläufigen Hand der Gebieterin der Abtei adressiert war.

Edward pflegte uns zuweilen bei diesen Ausflügen zu fahren und ich fand, daß er unter den Armen des Kirchspiels von Chrichton ungemein beliebt war. Er hatte eine solche angenehme Art, mit ihnen zu sprechen, daß sie sogleich alle Schüchternheit verloren. Er vergaß niemals ihre Namen, ihre Bedürfnisse und Gebrechen, hatte für die Männer immer ein Packet Tabak, den sie liebten, in der Tasche und war voll lustiger Einfälle und Späße, die, wenn auch nicht besonders witzig, die Lachmuskeln seiner Zuhörer erregten.

Miß Tremaine lehnte jede Betheiligung an diesem angenehmen Geschäft kaltblütig ab.

»Ich liebe die armen Leute nicht,« sagte sie. »Dies mag vielleicht schrecklich klingen; aber ich halte es für das Beste, meine schlimmen Eigenschaften sogleich zu bekennen. Ich kann mich nie

mit den Armen verständigen, noch sie sich mit mir. Ich bin wahrscheinlich nicht sympathisch genug. Und dann kann ich die Luft in ihren Häusern nicht vertragen. Der Geruch, der dort herrscht, macht mich krank. Und welchen Zweck hat auch der Besuch dieser Leute? Er kann sie nur zur Heuchelei verleiten. Ich halte es deshalb für besser, die Dinge, die man ihnen geben will, in ein Tuch zu packen und durch einen Diener überbringen zu lassen. In diesem Falle ist kein Kriechen auf der einen, und keine Aufopferung auf der andern Seite nothwendig.«

»Aber, sehen Sie, Julia, es gibt Leute, denen diese Besuche keine Aufopferung sind,« antwortete Edward, roth vor Entrüstung. — »Leute, die gerne an der Freude, die sie geben, theilnehmen, die diese Söhne des Bodens fühlen lassen wollen, daß ein gewisses freundschaftliches Band zwischen ihnen und ihren Gebietern, — ein Punkt der Vereinigung zwischen der Hütte und dem großen Hause besteht. Da ist z.B. meine Mutter: ihr sind alle diese Pflichten, welche Ihnen so lästig erscheinen, zu allen Zeiten ein wahres Vergnügen. Es wird darin leider eine Aenderung eintreten, wenn Sie Gebieterin der Abtei sind, Julia.«

»Sie haben mich noch nicht dazu gemacht,« antwortete sie, »und es ist noch Zeit genug, Ihren Sinn zu ändern, wenn Sie mich für die Stellung nicht für geeignet halten. Ich mache keinen Anspruch darauf, wie Ihre Mutter zu sein. Ich halte es für besser, keine weiblichen Tugenden zu heucheln, die ich nicht besitze.«

Nach dieser Unterredung bestand Edward darauf, fast jeden Tag unsern Ponywagen zu fahren, es Miß Tremaine überlassend, ihre eigene Unterhaltung zu suchen und ich glaube, daß eben diese Unterredung der Anfang zu einer Entfremdung zwischen ihnen war, die einen ernsthafteren Charakter annahm, als eine ihrer früheren Streitigkeiten.

Wäre weniger Gesellschaft im Hause gewesen, so würde der Bruch zwischen Edward Chrighton und seiner Braut sehr bald offenkundig geworden sein, ich zweifle aber, ob in einem Hause, das so voll von Leuten war, die alle nur darauf dachten, sich zu unterhalten, die Sache bemerkt wurde. Bei allen öffentlichen

Gelegenheiten zeigte sich mein Cousin aufmerksam und liebenswürdig gegen Miß Tremaine. Nur seine Schwestern und ich kannten den wahren Stand der Dinge. Nachdem diese junge Dame mit solcher Entschiedenheit jede Aeußerung von wohlthätiger Gesinnung abgelehnt hatte, war ich erstaunt, als sie mich eines Morgens zu sich rief und mir eine kleine Börse mit Gold — zwanzig Sovereigns — in die Hand drückte.

»Sie werden mich sehr verbinden, Miß Chrighton,« sagte sie, »wenn Sie Dies heute unter Ihre Armen vertheilen wollen. Ich gebe denselben gerne etwas; nur die Mühe der Vertheilung schreckt mich ab und Sie sind gerade die Person für ein solches Geschäft. Bitte, erwähnen Sie meinen kleinen Auftrag ja gegen Niemanden.«

»Natürlich darf ich mit Edward davon sprechen,« antwortete ich ; denn ich wünschte« ihm zu sagen, daß seine Braut nicht die hartherzige Person sei, wie es den Anschein hat.

»Ihm am allerwenigsten,« entgegnete sie lebhaft. »Sie wissen, daß unsere Begriffe in dieser Beziehung nicht mit einander übereinstimmen. Er würde glauben, ich hätte, ihm zu gefallen, das Geld gegeben. Bitte, Miß Chrighton, kein Wort zu ihm.« Ich unterwarf mich und vertheilte meine Sovereigns nach bestem Wissen und Gewissen.

So kam das Christfest und ging vorüber. Am Tage nach demselben war plötzlich Thauwetter mit Regen eingetreten, der den ganzen Morgen und Nachmittag anhielt. Die Gesellschaft war theils im Salon, theils im Billardzimmer versammelt und es fehlte in Beiden nicht an lebhafter und anregender Unterhaltung. Mich selbst hatte das Wetter verstimmt und ich saß in einem der tiefen Fenster, halb von den Vorhängen verdeckt, und las einen neuen Roman.

Edward Chrighton befand sich nicht unter den Billardspielern, sondern ging im Salon auf und ab mit einem Gebahren, das ebenso mürrisch, als unruhig war.

»Dank dem Himmel, daß endlich Thauwetter eingetreten ist,« rief er, vor dem Fenster, in dem ich saß, stehen bleibend.

Er hatte seine Gedanken laut ausgesprochen, ohne zu wissen, daß ich mich in der Nähe befand. So wenig versprechend sein

Aussehen in diesem Augenblicke war, so wagte ich es doch, ihn anzureden.

»Welch' schlechter Geschmack, ein Wetter wie dieses dem Schnee und Frost vorzuziehen!« sagte ich. »Der Park sah gestern bezaubert aus — eine wahre Szene aus dem Feenland. Und sehen Sie ihn nur heute an!«

»O ja, vom künstlerischen Gesichtspunkt ist der Schnee besser. Der Platz sieht heute fast aus wie ein großer Sumpf; aber ich denke an die Jagd und der verdammte Frost machte einen Ritt mit den Hunden unmöglich. Ich glaube, daß wir jetzt für einige Zeit mildes Wetter bekommen.«

»Aber Sie wollen doch nicht zu einer Jagdpartie gehen, Edward?«

»Ja, das will ich, meine liebe Consine, trotz des erschreckten Ausdrucks in Ihrem liebenswürdigen Gesicht.«

»Ich hatte geglaubt, es gebe keine Hunde in der Nähe.«

»Es gibt auch keine hier; aber fünfundzwanzig Meilen von hier befindet sich eine der schönsten Meuten im ganzen Lande — die Daleborough-Hunde.«

»Und Sie wollen wegen einer Hetze für einen Tag fünfundzwanzig Meilen weit gehen.«

»Ich würde vierzig, fünfzig« hundert Meilen um dieses Vergnügens willen reisen. Aber ich gehe diesmal nicht bloß für einen einzigen Tag. Ich gehe zu Sir Francis Wycherly — sein Sohn und ich waren Universitätskameraden — und werde drei oder vier Tage ausbleiben. Man erwartet mich schon heute; aber bei diesem Regen hatte ich doch keine Lust zum Reisen. Morgen früh dagegen muß ich gehen, wenn auch der Himmel seine Schleusen für eine neue Sündfluth aufthun sollte.«

»Was für ein halsstarriger junger Mann,« rief ich. »Und was wird Miß Tremaine zu dieser Fahnenflucht sagen?«

»Miß Tremaine mag sagen, was sie will. Sie hatte es in ihrer Macht, mich die Vergnühen der Jagd vergessen zu machen, wenn sie gewollt hätte!«

»O, ich verstehe. Der Plan für diese Jagdpartie ist erst vor Kurzem

gefaßt worden.«

»Ja; ich begann mich hier vor einigen Tagen zu langweilen und schrieb an meinen Freund Frank, um mich für zwei oder drei Tage zu Wycherly ansagen zu lassen. Ich erhielt darauf eine sehr herzliche Antwort und man erwartet mich zu Ende der Woche.«

»Sie haben doch den Ball am 1. Januar nicht vergessen?«

»O nein, dies würde ja meine Mutter kränken und unsere Gäste beleidigen. Ich werde am Neujahrsabend hier sein, komme, was da will.«

Komme, was da will! so leicht gesprochen. Die Zeit kam, wo ich bittere Ursache hatte, mich dieser Worte zu erinnern.

»Ich fürchte nur, Sie werden Ihre Mutter betrüben, wenn Sie gehen,« sagte ich. »Sie wissen ja, wie sehr sie sowohl als Ihr Vater das Fuchshetzen verabscheuen.«

»Für einen Landedelmann eine sonderbare Abneigung von Seite meines Vaters. Aber er ist ein lieber alter Bücherwurm«, selten glücklich außerhalb seiner Bibliothek. Ja ich gebe zu, daß beide einen Widerwillen gegen die Jagd haben; aber sie wissen, daß ich ein ziemlich guter Reiter bin und daß es eines weiteren Feldes bedürfte, als ich um Wycherly finden werde, um mich zu ermüden. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, liebe Sarah, ich werde dem Vater und der Mutter keinen Grund zur Beunruhigung geben.«

»Sie werden wahrscheinlich ihre eigenen Pferde reiten?«

»Natürlich. Kein Mann, der eigene Pferde besitzt, wird fremde reiten wollen. Ich werde Pepperbox , und den Druid mitnehmen.«

»Pepperbox hat ein schlimmes Temperament, wie mir Ihre Schwestern sagten.«

»Meine Schwestern erwarten, daß ein Pferd eine Art erwachsenes Lamm sein soll. Jede Schönheit bei Pferden und bei Frauen zeigt eine Neigung zu dem kleinen Fehler — einem schlimmen Temperament. Ein Beispiel davon ist Miß Tremaine.«

»Ich werde die Partei von Miß Tremaine nehmen. Ich glaube, daß Sie es sind, Edward, der an dieser Entfremdung die Schuld trägt.«

»Wirklich? Wohlan, mag ich nun im Recht sein oder nicht, so

lange die schöne Julia nicht mit süßen Blicken und sanften Worten zu mir kommt, können wir einander das nicht mehr sein, was wir gewesen sind.«

»Sie werden von Ihrem Jagdausflug in einer besseren Stimmung zurückkehren,« antwortete ich, d. h. wenn Sie, überhaupt dabei beharren, zu gehen. Ich hoffe und glaube, Sie werden Ihren Sinn noch ändern.«

»Eine solche Aenderung liegt nicht in den Grenzen der Möglichkeit, Sarah: Mein Vorsatz steht so fest wie das Schicksal.«

Er entfernte sich, ein fröhliches Jagdlied summend. Später an diesem Nachmittage war ich allein mit Mrs. Chrighton und sie sprach mit mir über seinen beabsichtigten Besuch in Wycherly.

»Edward hat offenbar sein Herz darauf gesetzt,« sagte sie, »und sein Vater und ich haben es uns stets zum Grundsatz gemacht, Alles zu vermeiden, was wie häusliche Tyrannei aussehen könnte. Unser Edward ist ein so guter Sohn, daß es sehr hart wäre, wenn wir seinen Vergnügungen Hindernisse in den Weg legen wollten. Sie wissen, welche krankhafte Furcht mein Mann vor den Gefahren der Hetzjagd hat und ich selbst habe fast dieselbe Schwäche. Aber trotzdem haben wir uns niemals widersetzt, wenn sich Edward dem Vergnügen des Sports hingab, das er leidenschaftlich liebt und bisher ist er, dem Himmel sei Dank, noch immer unverletzt davongekommen. Indeß kann ich Ihnen versichern, meine Liebe, daß ich manche bittere Stunde gehabt habe, wenn mein Sohn mehrere Tage, um zu sagen, in Leicestershire abwesend war.«

»Er ist wahrscheinlich ein guter Reiter.«

»Ein trefflicher. Er genießt einen großen Ruf unter den Sportsliebhabern in unserer Nachbarschaft. Wenn er einmal Gebieter der Abtei ist, wird er wahrscheinlich sich eine Meute Hunde halten und die Tage seines Urgroßvaters Meredith Chrighton wieder aufleben lassen.«

»Ich glaube, die Hunde waren in jenen Tagen in dem Hofe unter meinem Schlafzimmerfenster eingesperrt; ist es nicht so, Fanny?«

»Ja,« antwortete Mrs. Chrighton ernst und ich wunderte mich über den plötzlichen Schatten, der auf ihr Gesicht fiel.

Ich ging diesen Nachmittag früher als gewöhnlich nach meinem Zimmer und ich hatte noch eine ganze Stunde vor mir, bis es Zeit zum Ankleiden für das Diner war. Diese Stunde wollte ich zum Briefschreiben benützen; aber als ich in mein Zimmer kam, fand ich, daß ich in sehr träger Stimmung war und, anstatt meinen Schreibtisch zu öffnen, setzte ich mich in einen Lehnstuhl am Feuer, wo ich bald in eine Träumerei verfiel.

Wie lang ich dort gesessen war, vermag ich kaum zu sagen, denn ich war nach kurzer Zeit in einen leichten Schummer verfallen, aus dem ich durch einen mir fremden Ton erweckt wurde.

Es waren die tiefen klagenden Töne eines Jagdhorns, Töne die aus der Ferne zu kommen schienen, so überirdisch, wie meine Ohren noch nichts gehört hatten. Ich dachte an die Musik im »Freischütz«; aber die wildesten Melodien, die Weber jemals geschrieben, hatten nichts so Geisterhaftes als die wenigen einfachen Noten, die zu meinem Ohre drangen.

Ich stand wie betäubt da, dieser schrecklichen Musik lauschend. Es war dunkel geworden, mein Feuer fast erloschen und das Zimmer in Schatten gehüllt. Während ich so lauschte, erschien plötzlich vor mir an der Wand der Schimmer eines Lichts. Dieses Licht war so unirdisch wie die Töne des Horns, phantastisch wie , das Irrlicht, das im Takelwerk eines Schiffs auf sturmbewegter See spielt.

Ich eilte an's Fenster, denn dieses gespenstige Licht, strahlte durch dasselbe auf die gegenüberliegende Wand. Die großen Thore des Stallhofs standen offen und Männer in Scharlachröcken ritten herein. Eine Meute Hunde wurde an der Leine vor ihnen her geführt. Die ganze Szene war bei dem scheidenden Lichte des Winterabends und bei dem Schimmer einer Laterne, welche einer der Männer trug, undeutlich sichtbar. Es war das Licht dieser Laterne, das auf die tapezirte Wand des Zimmers seinen Widerschein geworfen hatte. Ich sah die Stallthüren eine nach der andern öffnen, Gentleman und Reitknechte von ihren Pferden steigen, die Hunde in ihre Ställe treiben und dieses fahle Laternenlicht in der zunehmenden Dunkelheit bald da, bald dort

erscheinen. Aber kein Laut von Pferdehufen oder menschlichen Stimmen, kein Gebell, kein Winseln der Hunde ließ sich vernehmen. Seit jene schwachen Töne des Horns aus der Ferne erstorben waren, wurde das gespenstige Schweigen nicht mehr unterbrochen.

Ich stand vollkommen ruhig an meinem Fenster und beobachtete, wie sich die Gruppen von Menschen und Pferden in dem Hofe unten geräuschlos zerstreuten. Es lag nichts Uebernatürliches in der Weise ihres Verschwindens. Die Gestalten zerflossen nicht in die leere Luft. Ich sah die Pferde eines nach dem andern in ihre Ställe führen, die Rothröcke durch die Thore den Hof verlassen und die Reitknechte sich da- und dorthin entfernen. Die ganze Szene war, mit Ausnahme der Geräuschlosigkeit natürlich genug und, wenn ich im Hause fremd gewesen wäre, so hätte ich die Gestalten für wirkliche halten und denken können, daß diese Ställe in vollem Gebrauch seien. Aber ich wußte, daß der Stallhof und sämtliche Gebäude, die darin standen, seit mehr als einem halben Jahrhundert gänzlich außer Gebrauch gesetzt waren. Ich hatte mich ja, seitdem ich hier war, täglich mit meinen eigenen Augen von dieser Thatsache überzeugt. Konnte ich annehmen, daß sie plötzlich, ohne daß ein Wort davon verlautet hatte, wieder in Besitz genommen und mit Insassen gefüllt worden seien?

Hatte irgend eine Jagdpartie aus der Nachbarschaft hier Schutz gesucht, froh, dem unaufhörlich herabströmenden Regen zu entgehen? Dies hielt ich nicht für unmöglich. Ich hatte nicht den geringsten Glauben an gespenstische Dinge und war bereit, eher alles Andere, als die Möglichkeit, daß ich auf bloße Schatten geblickt, anzunehmen.« Und doch die Geräuschlosigkeit, der schreckliche Ton dieses Horns, der unirdische Schimmer dieser Laterne! So wenig abergläubisch ich war, so stand doch ein kalter Schweiß auf meiner Stirne und ich zitterte an allen Gliedern.

Einige Minuten blieb ich noch am Fenster stehen, verwirrt und betäubt in den leeren Hof hinunter blickend. Dann ermunterte ich mich plötzlich und eilte mit leisen Schritten auf einer Hintertreppe, welche zu den Wohnungen der Dienerschaft führte, hinunter in das Erdgeschoß, entschlossen, das Geheimniß auf die eine oder andere

Weise zu lösen. Der Weg zu Mrs. Majorums Zimmer war mir von früher her bekannt und dorthin lenkte ich meine Schritte, um sie über das, was ich gesehen, zu befragen.

Das Zimmer der Haushälterin befand sich am Ende eines langen Ganges, abgesondert von den Gemächern der übrigen Dienstleute. Leise öffnete ich die Thüre. Mrs. Majorum saß in einem hohen Armstuhl am Kamin und nickte. Sie öffnete die Augen, als ich mich ihr näherte und sah mich einige Augenblicke verwirrt an.

»Wie, Sie sind es, Miß Sarah?« rief sie, »und Sie sehen ja so bleich wie ein Geist aus; ich kann es selbst beim Lichte des Feuers sehen. Lassen Sie mich nur eine Kerze anzünden und«ich will Ihnen dann etwas sal volatile holen. Sehen Sie sich in meinen Armstuhl, Miß. Sie zittern ja am ganzen Körper.«

Sie drückte mich, ehe ich Widerstand leisten konnte, in ihren Lehnstuhl und zündete die beiden Kerzen an, die auf ihrem Tische standen, während ich zu sprechen versuchte. Meine Lippen waren trocken und es schien zuerst, als ob ich die Fähigkeit der Sprache verloren hätte.

»Lassen Sie das Sal volatile, Majorum,« sagte ich endlich. »Ich bin nicht krank. Ich bin nur erschreckt worden, und ich bin gekommen, um Sie um eine Erklärung über die Sache, die mich erschreckt hat, zu ersuchen.«

»Welche Sache, Miß Sarah?«

»Sie müssen doch sicherlich selbst etwas davon gehört haben.«

»Gehört, was?«

»Den Ton eines Horns — eines Jagdhorns, erst vor wenigen Minuten.«

»Eines Horns! Nein, Miß Sarah. Was konnte Ihnen nur diese Einbildung in den Kopf gesetzt haben?«

Ich sah, daß die rothen Wangen der Haushälterin ihre Farbe verloren hatten und daß sie jetzt ebenso bleich war, als ich es nur immer sein konnte.

»Es war keine Einbildung,« sagte ich, »ich hörte den Ton und sah die Leute. Eine Jagdpartie hat so eben in dem nördlichen Viereck

Schutz gesucht — Hunde, Pferde, Gentleman und Diener.«

»Wie sahen sie aus, Miß Sarah?« fragte die Haushälterin in seltsamem Tone.

»Ich vermag dies kaum zu sagen. Ich konnte nur sehen, daß sie Rothröcke waren, und kaum etwas Weiteres. Doch ja, ich habe beim Lichte der Laterne einen Blick auf einen der Gentleman geworfen. Ein großer Mann mit grauem Haar und Schnurrbart und hohen Schultern. Ich bemerkte, daß er einen Rock mit kurzen Schößen und sehr hohem Kragen trug — einen Rock, der hundert Jahre alt zu sein schien.«

»Der alte Squire,« murmelte Majorum in sich hinein und sich dann zu mir wendend, sagte sie mit heiterer, entschlossener Miene: »Sie haben geträumt, Miß Sarah, das ist die Erklärung. Sie sind in Ihrem Stuhle eingeschlafen und haben einen Traum gehabt, das ist die Sache.«

»Nein, Majorum, es war kein Traum. Das Horn hat mich aufgeweckt und ich stand an meinem Fenster und sah die Hunde und Jäger hereinkommen.«

»Wissen Sie auch, Miß Sarah, daß die Thore des nördlichen Vierecks seit vierzig Jahren verschlossen und verriegelt sind und daß Niemand den Hof auf anderem Wege betritt, als durch das Haus?«

»Die Thore können diesen Abend geöffnet worden sein, um den Fremden Einlaß zu gewähren,« sagte ich.

»Nicht wenn der einzige Schlüssel, der sie öffnet, dort in jenem Schranke hängt,« sagte die Haushälterin nach einer Ecke des Zimmers deutend.

»Aber ich sage Ihnen, Majorum, diese Leute sind in das Viereck gekommen und die Pferde und Hunde befinden sich gegenwärtig in den Ställen. Ich will Mr. Chrighton, oder meine Cousine Fanny, oder Edward aufsuchen, um sie darüber zu befragen, da Sie mir die Wahrheit nicht sagen wollen.«

Ich sagte dies mit Absicht und es erfüllte meinen Zweck. Mrs. Majorum ergriff mich lebhaft beim Arm.

»Nein, Miß, thun Sie das nicht, um's Himmels willen thun Sie es nicht. Lassen Sie kein Wort davon gegen die Frau oder den Herrn vernehmen.«

»Aber warum denn nicht?«

»Weil Sie etwas gesehen haben, was diesem Hause stets Unglück und Kummer bringt, Miß Sarah. Sie haben die Todten gesehen.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte ich, unwillkürlich schauernd.

»Sie werden wahrscheinlich davon gehört haben, daß zuweilen in der Abtei *Etwas* gesehen wurde — vor vielen Jahren, Gott sei gedankt, denn es ließ sich niemals sehen, ohne daß darauf ein Unglück eintritt.«

»Ja, antwortete ich; »aber ich konnte Niemanden finden, der mir sagte, was es war, das in diesem Platze umgehen sollte.«

»Das ist leicht erklärlich, Miß Sarah. Diejenigen, die etwas davon wissen, haben das Geheimniß bewahrt. Aber Sie haben diesen Abend Alles selbst gesehen und es nützt nichts, es vor Ihnen verbergen zu wollen. Sie haben den alten Squire Meredith Chrichton gesehen, dessen ältester Sohn durch einen Sturz auf der Hetzjagd getödtet wurde. Man hatte ihn an einem Decemberabend todt nach Hause gebracht, eine Stunde später, nachdem sein Vater und die übrige Jagdgesellschaft wohlbehalten nach Hause gekommen waren. Der alte Herr hatte seinen Sohn draußen vermißt, aber sich nichts Schlimmes dabei gedacht, indem er glaubte, Master John sei ermüdet gewesen und habe den Kopf seines Pferdes heimwärts gewendet. Der arme junge Mann wurde mit gebrochenem Nacken in einer Pfütze gefunden. Der alte Squire ritt von diesem Tage an nie mehr auf die Fuchsjagd, obschon er sie leidenschaftlich liebte. Hunde und Pferde wurden verkauft und das nördliche Viereck steht seitdem leer.«

»Wie lange ist es her, seit die Erscheinung zum letzten mal gesehen worden ist?«

»Eine lange Zeit, Miß. Ich war noch ein kleines Mädchen, als sie sich zutrug. Es war im Winter, gerade am Datum des heutigen

Tages, an dem Abend, wo Squire Merediths Sohn getödtet wurde und das Haus war, wie jetzt, mit Gästen gefüllt. In Ihrem Zimmer schlief damals ein wilder junger Gentleman von Oxford, er sah die Jagdgesellschaft in das Viereck kommen und riß das Fenster auf und begrüßte sie mit einem lauten Hallo. Er war erst den Tag vorher eingetroffen und wußte nichts über die Nachbarschaft. So begann er beim Diner nach seinen Freunden, den Jägern, zu fragen und die Hoffnung auszusprechen, daß er am folgenden Tage ein Rennen mit den Hunden der Abtei haben werde. Es war zur Zeit des Vaters unseres Gebieters und seine Frau oben am Tische wurde so weiß wie Kreide, als sie diese Rede hörte. Sie hatte gute Ursache dazu, die arme Frau! Ehe die Woche verging, war ihr Mann todt. Er hatte einen Schlaganfall, der ihn sogleich der Sprache und des Bewußtseins beraubte.«

»Ein schrecklicher Zufall,« sagte ich; »aber es mag nur ein Zufall gewesen sein.«

»Ich habe von vollkommen glaubwürdigen Leuten noch andere Geschichten gehört, welche alle Dasselbe beweisen, nemlich, daß die Erscheinung des alten Squire und seiner Meute ein Vorbote des Todes für dieses Haus ist.«

»Ich kann nicht an diese Dinge glauben,« rief ich, »ich kann sie nicht glauben. Weiß Mr. Edward Etwas davon ?«

»Nein, Miß. Sein Vater und seine Mutter haben alle Vorsicht angewendet, damit ihm die Sache verschwiegen blieb.«

»Ich halte ihn für zu vernünftig und verurtheilsfrei, um sich dadurch viel afficiren zu lassen,« sagte ich.

»Und Sie werden doch nichts von dem, was Sie gesehen haben, meinem Gebieter, oder meiner Gebieterin mittheilen, Miß Sarah?« sagte die alte treue Dienerin. »Die Kenntniß der Thatsache würde sie nur aufregen und unglücklich machen. Und wenn ein Unglück über dieses Haus kommen soll, so liegt es nicht in der menschlichen Macht es abzuwenden.«

»Gott verhüte, daß ein Unglück bevorsteht« antwortete ich. »Ich glaube nicht an Erscheinungen oder Ahnungen und ich wollte lieber annehmen, daß ich geträumt habe — geträumt mit offenen Augen —

als daß ich die Schatten der Todten gesehen.«

Mrs. Majorum seufzte und sagte nichts. Ich konnte sehen, daß sie fest an die gespenstige Jagd glaubte.

Ich kehrte nach meinem Zimmer zurück, um mich für das Diner anzukleiden. So nüchtern ich auch über das, was ich gesehen, zu denken suchte, seine Wirkung auf mein Gemüth und auf meine Nerven war darum nicht weniger mächtig. Ich vermochte an nichts Anderes zu denken und eine krankhafte Furcht vor bevorstehendem Unglück lastete auf mir gleich einer wirklichen Bürde.

Als ich hinunter kam, traf ich in dem Solon eine sehr heitere Gesellschaft und beim Diner herrschte eine lebhafte und muntere Unterhaltung; aber ich konnte sehen, daß das Gesicht meiner Cousine Fanny ernster als gewöhnlich war und ich zweifelte nicht daran« daß sie an den beabsichtigten Besuch ihres Sohnes in Wycherly dachte.

Bei diesem Gedanken überkam mich ein plötzlicher Schrecken. Wie, wenn die Schatten, die ich diesen Abend gesehen, Gefahr für ihn bedeuteten — für Edward, den Erben und einzigen Sohn des Hauses? Es schnürte mir das Herz bei diesem Gedanken zusammen, und im nächsten Augenblicke verachtete ich mich wieder wegen meiner Schwäche.

»Es ist natürlich genug, daß eine alte Dienerin an solche Dinge glaubt,« sagte ich zu mir, »aber von mir, einer gebildeten Person« ist es reine Thorheit.«

Und doch bemühte ich mich, von diesem Augenblicke an, ein Mittel zu finden, wodurch Edwards Reise verhindert werden könnte. Ich wußte wohl, daß mein eigener Einfluß in dieser Beziehung machtlos war; aber ich glaubte, daß Julia Tremaine ihn zu jedem Opfer seiner Neigung überreden könne, wenn sie nur ihren Stolz dahin zu bringen vermochte, es von ihm zu erbitten. Ich beschloß deshalb, im Laufe des Abends sie um ihre Hilfe anzusprechen. Die Gelegenheit dazu ergab sich bald. An ihrer Seite in einem der tiefen Bogenfenster des Gesellschaftszimmers sitzend, beschrieb ich ihr, unter dem Versprechen der Geheimhaltung, was ich des Nachmittags gesehen hatte, so wie meine Unterredung mit Mrs.

Majorum.

»Aber, Miß Chrighton,« rief die junge Dame, die Augenbrauen mit unverhohlener Verachtung emporziehend, »Sie wollen mir doch nicht sagen, daß Sie an solchen Unsinn — an Gespenster und Ahnungen — glauben?«

»Ich versichere Ihnen, Miß Tremaine, es ist für mich ungemein schwer, an das Uebernatürliche zu glauben,« antwortete ich ernst« »aber das, was ich heute gesehen habe, war etwas mehr als Menschliches. Der Gedanke daran hat mich sehr unglücklich gemacht und ich kann nicht umhin, es einiger Maßen mit dem Besuch meines Cousins zu Wycherly in Verbindung zu bringen. Wenn ich die Macht hätte, seine Abreise zu verhindern, so würde ich es um jeden Preis thun, aber ich habe sie nicht. Sie allein besitzen dazu Einfluß genug. Um's Himmels willen gebrauchen Sie ihn. Thun Sie etwas, um diese Hetzjagd mit den Daleborough Hunden zu verhindern.«

»Sie wollen, daß ich mich selbst erniedrige, indem ich ihn bitte, sein Vergnügen aufzugeben und noch dazu nach seinem Benehmen gegen mich während der letzten Woche?«

»Ich gebe zu, daß er Vieles gethan hat, um Sie zu beleidigen. Aber Sie lieben ihn, Miß Tremaine. Obschon Sie zu stolz sind, um Ihre Liebe sehen zu lassen, bin ich doch überzeugt, daß Sie ihn lieben. Um Gottes willen sprechen Sie mit ihm; lassen Sie ihn sein Leben nicht auf's Spiel setzen, wenn einige Worte von Ihnen die Gefahr abwenden können.«

»Ich glaube nicht, daß er mir zu gefallen, diesen Besuch aufgeben würde,« antwortete sie, »und ich werde ihm sicherlich keine Gelegenheit geben, mich durch eine Weigerung zu demüthigen. Ueberdies ist diese Ihre ganze Besorgniß nichts als Unsinn. Als ob Niemand zuvor jemals gejagt hatte! Meine Brüder jagen jeden Winter viermal in der Woche und noch keiner ist zu Schaden gekommen.«

Ich gab den Versuch nicht so leicht auf. Ich bat dieses hartnäckige, stolze Mädchen so lange, als sie mich anhören wollte; es war aber Alles umsonst. Sie blieb dabei, Niemand werde sie

überreden, sich selbst dadurch zu demüthigen, daß sie von Edward Chrighton eine Gunst verlange. Er habe sich von ihr fern gehalten und sie wolle ihm zeigen, daß sie auch ohne ihn leben könne. Wenn sie die Abtei verlasse, so würden sie als Fremde von einander scheiden.

Beim Frühstück am nächsten Morgen vernahm ich, daß Edward bei Tagesanbruch nach Wycherly abgereist sei. Seine Abwesenheit brachte für mich wenigstens eine traurige Lücke in unsere Gesellschaft. Für eine Andere, wie ich glaube, ebenfalls, denn Miß Tremaine's schönes stolzes Gesicht war sehr blaß, obschon sie sich alle Mühe gab, heiter zu sein und eine ungewöhnliche Freundlichkeit gegen Jedermann an den Tag legte.

Die Tage gingen mir nach der Abreise meines Cousins langsam hin. Es lag eine Last auf meinem Gemüth, eine unbestimmte Angst, die ich vergebens abzuschütteln suchte. Ich mußte immer über die Worte der Haushälterin nachdenken, über jene Worte, welche behaupteten, daß die Schatten, die ich gesehen, Tod und Kummer für das Haus Chrighton bedeuteten.

Meine Cousinen Sophy und Agnes waren eben so wenig um die Wohlfahrt ihres Bruders besorgt, als es ihre Gäste waren. Sie waren wie Alle im Hause voll Aufregung wegen des Neujahrsballs, der eine große Festlichkeit werden sollte. Alle Personen von Wichtigkeit innerhalb fünfzig Meilen sollten eingeladen werden. Meine Cousine Fanny war mit den Vorbereitungen zu diesem Balle und mit der Sorge für ihre zahlreichen Gäste so vollauf beschäftigt, daß ihr wenig Muße blieb, ängstlichen Gefühlen in Betreff ihres Sohnes nachzuhängen. Was den Gebieter der Abtei anlangte, so brachte er seine Zeit, wie gewöhnlich größtentheils in der Bibliothek zu und es war nicht leicht zu entdecken, was er fühlte. Nur einmal hörte ich ihn von seinem Sohne sprechen, in einem Tone, der seinen lebhaften Wunsch für die Rückkehr desselben verrieth.

Der Neujahrmorgen erschien endlich. Es war ein klarer, heiterer Tag, indem ein fast frühlingsähnlicher Sonnenschein die blätterlose Landschaft beleuchtete. Im großen Speisesaal ging es lebhaft her, als wir uns am ersten Morgen des jungen Jahrs zum Frühstück dort

versammelten Glückwünsche und Freundschaftsversicherungen wurden ausgetauscht; aber Edward war noch nicht zurück und seine Mutter und ich vermißten ihn sehr. Ein Gefühl von Theilnahme zog mich an die Seite von Julia Tremaine. Ich hatte sie während der letzten Tage sehr oft beobachtet und wahrgenommen, daß ihre Wangen jeden Tag bleicher wurden. Heute hatten ihre Augen den trüben matten Blick, der eine schlaflose Nacht anzeigt. Ja, ich hatte die Ueberzeugung, daß sie unglücklich war, daß das stolze, unbeugsame Wesen heftig litt.

»Er muß heute zurück sein,« sagte ich zu ihr mit leiser Stimme, während sie schweigend vor dem unberührten Frühstück saß.

»Wer muß?« antwortete sie, sich mit kaltem Blicke gegen mich wendend.

»Mein Cousin Edward. Sie wissen, daß er versprochen hat, rechtzeitig zum Ball zurück zu sein.«

»Ich weiß nichts von Mr. Chrichtons Absichten,« sagte sie in ihrem hochfahrendsten Tone, »aber es ist allerdings nur natürlich, daß er diesen Abend hier sein wird. Er würde kaum die halbe Grafschaft durch seine Abwesenheit beleidigen wollen, so wenig Rücksicht er auch auf Diejenigen nehmen mag, die jetzt im Hause seines Vaters verweilen.«

»Aber Sie wissen wohl, Miß Tremaine, daß sich eine Person hier befinden die er höher schätzt, als alle andern in der Welt,« antwortete ich.

»Ich weiß nichts davon. Aber warum sprechen Sie so feierlich von seiner Rückkehr? Er wird natürlich kommen. Es ist kein Grund vorhanden warum er nicht kommen sollte.«

Sie sprach zu mir in einer raschen Weise, die ihr sonst fremd war und sah mich mit einem scharfen, forschenden Blick an, der mir ihre Angst enthüllte.

»Nein, es ist kein vernünftiger Grund zur Beunruhigung vorhanden,« sagte ich. »Aber Sie werden sich erinnern« was ich Ihnen neulich Abends gesagt habe. Das hat mir bisher keine Ruhe gelassen und es wird mir eine unaussprechliche Erleichterung sein, wenn ich meinen Cousin wohlbehalten zurückkehren sehe.«

»Es thut mir leid, Miß Chrighton, daß Sie sich einer solchen Schwäche hingeben.«

Das war Alles, was sie sagte; aber als ich sie nach dem Frühstück in dem Gesellschaftszimmer sah, hatte sie ihren Platz an einem Fenster eingenommen, das die Aussicht auf die lange zur Vorderseite der Abtei führende Allee gewährte. Von diesem Punkt aus konnte sie Jeden sehen, der sich dem Hause näherte. Sie saß hier den ganzen Tag. Alle andern Damen waren mit den Vorbereitungen für den Ball beschäftigt; nur Julia Tremaine blieb mit einem Buch in der Hand auf ihrem Platze am Fenster, Kopfweh vorschützend und sich dennoch beharrlich weigernd, in ihr Zimmer zu gehen und sich niederzulegen, als ihre Mutter sie bat, dies zu thun.

»Du wirst diesen Abend für nichts tauglich sein,« sagte Mrs. Tremaine fast ärgerlich. »Du hast schon seit mehreren Tagen unwohl ausgesehen und heute bist Du bleich wie ein Geist.«

Ich wußte, daß sie auf ihn harrte und ich bedauerte sie von ganzem Herzen, als der Tag verging und er nicht kam.

Wir speisten früher als gewöhnlich und machten darauf die Runde durch die mit Wachskerzen glänzend erleuchteten und von Blumen duftenden Säle und Zimmer. Dann kam die Zeit, die den Künsten und Geheimnissen der Toilette gewidmet war. Um zehn Uhr begannen die Musiker ihre Violinen zu stimmen und schöne Mädchen und elegante Herren kamen langsam die breite Eichertreppe herunter, während man das Rasseln herannahender Wogen hörte und kräftige Stimmen die zahlreich erscheinenden Gäste anmeldeten.

Ich habe nicht nöthig, bei den Details über dieses abendliche Fest zu verweilen. Es war so ziemlich wie andere Bälle — ein glänzender Erfolg, ein Abend voll Frohsinn und Zauber für Diejenigen, deren Herzen leicht und glücklich schlugen und die sich ganz dem Vergnügen des Augenblicks hingeben konnten.

Für mich hatte die Musik keine Melodie, die blendende Szene keinen Reiz. Stunde um Stunde verging, das Soupé war vorüber und der Ball nahte seinem Ende; aber Edward Chrighton war noch nicht

unter uns erschienen.

Es waren zahlreiche Nachfragen nach ihm gestellt worden und Mrs. Chrighton hatte ihn, so gut sie konnte, zu entschuldigen gesucht. Die arme Seele, ich wußte wohl, daß sein Ausbleiben jetzt eine Quelle von schmerzlicher Angst für sie war, obwohl sie alle ihre Gäste mit demselben freundlichen Lächeln begrüßte und heiter über jeden Gegenstand zu sprechen vermochte. Einmal, als sie einige Minuten allein saß, die Tänzer beobachtend, sah ich das Lächeln von ihrem Gesicht verschwinden und einen Ausdruck von Angst auf demselben erscheinen. Ich näherte mich ihr in diesem Augenblicke und niemals werde ich den Blick vergessen, den sie mir zuwendete.

»Mein Sohn, Sarah!« sagte sie mit leiser Stimme. — »Irgendetwas ist meinem Sohne zugestoßen.«

Ich that mein Bestes, um sie zu trösten; aber mein eigenes Herz wurde immer schwerer und mein Versuch gelang mir nur schlecht.

Julia Tremaine hatte beim Beginn des Balls ein wenig getanzt, um den Schein zu wahren, wie ich glaube, damit Niemand denken sollte, daß sie sich wegen der Abwesenheit ihres Geliebten gräme; aber noch den ersten zwei oder drei Tänzen erklärte sie, daß sie ermüdet sei und setzte sich unter die Frauen. Sie sah trotz ihrer außerordentlichen Blässe ungemein reizend aus.

Die Nacht ging zu Ende. Die Tänzer drehten sich im letzten Walzer, als ich zufällig nach der Thüre am unteren Ende des Saales blickte und dort eines Mannes ansichtig wurde, der, nicht zu den Gästen gehörend, mit dem Hut in der Hand und blassem, ängstlichem Gesicht sich vorsichtig umsah. Mein erster Gedanke war an Unheil; aber im nächsten Augenblicke war der Mann verschwunden und ich sah nichts mehr von ihm.

Ich blieb an der Seite meiner Cousine Fanny, bis die Zimmer leer waren. Selbst Sophy und Agnes hatten sich nach ihren eigenen Gemächern begeben. Nur Mr. und Mrs. Chrighton und ich befanden uns noch in der langen Reihe von Zimmern, wo die Blumen welkten und die Wachslichter in den silbernen Leuchtern eines nach dem andern erlosch.

»Ich denke, der Abend ist sehr gut abgelaufen,«i sagte Fanny,

ihren Gatten ängstlich anblickend.

»Ja, die Sache ist gut genug abgelaufen,« antwortete er. »Aber Edward hat durch seine Abwesenheit einen schrecklichen Verstoß gegen den Anstand begangen. Auf mein Wort, die jungen Männer der jetzigen Zeit denken nur an ihre eigenen Vergnügungen. Wahrscheinlich hat heute zu Wycherly etwas besonders Anziehendes stattgefunden, wovon er sich nicht losreißen konnte.«

»Es sieht ihm so gar nicht gleich, sein Wort zu brechen,« entgegnete Mrs. Chrighton.

»Du hast keine Besorgniß, Frederick? Du glaubst nicht, daß sich etwas zugetragen hat — irgend ein Unfall?«

»Was soll sich zugetragen haben? Red ist einer der besten Reiter in der Grafschaft. Ich glaube nicht, daß man seinetwegen in Sorge sein darf.«

»Er könnte krank sein.«

»Nicht wahrscheinlich. Er ist ein wahrer Herkules. Und wenn es der Fall wäre, so würden wir Nachricht von Wycherly haben.«

Die Worte waren kaum gesprochen, als Trunfold, der alte Hausverwalter, mit ängstlichem Gesichte an der Seite seines Gebieters stand.

»Es ist eine ist eine Person da, die Sie zu sprechen wünscht, Sir,« sagte er mit leiser Stimme, »allein.«

So leise die Worte gesprochen wurden, hatten Fanny und ich sie doch gehört.

»Irgendjemand von Wycherly,« rief sie, »lassen Sie ihn hierherkommen.«

»Aber« Madame, der Gentleman wünschte ausdrücklich, den Herrn allein zu sprechen. Soll ich ihn in die Bibliothek führen, Sir? Die Lichter brennen noch dort.«

»Dann ist es Jemand von Wycherly,« sagte meine Cousine. »Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Sarah? Meinem Sohne ist etwas zugestoßen. Lassen Sie die Person hierher kommen, Trunfold. Ich bestehe darauf.«

Dieser Ton des Befehls war bei einer Frau, die sich immer

ehrerbietig gegen ihren Gatten und höflich gegen ihre Diener zeigte, etwas ganz Ungewöhnliches.

»Sei es so, Trunford,« sagte Mr. Chrighton. »Welcher Art auch die Nachricht sein mag, die wir erhalten, wir wollen sie zusammen hören.«

Er legte den Arm um die Taille seiner Frau. Beide waren weiß wie Marmor, beide standen wie Statuen da, den Schlag erwartend, der sie treffen sollte.

Der Fremde, der Mann, den ich an der Thüre gesehen, trat herein. Er war der Pfarrer der Kirche von Wycherly und der Hauscaplan von Sir Francis Wycherly, ein ernster Mann von mittlerem Alter. Er erzählte, was er zu erzählen hatte, mit aller Schonung, mit all den gewöhnlichen Formen des Trostes, welche das Christenthum und die Erfahrung im Unglück an die Hand gaben. Eitle Worte, vergebliche Mühe. Der Schlag mußte fallen und irdischer Trost war nicht im Stande, ihn auch nur um das Gewicht einer Feder zu erleichtern.

Es war am Neujahrstag ein Wettrennen (ein sogenanntes Kirchthurmrennen mit Hindernissen) zu Wycherly veranstaltet worden und Edward Chrighton hatte sich überreden lassen, sein Lieblingsjagdpferd Pepperbox zu reiten. Er würde, sagte man, wenn das Rennen vorüber sei, noch Zeit genug haben, nach Chrighton zurückzukehren. Er hatte eingewilligt und sein Pferd war im Begriff den Preis davonzutragen, als es bei der letzten Schranke, die eine doppelte war, seinen Sprung verfehlte und kopfüber stürzte, wobei es seinen Reiter in ein Feld warf, wo ein großer Stein lag. Auf diesen Stein war Edward Chrighton mit dem Kopf gefallen und hatte eine heftige Gehirnerschütterung erlitten, die seinen augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Während der Pfarrer diese verhängnißvolle Katastrophe erzählte, blickte ich mich plötzlich um und sah Julia Tremaine in einiger Entfernung hinter dem Sprecher stehen. Sie hatte Alles gehört; sie gab keinen Laut von sich, sie legte keine Zeichen von Ohnmacht an den Tag, sondern stand ruhig und bewegungslos da, das Ende abwartend.

Ich weiß nicht, wie die Nacht verging. Es lag eine schreckliche

Ruhe auf uns Allen. Ein Wagen wurde bereit gehalten und Mr. und Mrs. Chrington reisten nach Wycherly, um ihren todtten Sohn zu sehen. Ich ging mit Julia Tremaine nach ihrem Zimmer, während der Wintermorgen langsam tagte — ein bitterer Morgen.

Ich habe wenig mehr zu sagen. Das Leben geht fort und macht seine Ansprüche geltend, wenn auch die Herzen gebrochen sind. Für Chrington Abtei trat eine traurige Zeit der Trostlosigkeit ein. Der Gebieter des Hauses lebte in seiner Bibliothek, von der äußern Welt fast vollkommen abgeschlossen. Ich habe gehört, daß man Julia Tremaine von diesem Tage an nie mehr habe lächeln sehen. Sie ist noch immer unverheirathet und lebt in dem Hause ihres Vaters, stolz und zurückhaltend in ihrem Benehmen gegen Gleichstehende, aber ein wahrer Engel des Erbarmens und des Mitleids unter den Armen der Nachbarschaft. Ja, dieses hochmüthige Mädchen, welches einst erklärte, daß es die Hütten der Armen nicht zu ertragen vermöge, ist jetzt in Allem, außer im Gewande, eine barmherzige Schwester. So kann ein großer Kummer die Richtung eines Lebens verändern.

Ich habe meine Cousine Fanny seit dieser schrecklichen Neujahrsnacht oftmals gesehen, denn ich finde stets dieselbe willkommene Aufnahme in der Abtei. Ich habe sie ruhig und heiter gesehen, ihre Pflicht thugend, die Kinder ihrer Töchter, der geehrten Gebieterinnen eines wohlgeordneten Haushalts, anlächelnd; aber ich weiß, daß die Hauptfeder ihres Lebens gebrochen, daß der Stolz desselben von der Erde verschwunden ist und daß sie auf alle Vergnügen und Freuden dieser Welt mit der feierlichen Ruhe einer Seele blickt, der alle Dinge durch den Schatten eines großen Kummers verdunkelt sind.

- E n d e -

Drei Zeiten.

I. Kapitel.

Zum Erstenmal.

»**G**anz bestimmt der letzte Abend von Herrn Rudolph Prusinowski und seinen dressierten Löwen! Ganz bestimmt der letzte Abend! Zum Benefice von Herrn Rudolph Prusinowski. Unter dem hohen Schutz Ihrer Majestäten der Königin Viktoria, des Kaisers von China, des Khans der Tartarei, Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden, des Parlamentsmitgliedes Simon Muddlebrain, des Mayor und des Magistrats von Spindelecum und anderer hohen Personen, die zu zahlreich sind, um hier aufgeführt zu werden. Ganz bestimmt zum letztenmal. Kommen Sie und sehen Sie die Löwen des Herrn Rudolph Prusinowski, des Günstlings gekrönter Häupter und des hohen Adels von Europa. Aufgeschaut! Der große Prusinowski hatte die Ehre, vor dem Mikado von Japan Vorstellungen zu geben. Der weltberühmte Prusinowski ist mit dem Orden von Rouge et Noir von der Großherzogin von Selzerwasserburg decorirt worden. Versäumt die Löwen nicht!«

Die obige Anzeige und Empfehlung erschien in riesigen Lettern auf gelben Zetteln, die am Theater der Königin, auf dem Marktplatz und in den Straßen von Spindelecum angeschlagen waren. Spindelecum war eine große Fabrikstadt, die einen bedeutenden Handel zu Wasser und zu Land hatte und sich zweier Theater rühmen konnte, von denen dasjenige, das sich den Namen der Königin beigelegt hatte, die meisten Geschäfte machte.

Ein Mann mit blassem Gesicht, blauem Kinn und kurz geschorenem Haar saß in nachlässiger Haltung auf einer niederen Mauer der Bühnenthüre des Theaters der Königin gegenüber, seine Pfeife rauchend und mit träumerischem Wohlgefallen den großen gelben Anschlagzettel betrachtend. Er hatte eine kleine Gruppe von Trabanten um sich, die ebenfalls Tabak konsumierten und ebenfalls kurz geschoren waren — die kleineren Lichter am dramatischen Himmel, die stehende Gesellschaft des Theaters der Königin, die durch die Löwen etwas in den Hintergrund gedrängt wurde.

»Ich glaube, daß Das ziehen muß,« sagte Herr Prusinowski nachdenklich (er sprach für einen Fremden ausgezeichnet Englisch, obschon er die Sprache schwerlich in aristokratischen oder ästhetischen Kreisen erlernt hatte) »Nicht wahr, der Mikado gibt der Sache einen guten Anstrich?«

»Einen trefflichen,« antwortete Mr. de la Hauche, der zweite Liebhaber. »War der Mikado ein hübscher Bursche?«

Herr Prusinowski richtete seine gedankenvollen Augen mit einem Blicke ruhiger Verachtung auf den Frager.

»Sie werden doch nicht so schrecklich grün sein, um zu glauben, daß ich ihn jemals mit einem Auge gesehen habe,« sagte er, die Asche aus seiner Pfeife klopfend. »Ich war nie in meinem Leben in Japan. Der Mikado ist nichts als eine Empfehlungskarte und ebenso ist es mit dem Khan der Tartarei. Ich führe sie immer für die letzte Vorstellung auf. Dagegen ist die Anführung der Königin Viktoria eine rechtmäßige Sache. Ich habe einmal vor der königlichen Dienerschaft gespielt und einen Fünfer (eine Fünspfund-Note) aus der königlichen Kasse erhalten. Das ist unmittelbare Gönnerschaft.«

»Ich glaube, daß Sie ein volles Haus haben werden,« bemerkte Tiddikins, der Komiker, ein kleiner Mann mit einer Falsetstimme.

»Ich erwarte es, Tiddikins, und wenn die Einnahme über achtzig (Pfund) ist, so werde ich ein Abendessen zum Besten geben.«

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich vernehmen.

»Heiß aber kalt?« fragte Mr. de la Houche.

»Heiß,« erwiederte der Löwenbändiger. »Ich mag nichts von Eurem kalten Geflügel und Schinken, von Euren Pasteten und

dergleichen Zeug wissen. Ein Lendenbraten oben und eine heiße Gans unten an der Tafel und dazwischen Kalbsragout und gedämpfte Fleischschnitten mit genug Zugemüse und Salat und endlich so viel Champagner und Branntwein mit Wasser, als ihr trinken könnt. Das ist es, was ich thun werde im »Löwen und Lamm.« wenn das Haus über achtzig geht.«

Diesmal war der Beifall lauter.

»Ich habe es immer gesagt, Ihr wärt ein lustiger guter Bursche Bill,« sagte Mr. Tiddikins, »und ich werde es immer wieder sagen.«

Es ist zu bemerken, daß Mr. Tiddikins den ausgezeichneten Rudolph mit dem Vornamen Bill anredete, ohne Zweifel eine jener scherzhaften Freiheiten, die sich die Freundschaft herauszunehmen pflegt.

»Es ist wunderbar, wie diese Thiere ziehen,« sagte Mr. de la Hauche nachdenklich, als ob er die Möglichkeit, sich selbst als Löwenbändiger zu etablieren, in Erwägung zöge. »Sie sind jetzt drei Saisons hier, Prusinowski und die Leute sind ihrer noch nicht überdrüssig. Sie scheinen vielmehr ebenso schaulustig als jemals zu sein. Man sollte glauben, sie fänden Gefallen daran, zu sehen, wie ein armer Bursche jeden Abend sein Leben aufs Spiel setzt.«

»Es liegt etwas darin,« erwiderte Prusinowski. »Wenn es nicht wegen der Gefahr wäre, so würde das Geschäft mit den wilden Bestien so schal wie Pfützenwasser sein.«

»Haben Sie sich jemals gefürchtet?« fragte der zweite Liebhaber. »Ich weiß, was für ein muthiger Mensch Sie sind und daß Sie mit diesen drei Bestien umgehen, als wären sie ebenso viele Katzen; aber zuweilen lassen doch die Nerven einen Mann im Stich. Sagen Sie aufrichtig, Prusinowski, haben Sie sich niemals gefürchtet?«

»Nur ein einziges Mal,« antwortete der Löwenbändiger, »und da glaubte ich, es sei Alles mit mir aus.«

Er wurde plötzlich ernst, selbst traurig, bei der bloßen Erinnerung, welche die Frage des zweiten Liebhabers in ihm geweckt hatte.

»Nur einmal,« wiederholte er, »und Gott gebe, daß es nie mehr geschieht? Wenn ein Mann in meinem Geschäft den Kopf verliert, so ist Alles aus mit ihm.«

»Wie ging es zu, alter Bursche?« fragte Mr. Tiddikins.

Herr Prusinowski füllte erst seine Pfeife, ehe er die Frage beantwortete.

»Nun seht,« begann der Löwenbändiger bedächtig, erst einige Züge aus der Pfeife thuend, ehe er weiter sprach, »ich befand mich vor fünf Jahren in Manchester und es war mein letzter Abend und mein Benefice wie heute.« Eine Pause und mehrere Züge. »Wir machten vortreffliche Geschäfte und ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben in so guter Stimmung gewesen bin. Meine Taschen waren mit Geld vollgestopft, das ich für Billette in der Stadt eingenommen hatte und es war kein Platz mehr in den Logen frei.«

»Wie, Bill« sagte meine kleine Frau, als ich von Zeit zu Zeit nach Hause kam und ihr jedesmal eine Handvoll Geld übergab. »Du scheinst ja wie behext; ich sehe Dich nicht gerne so. Ich hatte eine schottische Freundin, welche sagte, das sei ein schlimmes Zeichen — ein Zeichen, daß etwas vorgefallen würde.«

»Der Herr segne Dein kleines thörichtes Herz,« sagte ich, »es ist ein Zeichen von nichts Anderem, als daß ich heute Abend ein gedrängtvolles Haus haben werde. Ich glaube nicht, daß Du eine Ecke finden wirst, in die Du Dich drücken kannst, wenn Du mich sehen willst. — (Wie Ihr wißt, versäumt meine Frau nicht leicht eine Vorstellung.«)

»Warum? Es ist ja noch die Familienloge da.«

»Dies ist eine große Privatloge dem Souffleurkasten gegenüber, die nicht oft vermietet wird, außer wenn italienische Oper oder sonst etwas Ungewöhnliches ist.«

»Nein, die ist nicht mehr da,« rief ich lachend.

»Was, ist die auch vermietet?« rief meine Frau.

»Schon seit diesem Morgen vermietet,« sagte ich, »und da ist das Geld, drei Pfund.«

»Lizzie — das ist, wie Ihr wißt, meine Frau — war ganz stolz darauf, daß ich ein so gutes Logenpublikum haben würde, denn nicht alle die Leute, welche sonst Logen nehmen, haben Geschmack an Vorstellungen mit wilden Thieren.«

»Ich möchte wissen, ob es der Mayor und seine Familie ist,« sagte sie, von der großen Privatloge sprechend.

»Nein,« antwortete ich ihr, »es ist ein Gentleman und ein Fremder, dessen Namen nicht genannt wurde.«

So kam der Abend heran, ein drückend heißer Abend, ganz so, wie er heute sein wird. Die Vorstellungen begannen mit einer von Euren Komödien und das Haus war so voll und lärmend, daß die Schauspieler ihre eigenen Worte nicht verstehen konnten. Sie brachten aber das Stück doch zu Ende; es wurde eine kurze Ouvertüre gespielt und dann erhob sich der Vorhang für meine Vorstellung. Die drei Löwen erscheinen in einem Wald und bei einer langsamen Musik trete ich ein.

»Ihr kennt die Thiere, sie waren dieselben drei, die ich jetzt habe — Brown, Jones und Robinson. Der alte Brown ist harmlos genug. Er hat keinen gesunden Zahn im Maul und ist ebenso wenig zu fürchten, als ein alter Schoßhund. Der alte Jones hat es zwar dick hinter den Ohren; aber besonders gefährlich ist er nicht. Dagegen ist Robinson eine Bestie von launenhaftem Charakter, — eine Bestie, der man nie sicher sein kann, eine Bestie, die Einem in einer Minute die Hand leckt und in der andern bereit ist, Einem den Kopf abzubeißen.

»Nun, ich erhielt eine ausgezeichnete Aufnahme; die Gallerie wollte nicht aufhören zu klatschen und der Anblick des Hauses, das bis zur Decke vollgepfropft war, machte mich fast schwindlich. Vielleicht war es die Hitze des Orts, der fast einem geheizten Backofen glich, vielleicht mochte ich auch einen Tropfen mehr getrunken haben, als mir gut war; gewiß ist, daß das Haus mit mir im Kreise herumging, gerade als ob ich ein grüner Anfänger und nicht der alte Bühnenheld gewesen wäre.

»Ich blickte nach der Familienloge, begierig zu erfahren, wer sie genommen habe. Es befand sich nur ein einzelner Gentleman in derselben, ein Mann von beiläufig fünfzig Jahren, mit einem dünnen, leichenartigen Gesicht und hellem, röthlichem Haare, das auf beiden Seiten der Stirne glatt anlag. Er war in vollem, schwarzem Gesellschaftsanzug mit weißer Halsbinde und weißen Handschuhen

und in dem Augenblicke, wo ich meine Augen auf ihn richtete, machte er mich schwindlich.«

»Das war eine seltsame Einbildung,« sagte Mr. de la Houche.

»Vielleicht war sie das; aber wenn jener Abend wiederkehrte, so würde ich diese Einbildung wieder haben,« erwiderte Prusinowski. »Es war, wie ich glaube, theils sein Aussehen, theils die Art wie er mich anblickte, nicht wie die übrigen Zuschauer, alle wohlwollend, sondern mit einem festen, heißhungrigen Blick, der mein Blut erstarren machte. »Das ist ein Mann, der es gern sehen würde, daß mir etwas zustieße,« sagte ich zu mir.

»Ich gab meiner Einbildung nicht sogleich nach. Ich begann die Vorstellung; aber ich warf zuweilen einen verstohlenen Blick auf meinen blassen, rothblonden Gentleman und stets fand ich, daß er mich in derselben Weise anblickte. Er hatte große, hellgraue Augen, die stark hervorstanden. Ich kann sie jetzt noch sehen und sie folgten jeder Bewegung, die ich machte, wie eine Katze eine Maus bewacht. Er wandte niemals die Augen von mir ab, er lächelte niemals und applaudierte niemals. Er saß in einer halbvorgebeugten Stellung da, sich über die Brüstung der Loge lehnd und mich beobachtend. Er flößte mir das Gefühl ein, als ob ich ein Zentnergewicht an jedem meiner Füße hatte. Eine Zeit lang ging Alles gut, obschon ich wußte, daß ich meine Sache niemals so schlecht gemacht hatte. Brown und Jones betrogen sich sehr gut, aber gerade gegen das Ende, als ich vor dem Fallen des Vorhangs meinen Kopf in Robinsons Rachen stecken sollte, bemerkte ich, daß das Thier in einer seiner üblen Launen war. Ich glaube, die Hitze hatte es geniert, oder vielleicht hatte ihm der Anblick dieses leichenartigen Gentleman in der Privatloge nicht gefallen. Jedenfalls wurde es widerspenstig und als ich es am Halse umfassen wollte, sprang es von mir weg.

Das Haus wurde in einem Augenblicke still wie der Tod und ich konnte sehen, daß die Zuschauer erschrocken waren. Ich warf einen Blick auf meinen Gentleman in der Loge. Er lehnte sich etwas weiter über die Brüstung vor, mit einem Lächeln auf seinem Gesicht. Ein solches Lächeln! Ich konnte mir denken, daß Jemand, der einen

Menschen hängen sehen will, so lächeln würde.

»Bitte erschrecken Sie nicht, meine Damen und Herren,« sagte ich in meinem gebrochenen Englisch; »es ist nichts. Das Thier wird sogleich folgsam sein,« und dann gab ich Robinson einen tüchtigen Puff und begann seinen Rachen zu öffnen.

Die Bestie brummte, stellte sich gegen mich und im nächsten Augenblicke würde sie mich an der Schulter gehabt haben, wenn ich nicht das Zeichen zum Herablassen des Vorhangs gegeben hätte. Ein halbes Dutzend Zimmerleute stürzte auf die Bühne und halfen mir das Thier bewältigen. Wir hatten es in weniger als einer Minute in unserer Gewalt; einen Augenblick aber, gerade beim Fallen des Vorhangs, schwebte ich in der höchsten Gefahr.

»Ein guter Theil Beifall ließ sich vernehmen, nicht als ob ich etwas gethan hätte, um ihn zu verdienen, denn die Anzeige, daß ich meinen Kopf in den Rachen der Bestie stecken wollte, stand auf dem Zettel und das Publikum war darum gebracht worden; aber man wußte, daß ich in Gefahr gewesen und rief mich heraus. Ich blickte zu diesem Teufel mit dem weißen Gesicht in der Privatloge empor. Er war aufgestanden und rieb sich vergnügt die Hände, wie Jemand, der gesehen hatte, was er wünschte, und als ich unter ihm vorüberging, sagte er in langsamem, gemessenem Tone, der mich schauern machte:

»Mit genauer Noth davongekommen, Herr Prusinowski. Sehr gut gemacht. Ich gratulire Ihnen.«

»Ich warf ihm einen Blick zu, den er verstehen konnte, machte meine Verbeugung vor dem Hause und verließ die Bühne. Robinson war jetzt in seinem Käfig ruhig genug. »Laß mich Dich nur wohlbehalten nach London bringen,« sagte ich, »und ich will Dich bei Jarnack gegen ein Thier vertauschen, das einen besseren Charakter hat.« Dies war vor fünf Jahren und Robinson gibt heute noch Vorstellungen mit mir. Das Thier besitzt ein so wundervolles Talent für seinen Beruf! und es ist mit ganzem Herzen und ganzer Seele darin. Es ist in höchstem Grade eitel und wird ärgerlich, wenn es nicht für jedes Kunststück, das es ausführt, eine Beifallssalve erhält. Aber leider ist das Genie selten ohne Eitelkeit. Dieses Thier

war für mich von Anfang bis zum Ende ein wahrer Schatz. Brown und Jones sind gar nichts gegen ihn.«

»Sie haben nichts mehr von Ihrem Freund in der Lage gesehen?« fragte Mr. de la Houche.

»Fluch über ihn, nein! Bis ich meine Kleider gewechselt hatte, war er verschwunden. Ich ging zu dem Logenvermieter, konnte aber nichts über ihn erfahren. Niemand kannte den Namen des Fremden, der ohne Widerrede die drei Guineen für die Loge bezahlt hatte.

»Nun werdet Ihr mich wohl für einen ausgemachten Narren halten, wenn ich Euch sage, daß ich diese Nacht und viele darauffolgende nicht schlafen konnte, weil ich den Gedanken an diesen Mann nicht aus dem Kopfe bringen konnte. Das ist ein Mensch, der hingehen würde, um einen Mann hängen zu sehen,« sagte ich zu mir. »Das ist ein Mensch, dem es Vergnügen machen würde, seine Mitmenschen hängen, rädern und viertheilen zu sehen.« Ich hatte ; nicht den geringsten Zweifel darüber, daß er den ganzen Abend auf einen Unfall paßte und daß er die Schuld davon trug, wenn ich zu Ende der Vorstellung einen Mißgriff beging.«

»Haben Sie ihn wieder gesehen?« fragte der Komiker.

»Niemals; Gott verhüte auch, daß es jemals der Fall sein sollte, denn ich bin überzeugt, daß es mein Tod sein würde. Ich bin im Allgemeinen weder ein furchtsamer noch ein abergläubischer Mann, aber ich würde lieber die größte Einnahme, die ich jemals für ein Benefice bezog, fahren lassen, als noch einmal vor diesem Menschen spielen.«

»Eine seltsame Einbildung« sagte der humoristische Tiddikins.

»Eine sehr seltsame Einbildung,« wiederholte der gentleman'sche de la Houche.

II. Kapitel.

Zum Zweitenmal.

Die Einwohner von Spindelecum gaben Herrn Prusinowski als Anerkennung seiner Leistungen einen Becher. Ob es der Einfluß des Khans der Tartarei, oder des Mikado, oder der Großherzogin von Selzerwasserstein war, darf als eine unentschiedene Frage gelten, gewiß aber ist, daß sich die Spindelecumianer in voller Stärke versammelten und noch ehe Herr Prusinowski sich ins Theater begab, erhielt er die angenehme Nachricht, daß das Gedränge vor den Parterre- und den Galleriethüren bis in die Hälfte der Straße reiche.

»Wenn wir nur noch ein solches Jahr haben, Liz, so will ich das Geschäft aufgeben,« rief Herr Prusinowski fröhlich. »Die Geschichte mit den wilden Thieren ist doch ein beschwerliches Leben.«

»Und ein gefährliches,« setzte seine Frau mit einem Seufzer hinzu.

»Dies ist von keinem Belang. Ich bin jetzt vollkommen Herr über Robinson, obschon er die schlaueste Bestie ist, die jemals an einem Knochen genagt hat. Du gehst doch diesen Abend ins Theater?«

»O ja, ich werde einen Sitz in einer der Rücklagen nehmen. Mrs. Prodger geht mit mir. Sie hat ihr Billet genommen und wie eine Dame dafür bezahlt.«

Mrs. Podger war die Hauseigenthümerin, bei der Prusinowskis wohnten.

»Adieu, Liz, ich gehe.«

»Es ist noch früh an der Zeit, Rudolph. Es wird erst der »Müller und seine Leute« gespielt und dies dauert wenigstens anderthalb Stunden.«

»Ich glaube nicht, daß es eine Stunde dauert. Ich will erst nach einmal nach den Thieren sehen, ehe ich beginne und ich bin bei

meinem Benefice immer ein wenig aufgeregte.«

Dies war nur eine leere Entschuldigung. Er zog es nemlich vor, seine Pfeife im Ankleidezimmer des Theaters zu rauchen, wo er ungenierter war und mehr Unterhaltung hatte als zu Hause. Wegen seiner Thiere hegte er wenig Besorgniß.

Das Haus war vortrefflich besetzt. Nur die Logen ließen zu wünschen übrig; dagegen aber waren das Parterre und die Gallerieen bis zum Erdrücken gefüllt. Der »Müller und seine Leute« ging spurlos vorüber, so sehr auch der erste Held seine Stimme anstrenzte, um den Lärm zu beherrschen. Alles war , nur auf den Löwenbändiger gespannt. Das Schauspiel wurde in weniger als der halben Zeit, die es sonst in Anspruch nimmt, durchgespielt.

Dann kam die Ouvertüre, während welcher das Publikum Nüsse knackte und noch unruhiger wurde, und dann erhob sich bei einer langsamen Musik der Vorhang und enthüllte Brown, Jones und Robinson, malerisch im tropischen Urwald gruppiert.

Es trat eine Pause ein. Lärmender Beifall ertönte. Es lag etwas Aufregendes in dem Bewußtsein, daß diese drei ungefesselten Thiere jeden Augenblick in das Parterre springen könnten. Es war fast eine angenehme Empfindung, besonders für die Gallerie. Brown, der alt und hinfällig war, gähnte und streckte sich, als ob er zu früh aus seinem Mittagsschlummer geweckt worden wäre, Jones, der von lebhaftem Temperament war, wedelte mit dem Schweif und schnappte nach eingebildeten Fliegen. Robinson betrachtete ruhig und unverwandt die Versammlung, als ob er wirklich den Beifall verstünde und zu schätzen wüßte.

Die Musik wurde schneller, brach in einen lebhaften Marsch aus und dann, als das Orchester voll einfiel, sprang der Löwenbändiger auf die Bühne — eine auffallende Gestalt, breitschultrig und musculös, in enganliegendem, fleischfarbigem Tricotanzug, einen Scharlachgürtel um die Taille und ein Leopardenfell über der Schulter.

In seinem Gürtel stak ein gutes starkes Messer, aber er sah nicht aus, als ob er bewaffnet wäre.

Sein Empfang war stürmisch. Er stand da, sich verbeugend und

mit einer Miene, als ob er von seinen Gefühlen ganz überwältigt wäre. Seine Augen wanderten mit dem Blick der Berechnung im Hause umher, bis sie plötzlich an den Logen haften blieben.

Spindelecum war keine aristokratische Stadt und das Theater der Königin nicht das aristokratische. Mit Ausnahme von gewissen feierlichen Gelegenheiten waren die Logen nur selten besetzt.

An diesem Abend befanden sich nur drei Personen in der ganzen Länge und Breite derselben — zwei ältliche Frauen an dem einen Ende und in der Mitte auf einem Platz, wo man jeden Zoll der Bühne übersehen konnte, ein Mann von mittlerem Alter, mit vorstehenden, hellgrauen Augen und glattem, röthlichem Haar, in vollem Gesellschaftsanzug.

Er saß in einer Haltung der äußersten Aufmerksamkeit da, seine Arme auf »die Lehne des vor ihm stehenden Stuhles stützend — er saß in der hinteren Reihe — und seine Augen unverwandt auf den Löwenbändiger gerichtet. Einen Moment schien der Anblick desselben Rudolph Prusinowski in Stein verwandelt zu haben. Es war der Mann, von dem er heute gesprochen hatte.

Ein kalter Schweiß brach auf seiner Stirne aus; aber er stampfte wüthend mit dem Fuß, zornig über sich selbst wegen dieser Thorheit, murmelte einen Fluch und begann seine Vorstellung mit den Löwen — indem er auf ihnen stand, auf ihrem Rücken um die Bühne ritt, eine Art von Tanz mit ihnen aufführte und verschiedene andere Kunststücke mit ihnen vornahm, während der rothharige Mann in der Loge jede seiner Bewegungen und jede Bewegung der Thiere athemlos beobachtete und keinen Augenblick seine Augen von der Bühne abwendete.

Dann kam das Hauptstück des Abends — ein Zweikampf zwischen Herrn Prusinowski und Robinson — nach dessen Beendigung der Löwenbändiger die Kinnladen des Thieres öffnete und seinen Kopf in den heißrothen Rachen legte.

An diesem Abend ging trotz des tödtlichen Schreckens, welcher Herrn Prusinowski beim Anblick dieses einen verhaßten Zuschauers befallen hatte, Alles gut genug von Statten. Robinson blieb bei guter Laune, ließ sich den Rachen in seiner weitesten Ausdehnung öffnen

und den Kopf seines Meisters für ein halbes Dutzend Sekunden auf seine Zunge wie auf ein Kissen legen, worauf der Vorhang unter einem gewaltigen Beifallssturm fiel. Aber der Löwenbändiger folgte nicht dem stürmischen Hervorrufen der Zuschauer. Der Souffleur fand ihn an eine Wand gelehnt, bleich bis zu den Lippen.

»Haben Sie jemals einen Mann zittern gesehen?« fragte er mit einer Stimme, die so sehr stotterte, daß sie kaum verständlich war. »Wenn Sie einen sehen wollen, so blicken Sie mich an.«

»Wie, was gibt es?« fragte der Souffleur in freundlichem Tone. »Sie rufen nach Ihnen wie verrückt. Sie werden besser daran thun, vorzutreten.«

»Ich gehe, sobald ich mich fassen kann. Ich vernachlässige niemals mein Geschäft; aber ich hatte einen Schwindel. Ich habe nicht geglaubt, daß ich diesen Abend lebend die Bühne verlassen würde.«

»Wie so? Die Thiere verhielten sich doch ruhig genug.«

»Ja, so zahm wie Lämmer; aber dort in der vorderen Loge sitzt ein Mann, der mein böser Genius ist. Ich war früher in keiner Beziehung abergläubisch; aber ich habe in Bezug auf diesen Mann meine Vorahnung. Er möchte gern sehen, daß ich getötet werde und er wird es dahin bringen, es zu sehen.«

»Prusinowski,« sagte der Souffleur, »ich hätte es nicht von Ihnen geglaubt. Ich habe Sie für einen vernünftigen Mann gehalten. Kommen Sie, das Publikum verliert die Geduld. Sie werden besser daran thun, vorzutreten.«

Prusinowski wischte seine feuchte Stirne ab und ermannte sich, so gut es ging.

»Alles in Ordnung,« sagte er und folgte dem Souffleur, der eine Ecke des schweren Vorhangs etwas zurückzog. Der Löwenbändiger trat hinaus, machte seine gewohnte, mechanische Verbeugung, ging über die Bühne, um mit wiederholten Verbeugungen auf der andern Seite abzutreten. Er hatte die ganze Zeit über nach den Logen geblickt. Der Mann war verschwunden.

»Fluch über ihn!« murmelte der Löwenbändiger. »Wenn er mir Zeit gelassen hätte, mein Costüm abzulegen, so würde ich rechtzeitig vor

dem Logeneingang gewesen sein, um ihn herauskommen zu sehen. Ich möchte wissen, wer er ist und was er im Sinne führe.«

Er kleidete sich rasch um und ging dann wieder hinunter auf die Bühne, ehe der Vorhang für das Lustspiel aufgezogen wurde. Durch eine Oeffnung desselben warf er einen Blick auf die Logen, da er es für möglich hielt, daß sein böser Geist zurückgekehrt sei. Aber der Platz des Mannes war leer.

Herr Prusinowski ging hinaus auf die Straße und vor dem Theater auf und ab mit der vagen Idee, daß der Mann ebenfalls dort verweilen möchte. Dem Theater gegenüber befand sich ein großes Wirthshaus, wo die Theaterbesucher, selbst die von den Logen, sich zu erfrischen pflegten. Prusinowski ging über die Straße und trat in das mit Gästen angefüllte Schenkzimmer, noch immer seinen Mann suchend, aber vergebens.

Während er sich so umsah, klopfte ihm eine freundliche Hand auf die Schulter.

»Es war ziemlich über Achtzig, mein Junge,« sagte die Stimme von de la Houche. »Nahe an Neunzig, sagte mir Tiddikins. Ich gratuliere Ihnen.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte der Löwenbändiger zerstreut. »Ja, ich glaube, daß es ein gutes Haus war.«

»Glauben! Da ist nichts zu glauben. Das Haus war gedrückt voll und heiß wie ein Ofen. Aber wie sieht es mit dem kleinen Abendessen aus, Prusi, von dem Sie gesprochen haben?«

»Das Abendessen! — O natürlich. Ich hatte dasselbe ganz vergessen. Aber es ist Alles in Ordnung. Ich habe es auf elf Uhr bestellt — im Voraus bestellt, weil ich überzeugt war, daß ich eine gute Einnahme machen würde.«

»Prusinowski Sie sind ein Gentleman,« rief der Schauspieler. »Um elf Uhr präcis. Ich will nach Hause gehen und einen reinen Kragen anlegen. Auf Wiedersehen.«

Er entfernte sich, über das Schweigen und den Ernst eines Mannes verwundert, der soeben von einer Vorstellung neunzig Pfund gezogen.

Herr Prusinowski verließ das Wirthshaus und schlenderte gedankenvoll durch die Straßen. Es war noch nicht zehn Uhr. Er hatte noch eine volle Stunde vor sich, in der er anfangen konnte, was er wollte. Unter gewöhnlichen Umständen würde er nach Hause gegangen sein, um einige Worte mit seiner »kleinen Frau« zu sprechen und einige Verbesserungen an seiner Toilette vorzunehmen; aber an diesem Abend hatte er keine Lust, seiner Frau gegenüberzutreten. Sie würde sehen, daß etwas nicht in Ordnung sei und ihn befragen. Der Eindruck, den die Erscheinung dieses Mannes auf ihn gemacht hatte, war ein Gegenstand, über den er mit Niemandem, nicht einmal mit ihr sprechen mochte. Er verließ den belebten Platz, auf welchem das Theater stand und bog in eine breite Straße ein, die nach dem Quai hinunterführte. Es war zu dieser Zeit des Abends eine sehr ruhige Straße. Der Sommermond schien voll auf das breite Pflaster und man hatte gerade einen Ausblick auf das von Mondlicht beleuchtete Wasser am Ende der Straße.

Es war um diese Stunde nur noch ein Laden offen, der eines Tabakverkäufers an einer Ecke der Straße. Prusinowski griff an seine Rocktasche mit einer dunkeln Erinnerung, daß er seinen letzten Tabakvorrath diesen Abend an Mr. Fitz Raymond gegeben, und dann schlug er den Weg nach dem Tabakladen ein. Während er so im Begriff war, über die Straße zu gehen, kam ein Mann aus dem Laden und ging langsam nach dem Quai zu. Der Löwenbändiger erkannte ihn auf den ersten Blick und eilte ihm nach. Es war der Fremde von der Loge, eine große, eckige Gestalt, mit dein Aussehen eines Gentleman.

Es war natürlich ein unverzeihliches Ding, was Rudolph Prusinowski that; aber er überlegte in diesem Augenblicke nicht, ob sein Beginnen auch schicklich sei. Er war entschlossen, diesen Mann anzureden. Er würde dasselbe gethan haben, wo er ihn auch getroffen hätte.

»Ich bitte um Entschuldigung,« sagte er, als er den Fremden eingeholt hatte, »ich glaube, Sie waren diesen Abend in einer der vordern Logen im Theater der Königin?«

Der Mann drehte sich um und stand ihm gegenüber. Dieses lange leichenartige Gesicht mit den hellen hervortretenden Augen und dem schlichten rothgelben Haare war nichts weniger als einnehmend und im Mondlichte sah es noch leichenhafter als gewöhnlich aus.

»Ja,« sagte er, »ich bin diesen Abend im Theater der Königin gewesen. Ah, Sie sind, wie ich glaube, der Löwenbändiger. Dies ist wirklich sonderbar.«

Er sprach in einem formellen, bedächtigen Tone, der auf die Nerven des Herrn Prusinowski eine eigenthümlich aufregende Wirkung äußerte.

»Sie haben ein Geschäft mit mir, Herr Prusinowski?« fragte der Fremde, da der Löwenbändiger ganz hilflos dastand und ihn wie betäubt anstarrte.

»Ich — ich wünsche eine Frage an Sie zu richten,« sagte Prusinowski, sich mit Mühe fassend. »Dies ist nicht das erstemal, daß ich Sie gesehen habe. Sie nahmen vor fünf Jahren zu Manchester eine Privatloge zu meinem Benefice.«

»So ist es,« erwiderte der Fremde. »Ich wünsche Ihnen Glück zum Besitz eines so ausgezeichneten Gedächtnisses, Mr. Prusinowski. Wenn ich mich recht erinnere, sind Sie damals mit genauer Noth einem Unfall entgangen. Eines Ihrer Thiere wurde widerspenstig.«

»Ja,« sagte der Löwenbändiger ärgerlich »diese Bestie Robinson machte sich unangenehm. Ich verlor meine Fassung und er sah es. Ja, ich kam mit genauer Noth davon. Dies war eine Enttäuschung für Sie, ist's nicht so?«

»Entschuldigen Sie mich, ich verstehe Sie nicht.«

»Nicht wahr, Sie dachten, es sei Alles vorüber mit mir? Ich wünschte nun den Grund zu kennen, warum Sie damals kamen, um mich zu sehen — warum Sie heute Abend kamen um mich zu sehen.«

»Grund?« wiederholte der Fremde. »Ich sollte meinen, der Grund liege auf flacher Hand. Die Leute besuchen gewöhnlich solche Vorstellungen, um sich zu unterhalten.«

»Andere Leute vielleicht — nicht Sie. Ich weiß, was das Gesicht eines Mannes ausdrückt und ich habe das Ihrige fast ebenso genau beobachtet, als Sie mich beobachtet haben. Es war nicht das Gesicht eines Mannes, der kam, um sich zu unterhalten.«

»Sie scheinen eine eigenthümliche Weise zu haben, die Dinge anzusehen, Mr. Prusinowski,« erwiderte der Fremde, sein knochiges, glattrasirtes Kinn nachdenklich reibend. »Um indeß aufrichtig gegen Sie zu sein, so muß ich sagen, daß ich allerdings am Löwenbändigen Interesse nehme. Ich bin ein Mann, der nichts zu thun hat. Meine Mittel erlauben mir zu leben, wie ich will und wo ich will und ein Mann ohne Beschäftigung ist einiger Maßen genöthigt, sich ein Interesse an Dinge zu schaffen, die außerhalb seines eigenen Lebens liegen. Ich bin ein Liebhaber von Schaustellungen wilder Thiere. Da gab es einen Mann Namens Green — Sie haben vielleicht von ihm gehört. Ich habe den Vorstellungen dieses Green siebenzehnmal nach einander beigewohnt, da ich ein ganz besonderes Interesse für ihn hegte.«

»Ja,« sagte Prusinowski, »ich kenne Alles, was Green betrifft. Er wurde getödtet — getödtet von einem Tiger, mit dem er einen guten Theil Geld verdient hatte.«

»So ist es,« antwortete der Fremde« »ich habe es mit angesehen.«

Herr Prusinowski schauderte.

»Ich dachte es mir,« sagte er, »ich dachte es mir. Sie haben Blut gekostet.«

»Auf meine Ehre, das ist eine sehr unangenehme Art, die Sache zu nehmen,« antwortete der Fremde. »Ich sehe diese Dinge ganz von künstlerischem Standpunkt an. Ich habe gehört, daß Männer Ihres Berufs früher oder später stets irgend einen verhängnißvollen Unfall haben. Da Sie mich auf diese Weise drängen, so muß ich zugeben, daß dieser Umstand allerdings einen Punkt des Interesses für mich bei den Vorstellungen dieser Art bildet. Ich kann das Vergnügen des römischen Volkes vom Kaiser bis zum niedrigsten Freigelassenen bei den Gladiatorkämpfen vollkommen begreifen. Ich besitze einiger Maßen klassische Neigungen und ich bin stolz auf

einen Geschmack, der mich mit dem klassischen Zeitalter verbindet.«

»Ich verstehe nicht halb dieses Geschwätz,« sagte Herr Prusinowski unhöflich, »aber ich bitte Gott, daß ich Ihr Gesicht nie mehr sehen möge.«

»So! und warum?«

»Weil Sie ein kaltblütiger Schurke sind und mich gern getötet sehen möchten.«

»Mein lieber Prusinowski, dies ist eine Sprache, die ich, wenn ich ein zum Zorn geneigter Mann wäre, übel aufnehmen würde. Glücklicher Weise bin ich kein solcher Mann und wir wollen deshalb darüber weggehen. Sie haben kein Recht zu bemerken, daß ich Sie von einem Ihrer Thiere getötet sehen möchte. Wenn Sie aber bestimmt sind, Ihren Tod auf diese Weise zu finden, was ich nicht hoffe, so gebe ich gern zu, daß ich Zeuge der Katastrophe sein möchte. Es würde für Sie nicht den geringsten Unterschied machen und für mich im hohen Grade interessant sein. Ist dies Ihr Weg? Nein? In diesem Falle, gute Nacht.«

Er nahm mit formeller Höflichkeit seinen Hut ab und entfernte sich nach dem unteren Ende der Straße, den Löwenbändiger verduzt zurücklassend.

Es war ganz so, wie er es sich gedacht hatte, der Mann war ein Liebhaber von plötzlichem Tode.

Das Abendessen im »Löwen und Lamm« war in gastronomischer Hinsicht ein Erfolg, nicht aber in geselliger. Das Essen war ausgezeichnet. Der Festgeber sparte nichts und Essen und Trinken verschwanden mit einer fabelhaften Geschwindigkeit; aber das Mahl war kein fröhliches. Nichts vermochte die düstere Stimmung, welche über Prusinowski gekommen, zu zerstreuen. Die Schauspieler thaten ihr Möglichstes, um ihn aufzuheitern — und es fehlte diesem leichtlebigen Völkchen keineswegs an den nöthigen Mitteln dazu — aber alle ihre Bemühungen schlugen fehl und die Gesellschaft trennte sich früher« als es unter andern Umständen der Fall gewesen wäre.

III. Kapitel.

Zum Drittenmal.

Es war drei Jahre später in dem Leben des Löwenbändigers und er wollte nur drei Vorstellungen in einer kleinen, nichts weniger als einladenden Stadt an der Seeküste im Norden von England geben.

Drei Jahre! und doch hatte Herr Prusinowski an dem Tage seines Benefices in Spindelecum von seiner Absicht gesprochen, in einem Jahre auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er hatte seitdem keine schlechten Geschäfte gemacht und seine Wanderungen waren überall von Erfolg begleitet gewesen; aber das menschliche Gemüth ist in seiner Abschätzung von Geld elastisch und Herrn Prusinowskis Ansichten über das Vermögen, mit dem er sich von den Geschäften zurückziehen wollte, hatten sich erweitert.

»Noch sechs Monate, kleine Frau,« sagte er, »und ich will die Thiere in Aufstrich verkaufen und ein Wirthshaus miethen.«

»Ich wünschte, es geschähe schon morgen,« antwortete die kleine Frau traurig. »Ich werde keinen ruhigen Augenblick mehr haben, bis Du nichts mehr mit diesen Thieren zu schaffen hast.«

Die ersten beiden Abende zu Lowshore, an diesem obskuren, nordischen Hafenplatze erwiesen sich ziemlich erfolgreich. Das Theater war ein modriges altes Haus, das alle Jahre nur ein halbes Dutzendmal benutzt wurde, wenn sich irgend eine wandernde Schauspielergesellschaft nach der Stadt verirrte. So selten aber auch die Pforten des Tempels geöffnet waren, so wurden doch die dramatischen Vorstellungen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nur spärlich besucht. Die Einwohner schienen keinen besonderen Geschmack für derartige Kunstleistungen zu besitzen.

Was aber das Drama nicht that, das brachten die Löwen zuwege. Es war spät im October, die traurigste Zeit im Jahre und Herr Prusinowski war nur nach Lowshore gekommen, um eine kleine Lücke in seinem Winterprogramm auszufüllen.

Am ersten Abend war das Haus fast ganz gefüllt, am zweiten etwas weniger und am dritten zeigte sich ein bedeutender Ausfall. Für Lowshore konnte es indeß immer noch ein schönes Haus genannt werden. Die Gallerie war sehr gut und das Parterre leidlich gut besetzt. Die Logen allein zeigten einen traurigen Anblick. Das Publikum derselben, größtentheils dem mittleren Handelsstand angehörig, hatte sich bereits erschöpft. Herr Prusinowski hatte eine Schauspielergesellschaft mitgebracht, um die Löwen zu unterstützen und mit Possen den langen Abend auszufüllen. Diese Gesellschaft bestand aus zwei Herren, worunter der strebsame De la Houche, und aus einer Dame.

Der Löwenbändiger, der ein verwöhntes Glückskind war, hegte die höchste Verachtung für schlechte Häuser und war gewohnt, mit einer offenbaren Ungerechtigkeit an die wenigen Unschuldigen, die kamen, den Aerger auszulassen, den ihm die Wegbleibenden einflößten, d. h. er strafte die spärlichen, aber bewundernden Zuschauer dadurch, daß er seine Vorstellung überhudelte und sie dessen beraubte, was ihnen mit Recht gebührte.

Das Wetter war an diesem Abend gegen Herrn Prusinowski. Der Nordwind stürmte heulend über den deutschen Ozean daher, als ob er Lowshore von der Erde wegfegen wollte. Regen und Hagel vor sich hertreibend, der die Fußgänger, die sich hinauswagten, fast blind machte. Herr Prusinowski zeigte sich sehr verstimmt über dieses häßliche Wetter. Das kleine Lustspiel war gerade vorüber, als er das Theater betrat. Er hatte sich eiligst für die Vorstellung anzukleiden, während das aus vier Personen bestehende Orchester einen alten Tanz spielte und das Publikum sich mit Bier und Käse regalirte.

Die drei Löwen sahen auf der kleinen Bühne ungeheuer groß aus. Robinson war übel gelaunt. Schlechtes Wetter und besonders starke Winde übten eine schlimme Wirkung an sein Löwengemüth aus.

Das schwache kleine Orchester machte eine große Anstrengung, um eine passende Melodie zur Einleitung der Vorstellung hervorzubringen. Herr Prusinowski sprang auf die Bühne und ging ziemlich verstimmt an die Ausführung seiner Rolle, Robinson mit

einer gewissen Vorsicht behandelnd.

Er hatte die Hälfte seiner Vorstellung bereits beendet und führte gerade seine drei Löwen bei den Klängen eines kriegerischen Marsches auf ihren Hinterfüßen um die Bühne herum, als er das Öffnen und Schließen einer Logenthüre hörte. Er sah rasch empor. Ein Gentleman in Abendcostüm, mit blasser Gesichtsfarbe und schlichtem, rothem Haare nahm im Vordergrund der Loge Platz. Das Herz des Löwenbändigers wurde kalt. Es war der Mann, den er zu Manchester und Spindelecum gesehen hatte, der Mann, dessen Anwesenheit er in Folge einer krankhaften Einbildung mit dem Gedanken an eine Gefahr für sich selbst in Zusammenhang brachte. Während der letzten drei Jahre hatte er immer nach diesem Mann gespäht, aber ihn nie gesehen und sich deshalb der Hoffnung hingeeben, daß er seine öffentliche Laufbahn beschließen werde, ohne je wieder vor diesem Manne zu spielen. Und hier in dieser entfernten Seestadt erschien derselbe Mann wieder, ihn mit demselben gierigen Blicke und hungrigen Gesichte beobachtend, wie in alter Zeit die Römer die Gladiatoren beobachteten, lüstern nach ihrem Blute.

Er hätte in diesem Augenblicke, wenn er gewollt hätte, die Vorstellung schließen können. Er würde gerne den Leuten ihr Geld zurückgegeben und die Einnahme des Abends geopfert haben, um nicht vor diesem Manne spielen zu müssen. Er war auch halb geneigt, plötzliche Krankheit vorzuschützen; aber damit hätte er bekennen müssen, daß er Furcht vor diesem Manne habe.

»Die Pest über ihn!« murmelte er für sich; »er soll nicht sehen, daß ich mich vor ihm fürchte. Schneller!« rief er dem Orchester zu, »schneller und lauter!« und als die Musik schneller wurde, trieb er die Thiere mit seiner Peitsche an.

Robinson beantwortete die Züchtigung mit einem unterdrückten Gebrüll und von diesem Augenblick an verlor Prusinowski seine Geistesgegenwart und seine Mäßigung. Er war entschlossen, keine seiner Künste abzukürzen und diesem kaltblütigen Schurken in der Loge zu zeigen, daß er sich nicht vor ihm fürchte. Er ließ die Thiere mehr thun, als gewöhnlich, die ganze Zeit über den verhaßten

Fremden trotzig anblickend. Das kleine Theater erzitterte von dem Beifallssturme des Parterres und der Gallerie.

Plötzlich, in dem Augenblicke, wo das letzte und glänzendste Kunststück die Vorstellung schließen sollte, verwandelte sich das Beifallgeschrei in einen furchtbaren Schreckensruf. Niemand vermochte zu sagen, wie es geschah, die Bewegungen des Thieres waren zu schnell für menschliche Augen. Herr Prusinowski lag zerrissen und verstümmelt auf der Bühne und der Löwe aus ihm.

Der Wärter der Thiere und sein paar beherzte Männer eilten herbei, zogen ihn besinnungslos und mit Blut bedeckt unter der wüthenden Bestie hervor und trugen ihn in das Ankleidezimmer, wo nach fünf Minuten die beiden Wundärzte von Lowshore eintrafen. Die Heilkunst konnte aber hier nichts thun. Seine Rippen waren in Atome zersplittert und die Lunge furchtbar verletzt. Der Verwundete röchelte noch eine halbe Stunde und dann starb er, ohne daß sein Bewußtsein auch nur einen Augenblick zurückgekehrt war.

»Sonderbar,« pflegte der rothhaarige Gentleman zu sagen, wenn er die Geschichte als eine angenehme Sache, deren er sich rühmen konnte, nach dem Diner erzählte, »sonderbar« der arme Teufel war der zweite seines Gewerbes, den ich tödten sah und ich war ihm dreimal in langen Zwischenräumen auf meinen Reisen im Norden Englands begegnet. Ich nehme großes Interesse an diesen Dingen ; es liegt mehr Aufregung darin, als im Drama. Prusinowski war ein sehr achtbarer Mann. Er hatte, wie ich glaube, Geld zurückgelegt und seine Frau und Kinder befinden sich in guten Umständen.«

- E n d e ->/p>

Am Abgrund.

I. Kapitel.

In einer düsteren alten Kirche der Fabrikstadt Mirkdale fand eine Trauung statt. Es war in ihrer Weise eine sehr gewöhnliche Heirath aber nichtsdestoweniger eine interessante Ceremonie für die kleine Gruppe von Männern und Frauen, die ihr, in ihren besten Kleidern und mit einem Festtagsgesichte beiwohnten.

Die Hauptrolle in dieser kirchlichen Handlung spielte der Bräutigam, ein großer, plump aussehender Mann, mit grobem, schwarzem Haare, das an seinem großen Kopfe kurz geschoren war und einem dunkeln Gesicht, das durch die langen schwarzen Brauen, die seine grauen Augen überschatteten, noch dunkler erschien. Man konnte ihn keineswegs häßlich nennen, aber sein Gesicht ließ errathen, daß es unter dem Einfluß von Zorn oder einem andern starken Gefühl ein furchtbares Aussehen annehmen konnte.

Dieser Mann war Joshua Rainbow, Vorarbeiter in der Patronenfabrik zu Mirkdale, achtunddreißig Jahre alt und sich in Folge der Thatsache, daß er Esther Wall zum Weibe genommen, für einen der stolzesten und glücklichsten Menschen haltend.

Er hatte in der That eine genügende Rechtfertigung für seinen Stolz. Das Mädchen war das hübscheste, freundlichste kleine Wesen, das jemals die Sinne eines ehrlichen Mannes berückte — eine zarte, kokette, kleine Schönheit, mit einer weißen, durchsichtigen Haut, die zuweilen, wenn sie sprach, in ein rosiges Roth überging, mit braunen, ausdrucksvollen Augen und einer wahren Rosenknospe von einem Mund. Ihre Nase war, an sich

genommen, vielleicht nicht ganz vollkommen; aber sie war klein und paßte zum Gesicht. Auch an einzelnen Schönheiten, an langen Augenlidern und Grübchen, fehlte es Esther nicht, während die Wellenlinien ihres Halses und ihrer Büste einen Bildhauer entzückt hätten.

Sie war erst achtzehn Jahre und sollte mit Joshua Rainbow, der fast zwanzig Jahre älter als sie war und noch älter aussah, sich verheirathen. Aber es gibt auch in diesen unteren Schichten des Lebens Convenienzheirathen und Esther stammte aus einer Familie, die sehr tief in der Welt stand und der eine Heirath mit dem soliden, nüchternen und gutgestellten Vorarbeiter der großen Patronenfabrik eine glänzende Aussicht im Leben bot. Joshua's Lohn betrug nahezu drei Pfund in der Woche, während die ganze Familie von Mathew Wall mit weniger als der Hälfte dieser Summe existieren mußte. So hatte Esther Mr. Rainbows Antrag angenommen, hauptsächlich ihrem Vater zu Gefallen, der ein harter Mann war und jeden Widerstand gegen seinen Willen sehr übel aufgenommen hätte. Auch die Rücksicht auf ihre zahlreichen jüngeren Brüder und Schwestern und die Bitten ihrer armen Mutter hatten sie bei diesem Schritt beeinflußt.

Man darf indeß nicht annehmen, daß Esther Wall eine besondere Abneigung gegen Joshua Rainbow hegte, oder daß sie mit den Gefühlen eines Opfers zum Altar ging. Wenn sie über ihre Empfindungen in diesem Punkt befragt wurde, antwortete sie ohne Zögern, daß sie Joshua wohl leiden möge, daß er sehr gut gegen sie sei und daß Vater und Mutter die Heirath wünschten. Sie hatte einen kleinen, halbkindischen Stolz bei dem Gedanken, daß sie ein eigenes Haus haben, daß sie besser gekleidet sein würde als bisher, und daß sie Vater und Mutter an Sonntagen zum Essen und ihre Brüder und Schwestern zum Thee einladen könne. Joshua hatte ihr versprochen, daß er seiner Seits dieser Gastfreundschaft keine Grenzen setzen und daß sie in Allem ihre eigene Gebieterin sein werde. Die Sache ist die, daß dieser große, breitschultrige, mit Schießpulver beschmierte Joshua bereit war, niederzuknieen und den Boden zu küssen, auf dem sie ging, oder irgend eine andere

Thorheit zu begehen, nur um seine Liebe zu beweisen. Er hatte allerdings eine plumpe Art und Weise seine Gefühle auszudrücken, oder er ließ sie vielmehr größtentheils ganz unausgedrückt; aber seine Abgötterei war darum nicht weniger heftig und er glaubte, daß es in der ganzen Welt kein so liebenswürdiges und schönes Wesen mehr gebe, als das Mädchen, das er heute so glücklich war, zum Weibe zu erhalten.

Der Tag stand nicht mit seinem Glück im Einklang. Es war ein düsterer Herbsttag und während der ganzen Ceremonie in der Kirche schlug der Regen gegen die trüben Fenster und die Hochzeitsgesellschaft blickte zweifelhaft auf ihre Sonntagskleider, als sie nach Beendigung der Trauung vor die Thüre trat. Es hatte nicht geregnet, als sie zur Kirche kamen und die ganze Gesellschaft war zu Fuß dahin gegangen; aber Joshua wollte nichts davon hören, daß sie nach Hause gingen; er schickte Vielmehr einen seiner Leute fort, um ein paar Wagen zu holen. Unterdessen kehrte die kleine Gesellschaft in die kalte dumpfe Kirche zurück, um dort die Ankunft dieser Fuhrwerke zu erwarten. Es war wirklich ein trauriger Schluß der Ceremonie. Die arme kleine Braut zitterte vor Kälte und hüllte sich dichter in ihren Shawl. Dieses Kleidungsstück sowie ihr ganzer Brautanzug war ein Geschenk von Joshua, denn der alte Mathew Wall hatte erklärt, daß er kein Geld für Putz aufzuwenden habe. Alles Geld, was er aufzuwenden hatte, nahm seinen Weg nach der »Kutsche und den Pferden,« einem kleinen Wirthshause, in der Nähe seiner elenden Wohnung.

Auch erlaubten es Mr. Walls Mittel nicht, zu Ehren der Heirath seiner Tochter einen kleinen Hochzeitsschmaus in seinem Hause zu veranstalten. So wurde das Fest in der Wohnung von Joshuas Mutter abgehalten — einer stattlichen alten Dame, die in sehr günstigen Umständen lebte.

Joshua hatte bisher die Wohnung seiner Mutter getheilt; jetzt aber bei der neuen Lebensstellung des Sohnes stand eine Trennung zwischen ihnen bevor. Joshua hatte gewünscht, daß sie alle drei zusammenleben sollten und dafür seine besten Gründe geltend gemacht.

»Nein,« hatte Mrs. Rainbow geantwortet; »ich weiß, daß Du es gut meinst, Joshua, aber es kann nicht sein. Ich hatte geglaubt, Du würdest niemals heirathen, da Du fast vierzig Jahre alt geworden bist, ohne daran zu denken. Und ich hatte mir eingebildet, Du würdest, wenn Du doch in den Ehestand treten wolltest, Eine nehmen, die Deinem eigenen Alter näher stände und ein hübsches kleines Stück Geld besäße. Es ist indeß nicht meine Sache, mich zu beklagen. Du hast für Dich gewählt und mußt am besten wissen, ob Du gut gewählt hast. Was aber unser Zusammenleben betrifft, Josh, so ist das in keinem Falle thunlich. Ich könnte mich nicht mehr an die Art und Weise eines jungen Mädchens gewöhnen. Es ist deshalb besser, Du nimmst eine eigene Wohnung, mein Junge, und läßt die arme alte Frau ihre Tage allein beschließen.«

Sie sagte dies mit einer Miene trauriger Resignation und keine Vorstellungen ihres Sohnes vermochten sie von ihrem Entschluß abzubringen. So miethete er ein kleines Haus für sich, sehr zur Zufriedenheit der Familie Wall. Es war ein anständiges kleines Haus mit einem Gärtchen, in der Umgebung der großen rauchigen Stadt, fast auf dem Lande gelegen. Die Möblirung dieses neuen Hauses nahm einen großen Theil von Joshuas Ersparnissen in Anspruch, aber Welch' ein glücklicher Mann war er, als er eines Nachmittags mit Esther an seinem Arm die Trödlerläden besuchte, Stühle und Tische, Gläser und Geschirr für das Haus auswählend, das sie mit einander bewohnen sollten. Die Möbel waren in den Augen von Esther, die ihre Jugend in der ärmlichsten Umgebung zugebracht hatte, wahrhaft glänzend und verschwenderisch.

Auch Mrs. Rainbow hielt die Ausstattung der Wohnung für zu kostspielig. Sie machte namentlich ihre Bemerkungen über die Tapezierung und die Vorhänge des Schlafzimmers, über einen Mahagoni-Chiffonier u.s.w., als für einen Arbeiter zu luxuriös.

Das Hochzeitsfest im Hause der Wittve nahm einen sehr guten Verlauf. Es war reichlich für Speise und Trank gesorgt und die Gäste sprachen beiden tapfer zu. Das Schmausen und Trinken dauerte bis tief in die Nacht hinein und Joshua dachte, es würde niemals ein Ende nehmen. Endlich aber machte doch die Gesellschaft Anstalt

zum Aufbruch und dem Festgeber war es gestattet, seine Frau in ihr neues Haus einzuführen. Der Regen hatte längst aufgehört. Es war eine klare Mondnacht, ein wenig kalt, aber sehr ruhig und hell, als die Braut und der Bräutigam sich auf den Heimweg begaben.

Es war ein Weg von einer und einer halben Meile, ein sehr einsamer Weg unter diesem heitern Sternhimmel. Eine Zeit lang gingen sie schweigend neben einander her. Esther war zu schüchtern, um unangeredet zu sprechen und Joshua's Herz war fast zu voll für Worte.

»Es thut Dir nicht leid, meine Liebe?« fragte er endlich mit leiser Stimme.

»Leid, was, Joshua?«

»Daß Du mich geheirathet hast.«

»Ich müßte sehr undankbar sein, Joshua, wenn es so wäre, da Du doch so gut gegen mich bist und mir versprochen hast, daß ich die Mutter und die Uebrigen von ihnen sehen darf, so oft es mir gefällt — wirklich sehr undankbar.«

»Nimm es nicht auf diese Weise, Hetty,« sagte er, »sprich nicht von Dankbarsein es verletzt mich, Dich so reden zu hören. Was habe ich für Dich gethan? Nichts. Gibt es etwas, das ich nicht für Dich thun und Deinetwegen mit Freuden thun würde, meine Liebe? Aber sprich nicht von Dankbarkeit. Von Deiner Liebe möchte ich überzeugt sein, Hetty.«

»Ganz gewiß, Joshua,« stammelte sie, durch seinen Ernst verwirrt, »ich bin Dir sehr gut. Ich weiß Niemanden auf der Welt, dem ich so gut wäre, die Mutter ausgenommen.«

»Willst Du nicht lieber sagen, daß Du mich liebst, Hetty. Gut sein, ist ein kaltes Wort zwischen Mann und Frau.«

»Allerdings liebe ich Dich, weil Du so gut gegen mich bist und mir so schöne Dinge gegeben hast — nicht wegen der Dinge, Joshua, sondern wegen Deiner Güte — und weil Du so viel an mich gedacht und Dir soviel Mühe um mich gegeben hast, und das ist, wie Du siehst, fast Dasselbe, als dankbar sein. Es heißt das nur Dankbarkeit bei einem andern Namen nennen.«

Diese Worte, so einfach und mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit gesprochen, durchfröstelten sein Herz. Wenn das Liebe war, wie verschieden war diese Liebe von der seinigen. Sie liebte ihn, weil er gut gegen sie gewesen und er — liebte sie nur um ihretwegen, würde sie hoffnungslos lieben, wenn sie ihn noch so schlecht behandelte, würde sie selbst lieben, wenn sie seiner unwürdig wäre. Er war sich in diesem Augenblicke bewußt, daß etwas Blindes, Thörichtes und Unvernünftiges in seiner Liebe für sie liege, daß es eine Verblendung war, die sein Verderben hätte herbeiführen können, wenn sie anders gewesen wäre, als sie wirklich war, daß er sie, wenn sie der niedrigste Auswürfling in den Straßen von Mirkdale gewesen wäre, an seine Brust genommen und ihr sein Herz so ganz gegeben hätte, wie er es ihr jetzt gab.

Er bedauerte sich ein wenig, als er an diese Dinge dachte und seufzte dann mit einem Gefühl von Resignation, die nicht ganz ohne eine Empfindung von bitterer Traurigkeit war. Er konnte niemals hoffen, daß sie ihn lieben werde, wie er sie liebte — er, zwanzig Jahre älter als sie, er, der keine Vorzüge der Person und des Benehmens besaß, wodurch er ihre Liebe erwerben konnte. Er mußte sich mit der Versicherung begnügen, daß sie ihm gut sei, so gut, wie Niemandem in der Welt — ihre Mutter ausgenommen.

So gingen sie unter dem kalten herbstlichen Sternhimmel nach Hause, um ihr neues Leben zu beginnen.

II. Kapitel.

Zwei Jahre von Joshua Rainbows ehelichem Leben waren hingegangen, nicht unglücklich, aber auch nicht ganz unumwölkt durch kleine Unannehmlichkeiten und dabei überdies getrübt durch einen schweren Kummer. Seine kleine Frau hatte ohne Zweifel ihr Bestes gethan, aber ihr Bestes in der Haushaltungskunst hatte nicht viel zu bedeuten. Die häusliche Erziehung Esthers war bei der liederlichen Wirthschaft, die im Hause ihres Vaters herrschte, sehr vernachlässigt worden. Mr. Rainbows häusliche Verhältnisse gestalteten sich deshalb nicht so behaglich, als sie hätten sein können; sein Mittagessen war selten zur rechten Zeit fertig, und die Speisen ließen in Bezug auf Qualität und Zubereitung sehr oft viel zu wünschen übrig. Das Wasser, womit sein Thee bereitet war, schmeckte, als ob es nicht gesotten, oder als ob der Rauch beim Kochen hineingeschlagen wäre; selbst auf sein ärmliches Abendessen aus Brod und Käse konnte er sich nicht immer verlassen, weil seine Frau die Hilfsquellen des Brodkorbs nicht gehörig berechnet hatte, so daß er sich um zehn Uhr Nachts ohne Brod fand. Mr. Rainbow ertrug alle diese kleinen Uebel mit der besten Laune; aber sie kamen gewöhnlich auf die eine oder andere Weise zu den Ohren seiner Mutter und von ihren Klagen und Vorwürfen — sie tadelte ihn immer noch wegen seiner Heirath mit Hetty — hatte er weit mehr zu erdulden, als von seinen kleinen häuslichen Unannehmlichkeiten.

Ein Knabe wurde ein Jahr nach Joshua's Hochzeit geboren und seine Ankunft brachte in dem kleinen Haushalt einen Zustand wirklichen Glücks hervor. Esther hatte in Joshua's Augen niemals so reizend ausgesehen, als wenn sie ihm mit ihrem Kind im Arm gegenüber saß. Er pflegte sie bei solchen Gelegenheiten mit einer Bewunderung anzublicken, die fast an Verehrung grenzte.

Als das Kind vier Monate alt war, wurde es krank und starb, und es kam Esther vor, als ob alles Licht und alle Hoffnung ihres Lebens

mit ihm dahingeschwunden sei. Sie hatte nicht eher gewußt, wie sehr sie es geliebt und welche Veränderungen es in ihrem Leben hervorgebracht hatte, bis es gestorben war. Als sie es verloren hatte, wurden ihr die Augen auf einmal geöffnet und sie sah ihr künftiges Leben leer und traurig ohne Ziel und Ausgang vor sich ausgestreckt.

Sie war jetzt älter als in den Tagen, wo sie Joshua gesagt hatte, daß sie ihm gut sei — älter und klüger, und sie wußte jetzt, daß sie ihn niemals geliebt und daß sie ihn nur geheirathet hatte, um ihren Verwandten zu Willen zu sein, und weil sie zu schwach und thöricht gewesen, um Nein zu sagen. Sie war sich jetzt bewußt, daß ein tieferes Gefühl in ihrem Herzen schlummerte, als dasjenige war, das Joshua erweckt hatte — sie war es sich bewußt durch ihre leidenschaftliche Liebe für ihr todes Kind, diese weit entfernt war von ihrer ruhigen Duldung des Gatten wie der Blitz vom Schimmer einer schwachen Oellampe.

In den ersten Monaten nach dem Tode ihres Kindes vernachlässigte sie in ausfallender Weise ihre Haushaltsgeschäfte, sich ganz ihrem leidenschaftlichen hoffnungslosen Kummer hingebend und während dieser Zeit zeigte ihr Mann die zärtlichste Nachsicht gegen ihre Schwäche, indem er den Verlust des Kindes selbst aufrichtig beklagte und zu Thränen gerührt wurde, so oft seiner Erwähnung geschah.

Dann trat auf einmal eine Aenderung ein und Esther wurde plötzlich emsig und fleißig, indem sie sich mit stätigem festem Entschluß bemühte, die Geheimnisse der häuslichen Wirthschaft zu erlernen. Joshua's Mittagessen erschien jetzt immer pünktlich und die Beschaffenheit desselben verbesserte sich mit jedem Tage. Er war überaus dankbar für diesen Fortschritt und wurde niemals müde, seine Frau wegen ihrer guten Wirthschaftsführung zu loben. Er wunderte sich zuweilen, warum sie seine Lobeserhebungen stets mit einem Seufzer aufnahm, warum das bekannte Lächeln ihrer Mädchenzeit niemals mehr ihr blasses Gesicht erheiterte; wenn er aber an ihr verstorbenes Kind dachte, wunderte er sich nicht mehr. Es würde ohne Zweifel viel Zeit bedürfen, ehe sie ihren Schmerz verwinden könnte. Und wie gut es von ihr war, ihren Kummer

zurückzudrängen und sich seinetwegen so sorgsam den Haushaltsgeschäften zu widmen!

»Ich zweifle nicht daran, daß im nächsten Jahre mein Lohn erhöht werden wird,« sagte er eines Abends, »und dann sollst Du ein Mädchen haben, das Dir beispringt. Ich wünsche nicht, daß meine Frau zur Sklavin werde!«

»Es gibt nicht viel Arbeit, Joshua,« antwortete sie mit jenem schwachen Schatten eines Lächelns, das trauriger war als kein Lächeln. »Es ist mir eine Wohlthat, daß ich etwas zu thun habe. Ich könnte nicht den ganzen Tag dasitzen mit der Hand im Schoß. Es würde mich wahnsinnig machen.«

»Da sind Deine Schwestern,« sagte Joshua wohlwollend, »sie könnten Dir Gesellschaft leisten und Dich ein wenig erheitern.«

»Sie sind keine Gesellschaft für mich. Wir sind uns nicht mehr, was wir sonst waren. Nein, Joshua, Du bist sehr gütig, davon zu sprechen; aber ich bin am besten allein.«

So blieb sie Woche für Woche allein, und trotz der Arbeit für ihren Haushalt, der zwei oder drei Stunden des Morgens in Anspruch nahm, waren ihre Tage langweilig und leer und sie fühlte, daß das Leben ein Gut sei, für das sie keine Ursache habe, dankbar zu sein — mehr eine Bürde, deren Tragung ihr fast zu schwer wurde.

Es kam ihr zuweilen vor, als ob sie mit dem Verluste ihres Kindes Alles verloren habe — alle diese neuen und heftigen Gefühle, die es in ihr erweckt hatte und die mit ihm verstorben waren, eine so dumpfe Empfindung gänzlicher Leerheit in ihrem Herzen hinterlassend. Sie hatte dies niemals vor der Geburt des Kindes gefühlt, obschon sie in jenen Tagen Joshua nicht mehr geliebt hatte, als sie ihn jetzt liebte. Sie war ziemlich glücklich in ihrem neuen Leben gewesen, in dem Gefühl, daß sie bequem und anständig wohnte, gut gekleidet und eine Unterstützung ihrer armen Familie war. Auch hatte sie auf Joshua's Zuneigung einen gewissen Stolz empfunden. Aber alles dies war jetzt vorüber.

So gingen die zwei Jahre ihres ehelichen Lebens hin und das dritte begann in ruhiger, friedlicher Weise, die eine gute Aussicht für die Zukunft eröffnete. Selbst Mr. Rainbow mußte bekennen, daß

Esther in ihrem Hauswesen Fortschritte gemacht habe und daß es in ihrer Wohnung sauber und freundlich aussah. Joshua war jetzt ganz zufrieden, indem er sich für den glücklichsten Mann hielt und sich auch seines Glücks unter seinen Kameraden rühmte. Wenn er zuweilen eine Wolke auf der Stirne seiner Frau sah, so schrieb er sie der Trauer um ihr verstorbenes Kind zu. Er war kein Mann von besonderem Scharfsinn und deshalb nicht im Stande, den Dingen auf den Grund zu sehen.

Im Uebrigen bot das Leben in dem kleinen ländlichen Hause während der Woche keinerlei Abwechslung, ein Tag war vielmehr dem andern gleich. Nur am Sonntage machte der Kirchenbesuch eine Ausnahme und in der schönen Jahreszeit bot der Gang über fruchtbare Wiesen und Felder eine angenehme Erholung. Die ihnen zunächstgelegene kleine Kirche gehörte nemlich zu einem eine Viertelstunde entfernten Dorfe, Mapledeau genannt.

Es gab nicht viele Herrschaftshäuser an diesem Orte, aber es gab ein solches, an dem sie auf ihrem Wege zur Kirche vorüberkamen, und das Esther ungemein bewunderte. Sie fühlte schon darum ein gewisses Interesse daran, weil es Mr. Lyne, dem Eigenthümer der Fabrik gehörte, in welcher Joshua Rainbow Vorarbeiter war. Aber sie bewunderte das Haus noch mehr tun seiner selbst willen. Es war ein altes Schloß aus der Tudorzeit, umgeben von einem Graben, in welchem das Wasser immer so klar wie ein Spiegel aussah und innerhalb des Umkreises des Grabens befanden sich die fruchtbarsten und trefflichst gehaltenen Gärten, die Esther jemals gesehen hatte. Solche Blumen, wie in diesen Gärten wuchsen, ein solcher Reichthum von Rosen, eine solche Fülle der herrlichsten Geranien, eine solche Fluth von Licht und Farben den ganzen Sommer hindurch konnte man, wie sie glaubte, nirgends anderwärts sehen. Esther fühlte vielleicht noch ein lebhafteres Interesse für den Platz, weil er, so lange sie ihn kannte, von niemand Anderem als von der Dienerschaft bewohnt wurde und weil dennoch nirgends eine Verwahrlosung bemerkbar war.

Joshua sagte seiner Frau, daß Mr. Lyne sich bereits seit mehreren Jahren im Ausland auf Reisen befinde, aber das Haus und die

Gärten würden stets in der besten Ordnung und für seine Rückkehr bereit gehalten, da Niemand wisse, wann er kommen werde.

Esther fragte ihn, was für eine Art Person Mr. Lyne sei.

»Als ich ihn zum letztenmal sah,« sagte Joshua, »ein Jahr vor dem Tode seines Vaters, war er noch ein ganz junger Mensch. Er befand sich damals in Oxford, wo er, wie ich hörte, seine Erziehung vollendete. Er war sehr hübsch, munter und offenherzig wenn er in die Fabrik kam. Nach dem Tode seines Vaters, der plötzlich eintrat, erhielt er das ganze Vermögen, da er sein einziges Kind war. Er befand sich damals im Ausland in weiter Ferne und ist seitdem nicht nach Hause gekommen, was mehr als vier Jahre her sein muß.«

»Ist er sehr reich?« fragte Esther verwundert.

»Reich! das will ich meinen, Hetty. Die Fabrik bringt ihm ein ungeheures Geld ein und der alte Herr hat Landgüter gekauft, die ebenfalls viele Tausende tragen.«

Sehr oft, wenn Esther nach dieser Unterhaltung an dem alten Hause mit seinem üppigen Rosengarten vorüberging, dachte sie an den abwesenden Gebieter desselben, neugierig, in welchem entfernten Lande er jetzt sein möchte und ob er wohl in der Fremde auch an das ländliche ruhige Mapledeau denke. Sie würde wohl diesen Gedanken noch länger nachgehangen sein, wenn nicht an einem schönen Sonntagabend ein Ereigniß eingetreten wäre, das ihren Grübeleien eine andere Richtung gab.

Joshua und seine Frau hatten dem Nachmittagsgottesdienste in der Kirche von Mapledeau beigewohnt und schleuderten langsam nach Hause. Es war ein thauiger Abend mit klarem, blauem Himmel und einer rosigen Färbung im Westen. Sie waren sehr stille, vielleicht in Uebereinstimmung mit der feierlichen Stille des Abends, vielleicht auch, weil Joshua's Unterhaltungsgabe zu beschränkt und der Gegenstände ihres Gesprächs nur wenige waren.

Indem sie in dieser stillen, freundschaftlichen Weise ihren Weg verfolgten, während ein gedankenvoller Schatten auf Esthers Gesicht lag, kamen sie an die breiten Thore des alten Tudorhauses. Die Thore öffneten sich auf eine sonderbare, alte, steinerne Brücke, die über den Wallgraben führte, und diesen Abend lehnte eine

Gestalt mit übereinandergeschlagenen Armen an der Brüstung — die Gestalt eines jungen Mannes mit einem hübschen dunklen Gesicht, träumerisch die Gegend betrachtend. Joshua stutzte ein wenig beim Anblick dieses Gentleman und zog den Hut.

Der junge Mann rief ihn an: »Wie, Sie sind es, Joshua Rainbow?« sagte er, »um keinen Tag älter, als wo ich Sie zum letzten Mal sah. Sie sind gerade der Mann, den ich zu sehen wünschte, obschon ich nicht dachte, daß ich Sie hier treffen würde. Sie können mir alle Neuigkeiten der Fabrik erzählen.«

»Da ist nicht viel zu erzählen, Sir. Alles geht seinen gewöhnlichen Gang; Sie werden das am besten von Mr. Crosby in geschäftsmäßiger Weise hören. Ich bin beinahe erschrocken, als ich Sie hier fast wie einen Geist sah. Ich wußte nicht, daß Sie in England seien.«

»Das glaube ich wohl, mein guter Mann, ich bin erst gestern Abends hierher gekommen. Ich werde morgen die Fabrik besuchen und ich muß Euch Allen in der nächsten Woche zur Feier meiner Rückkehr ein Diner geben. Ist dieses hübsche Mädchen an Ihrem Arme eine Schwester von Ihnen, oder eine Nichte, Joshua?«

»Sie ist meine Frau, Sir,« antwortete der Vorarbeiter stolz, »zwanzig Jahre jünger als ich, aber das hindert uns nicht, miteinander glücklich zu sein, nicht wahr, Hetty?«

»Nein, Joshua,« murmelte sie mit sehr leiser Stimme. Stephen Lyne hatte sie, während Joshua sprach, mit einem halb verwunderten, halb mitleidigen Ausdruck in seinen dunklen Augen angesehen. Und sehr schöne dunkle Augen waren es, eines unendlichen Ausdrucks fähig.

Joshua sah diesen Blick nicht, aber Esther sah ihn und ärgerte sich darüber, da sie sich bemitleidet glaubte. Als sie darauf weiter gingen, war Joshua herzlich in seinem Lobe über das gute Aussehen und das leutselige Benehmen seines Brodherrn; aber seine Frau sagte, sie halte ihn trotz seiner Höflichkeit für stolz und glaube, daß sie ihn nie leiden möge.

»Was müssen wir Anderes in seinen Augen sein als Schmutz, Joshua?« sagte sie fast zornig — »gemeines Arbeitervolk wie wir.«

Joshua erging sich darauf in Gemeinplätzen über die Würde eines ehrlichen Mannes und über die Würde der Arbeit eines solchen Mannes — Bemerkungen, denen Esther keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Sie dachte an den mitleidigen Blick in Stephen Lyne's dunkeln Augen, an die malerische Blässe seines Gesichts, an die dünnen Lippen, die einem hochfahrenden Zug verriethen, selbst wenn er lächelte.

Joshua Rainbow sah in der nächsten Woche einen guten Theil von seinem Brodherrn in der Fabrik, in der er mit dem Verwalter Mr. Crosby an seiner Seite und gefolgt von einem Commis, mehrmals von Zimmer zu Zimmer ging. Das Diner, von dem er gesprochen hatte, fand in einem der besten Gasthäuser von Mirkdale statt und war ein glänzendes Fest, das den Arbeitern einen hohen Begriff von Mr. Lyne's Freigebigkeit gab.

In der Kirche zu Mapledeau am folgenden Sonntag Nachmittag kam Esther der Gedanke, ob sie wohl auf ihrem Heimweg Mr. Lyne wiedersehen würden. Die Welt, in der sie lebte, war so eng, ihr Leben so ganz und gar farblos, daß es kaum auffallend erscheint, wenn sie mit einem gewissen Interesse an eine so wichtige Person dachte, wie es der Brodherr ihres Mannes war. Sein Reichthum, seine Macht, sein vollkommenen Gesicht mit dem halbverhüllten Ausdruck von Stolz, alles Dieses stellte ihn in eine so weite Entfernung von den Leuten, die Esther Rainbow kannte, und trennte ihn so sehr von ihrer kleinen Welt, als ob er ein Halbgott wäre. Sie mochte ihn aber, trotz der guten Meinung, die ihr Mann von ihm hatte, nicht recht leiden und die Erinnerung an jenen Blick ärgerte und demüthigte sie einigermaßen.

Ja, er stand wieder an dem Thore, als sie die Kirche verließen, in derselben bewegungslosen Stellung mit gefalteten Armen, als ob er sich nicht von der Stelle bewegt hätte, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen, dachte Esther. Er begrüßte Joshua mit großer Freundlichkeit und begann über die Fabrik und seine Besichtigung derselben in der vorigen Woche zu sprechen. Dann als er Esthers bewundernde Blicke nach dem Garten sah, fragte er, ob Mr. und Mrs. Rainbow nicht eintreten und einen kleinen Gang unter den

Rosen machen wollten — eine Einladung, die Joshua als eine große Gunst ansah und mit gebührender Bescheidenheit annahm.

Stephen Lyne öffnete das Thor und sie traten ein in das Reich der Blumen. Zu beiden Seiten des breiten, von sammtigem Rasen eingefassten Weges standen prachtvolle hochstämmige Rosen und neben ihnen große Massen von Buschrosen, während da und dort üppige Kletterrosen an schönen Drahtspalieren emporrankten. Auf einem frischen grünen Rasenplatze befand sich ein großes Marmorbassin mit einem Delphin, der aus seinem Rachen eine Wolke von krystallinen Tropfen ausspie, während unzählige Gold- und Silberfische unter den breiten Blättern der Wasserlilien herumschossen.

Esther kam es vor, als wandelte sie im Paradies und ihre sanften braunen Augen strahlten vor Entzücken. Mr. Lyne trat an ihre Seite und beobachtete sie mit halbem Lächeln, ergötzt durch den Ausdruck der Bewunderung in ihrem Gesicht, der ganz dem eines Kindes glich.

»Es ist ein netter, altmodischer Platz,« sagte er in seiner sorglosen Weise, »und sie haben ihn gut gehalten, während ich in der Welt herumgeworfen worden bin.«

»O, er ist reizend,« murmelte sie, »und ich hätte nicht geglaubt, daß es etwas so Schönes in der Welt gebe.«

»Armes Kind, wie wenig können Sie von der Welt gesehen haben!« sagte Stephen Lyne mit einer Stimme so leise, daß sie nur Esther hören konnte und wieder sah sie jenen mitleidigen Blick in seinem Gesicht, der sie einiger Maßen verletzte.

Joshua sah sich in ruhiger, geschäftsmäßiger Weise um, die allenthalben herrschende vollkommene Ordnung bewundernd, und durch die Höflichkeit seines Brodherrn geschmeichelt, aber in keinem romantischen Entzücken über Rosen und Fontaine. Mr. Lyne pflückte einige Rosen — eine gelbe Theerose mit reichem Parfüm, eine weiße Moosrose, die gerade im Aufblühen begriffen war, und eine tief purpurrothe, fast schwarze Rose und gab Esther diesen einfachen Strauß.

Dieser Blick in's Paradies dauerte etwa eine Viertelstunde und

dann empfohlen sich Mr. Rainbow und seine Frau, Mr. Lyne's Einladung, in's Haus zu treten und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, ablehnend. Auf ihrem Gang durch die Gärten kamen sie sehr nahe an das alte Tudorschloß und Esther warf durch eines der großen Fenster einen Blick in ein Zimmer, dessen Wände mit Büchern und die Tische mit Schreibmaterialien und Wein und Früchten besetzt waren, während ein großer Neufundländer Hund auf einem Tigerfell am Fenster schlief und sie vermuthete, daß dies Mr. Lyne's Lieblingszimmer sei.

Wie klein und ärmlich erschien ihr jetzt nach diesem kurzen Blicke des Glanzes ihr eigenes Wohnzimmer, welch' ein elender Platz ihr kleines Gärtchen, in welchem neben Kraut und Zwiebeln nur einige gemeine, magere Blumen standen. Esther war diesen Abend auffallend verdrießlich und mißvergnügt, so daß sie der arme Joshua, ganz verwirrt über diese Veränderung, für krank hielt. Die ganze Nacht träumte sie, mit Stephen Lyne unter Rosen zu wandeln und immer glaubte sie jenen mitleidvollen Ausdruck auf seinem Gesicht wahrzunehmen. Am andern Morgen war sie wieder in ihrer gewöhnlichen Stimmung, ernst und sanft, sich in den Morgenstunden mit den Arbeiten des Haushalts und des Nachmittags mit einer Näherei beschäftigend; aber, o, wie lang kam ihr der Tag vor, während das glänzende Bild des Rosengartens zu Mapledeau die ganze übrige Welt zu verdunkeln schien. Sie dachte an Cockermouth-Gardens, wo sie ihre Jugend zugebracht und dachte, wie viel mehr sie Mr. Lyne noch bedauern würde, wenn er das Elend und den Schmutz ihres früheren Heimwesens sehen könnte und welch ein gemeines Geschöpf sie in seinen Augen erscheinen müßte. Schon jetzt mußte sie ihm ohne Zweifel gemein genug vorkommen, und erst Joshua mit seinen großen Füßen und seinen plumpen, mit Schießpulver geschwärzten Händen!

III. Kapitel.

Dieser Tag war endlich vorüber und ein anderer Tag begann, trüb und schwül, mit zeitweiligen Regengüssen und entfernt drohenden Gewittern. Es war nahezu drei Uhr Mittags, Joshua hatte sein Mittagessen verzehrt und war nach der Fabrik zurückgegangen, als Esther, die, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Fenster ihres Wohnzimmers saß, durch ein ungewöhnliches Klopfen an der Hausthüre erschreckt wurde.

Sie eilte rasch hinaus, um sie zu öffnen und stieß beim Anblick ihres Besuchers einen leichten Ausruf der Ueberraschung aus. Es war Mr. Lyne. Ein heftiger Platzregen, untermischt mit Hagel, prasselte nieder und er war von demselben überfallen worden.

»Ich bin seit mehreren Stunden mit einem Buch im Freien herumgewandelt und der Regen hat mich überrascht. Aber es fiel mir bei, daß Joshua hier in der Nähe wohne und ich dachte, ich wollte bei Ihnen Zuflucht suchen.«

Sprachlos vor Ueberraschung und ganz schüchtern in seiner Gegenwart, führte sie ihn in das kleine Wohnzimmer. Wieder empfand sie jenes Gefühl der Demüthigung, das er ihr stets einzuflößen schien, bei dem Gedanken, wie sehr ihm die Ärmlichkeit des Gemachs auffallen müßte.

Er ließ ihr indeß nicht Zeit, dies lange zu fühlen. Er plauderte so lebhaft und angenehm, daß ihre Gedanken sehr bald von sich abgelenkt wurden. Er erzählte ihr von seinen Reiseabenteuern und dem einsamen Leben, das er in wilden Gegenden geführt, indem er sie bald durch die Mittheilung seiner Gefahren zu Land und zur See ein wenig erschreckte und ihr dann wieder durch komische Anekdoten ein Lächeln ablockte.

»Sie werden doch nicht mehr dahin zurückgehen, Mr. Lyne?« fragte sie mit der lieblichsten Miene der Besorgniß.

Ein Ausdruck der Befriedigung wurde bei dieser Frage auf seinem dunkeln Gesichte wahrnehmbar.

»Ja,« sagte er, »ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß ich wieder dahin zurückkehren werde. Ich habe in England so wenig, was mich anzieht, so wenig, was mich interessiert. Was hat ein Mann, der nichts vom Handel versteht, in Mirkdale, oder einer, der sich nicht um Landwirthschaft kümmert, in Mapledeau? Im Ausland gibt es immer Abenteuer. Ich denke, ich werde nach Afrika gehen und dort so weit in's Innere vorbringen, als ich kann.«

Er lächelte für sich, als er Esthers ängstlichen Blick sah.

»Arme, kleine Seele,« dachte er, »ist es bereits so weit gekommen?
?«

Der Regen dauerte lange Zeit, oder es waren vielmehr einzelne Güsse, die in kurzen Zwischenräumen eintraten. Jedenfalls schien es, als ob es nicht sehr lange aufgehört habe zu regnen, als Stephen Lyne sich entfernte. Beim Abschied reichte er Esther die Hand und sie gab ihm die ihrige, erröthend und sich darüber wundernd, daß er sich herabließ der Frau seines Vorarbeiters die Hand zu drücken.

Lächelnd blickte er auf die kleine Hand nieder, die zwar von der Hausarbeit verunstaltet, aber so hübsch gebildet war, wie die einer Dame und im nächsten Augenblick hatte er sich entfernt.

Die kleine Schwarzwälder Uhr schlug Sechs, als Esther die Thüre schloß. Sechs Uhr! Mr. Lyne war also mehr als drei Stunden bei ihr gewesen und doch hatte ihr die Zeit so kurz geschienen, selbst ihr, der sie gewöhnlich so lang wurde.

Joshua kam bald darauf zu seinem Thee nach Hause und seine Frau sagte ihm, wer dort Zuflucht gesucht, aber nicht, wie lange er geblieben. Der Vorarbeiter schien von dieser Nachricht nicht sehr erbaut, machte aber keine Bemerkung.

Ehe die Woche zu Ende war, kam Stephen Lyne wieder. Er hatte, wie er sagte, einen weiten Spaziergang gemacht und wünschte etwas Wasser für seinen großen Neufundländer Hund. Es gebe zwar in den Pfützen Wasser genug, aber es sei verdorben und er möge es den Hund nicht trinken lassen.

»Sie werden sich doch nicht vor ihm fürchten, Mrs. Rainbow fragte er, das Thier beim Halsband haltend. »Er ist unter Freunden sanft wie ein Lamm, obwohl er ein halbes Dutzend Schurken erwürgen

würde, wenn er mich in Gefahr sähe.«

Sie fürchtete sich Anfangs ein wenig vor dem Ungeheuer von einem Hund und sie sah dabei sehr hübsch aus, wenn die Farbe auf ihrem Gesichte ging und kam und ihre geöffneten Lippen ein wenig zitterten. Wahrscheinlich war sie mehr durch diesen zweiten Besuch von Mr. Lyne, als durch die Anwesenheit des Hundes verblüfft. Sie brachte ihm eine Schüssel mit Wasser, von der er ein wenig soff, mit keinem großen Anschein von Durst. Dann streckte er sich auf ein Wort von seinem Gebieter der vollen Länge nach in einer Ecke des Zimmers aus. Mr. Lyne blieb fast ebenso lang, wie beim letzten Anlaß, obschon diesmal kein Regen vorhanden war, der seine Entfernung verhinderte und wieder kam Esther die Zeit sehr kurz vor, während sie an einem Hemd nähete und seinem angenehmen Geplauder über die große Welt, von der sie so wenig wußte, zuhörte. Sie empfand in seiner Gegenwart mehr als jemals ihre Unwissenheit und Niedrigkeit; er aber schien nicht daran zu denken. Wenn sie die größte Dame im Lande gewesen wäre, hätte er nicht ehrerbietiger in seinem Tone sein können. O, wenn sie nur sein halb zärtliches halb verächtliches Lächeln gesehen hätte, als er nach Mapledeau zurückging, denkend: »Arme kleine Seele, ist es schon so weit gekommen?«

»Beiläufig gesagt, Mrs. Rainbow,« bemerkte er beim Fortgehen. »Sie brauchen Joshua nicht zu sagen, daß ich Ihre Zeit den ganzen Nachmittag mit meinem müßigen Geplauder in Anspruch genommen habe. Ich wünsche nicht, daß er erfährt, was für ein träger Mensch und wie froh ich bin, wenn in meine langweilige Tage eine kleine angenehme Abwechslung kommt. Es würde mir in der Fabrik übel ausgelegt werden.«

Esther sah nicht recht ein, was sich Mr. Lyne in dieser Beziehung um die Gedanken ihres Mannes zu kümmern habe; aber nichts desto weniger gehorchte sie ihm und gehorchte ihm nicht ungerne. Sie wünschte jenen verdrießlichen Blick in Joshuas Gesicht nicht wieder zu sehen.

Hierauf kam Mr. Lyne öfters, ja sogar sehr oft, anfangs mit irgend einer kindischen Entschuldigung bei jedem Besuch, dann aber ohne

alle Entschuldigung. Es ist unnöthig, dem Verführer Schritt für Schritt nachzugehen. Von dem ersten Sonntagsabend an, wo die mädchenhafte Schönheit Esthers seinen Enthusiasmus erregte, hatte er mit allem Vorbedacht die Ausführung dieses grausamen Werks begonnen. Welches Recht hatte ein Tölpel wie Joshua Rainbow aus eine solche Frau? Es war kein gemeiner Wüstling, dieser Stephen Lyne, auch war seine Jugend nicht durch niedrige Laster befleckt; aber wenn er einmal ein Gelüste hegte, so dachte er nicht mehr an den Preis, den Andere für seine Sünde zu bezahlen hatten. Er besaß einen verfeinerten Geschmack und wurde nicht so leicht bezaubert. Mehr als ein schönes Weib hatte in den fremden Hauptstädten, wo Stephen Lyne sich aufgehalten, den Versuch gemacht, diesen goldenen Preis aus dem Ehestandsmarkt zu gewinnen, aber Stephen hatte sich gleichgültig gezeigt und war mit leichtem Herzen weiter gezogen.

Niemals in seinem Leben hatte er ein Antlitz gesehen, das einen solchen Eindruck auf ihn hervorbrachte, als Esthers liebliches blasses Gesicht; niemals hatte sein Herz von solcher Leidenschaft geschlagen, als sie jetzt der Gedanke an Esther in ihm erregte. Sie mußte um jeden Preis der Sünde und des Leidens sein eigen werden. In Bezug auf diesen gemeinen Tölpel ihren Mann, machte er sich keine Gedanken. Und was das Mädchen selbst betraf, hegte er keinen Zweifel in Bezug auf seine Macht, sie zu gewinnen.

Er gedachte aber vorsichtig aufzutreten und nichts durch Uebereilung auf's Spiel zu setzen und zu diesem Zwecke machte er viele Besuche in dem kleinen Hause und saß viele Stunden in Esthers ruhigem Wohnzimmer ohne eine Änderung in seinem ehrerbietigen Benehmen, ohne ein Wort zu äußern, das den Zustand seiner Gefühle verrathen, oder Joshua Rainbows Weib beunruhigen konnte. Er wußte aber sehr wohl, daß er mit jedem Tage einen stärkeren Einfluß aus ihr unerfahrenes Herz gewann. Er konnte hundert Zeichen und Beweise ihrer so unbewußt kundgegebenen Liebe wahrnehmen und er verließ sie niemals ohne ein Gefühl des Triumphs in dem Bewußtsein der Macht, die er über sie erlangt hatte.

»Ich darf nur meinen Finger aufheben und sie wird kommen,« sagte er zu sich.

Und so verging die Zeit. Es war gegen Ende August und Stephen Lyne wurde von einem ungeduldigen Verlangen ergriffen, sein Werk zu vollenden und seinen Preis zu entführen. Er hegte dabei wenig Zweifel, daß er es leicht thun könne. Es war nur eine Frage seines eigenen Beliebens, wann die Krisis eintreten sollte.

Er machte sich seinen eigenen Plan und ersann einen Verwand, um Joshua für einige Tage zu entfernen. Es war einiges Geld zu Durnside, einer großen Stadt vierzig Meilen von Mitknow einzukassieren und Mr. Lyne beauftragte Crosby, den Verwalter, er solle Joshua Rainbow statt des gewöhnlichen Reisenden zu diesem Zwecke absenden. Mr. Crosby sah seinen Chef, als er diesen Befehl erhielt, erstaunt an, und Mr. Lyne erwiderte den erstaunten Blick mit einer hochfahrenden Miene.

»Halten Sie einen besonderen Grund, um Rainbow zu senden?« fragte der Verwalter. »Wie Sie wissen, ist dies ein außergewöhnlicher Schritt.«

»Natürlich habe ich einen Grund, aber keine Lust, mich über die Gründe eines Befehls, den ich gebe, in eine Erörterung einzulassen. Sie wollen deshalb gefälligst darauf achten, daß meine Wünsche erfüllt werden, ohne sich weiter um die Sache zu bekümmern.«

Der Verwalter verbeugte sich und dem Vorarbeiter wurde mitgeteilt, was er zu thun habe. Die Reise hin und her und die Ausführung des Auftrags zu Durnside mußten nothwendiger Weise ein paar Tage in Anspruch nehmen. Dies war das erstemal, wo Joshua sich veranlaßt sah, seine Frau zu verlassen und der Gedanke, daß sie wenn auch nur für eine Nacht allein und unbeschützt bleiben solle, verursachte ihm keine geringe Sorge. Dann aber fiel es ihm bei, daß Esther während seiner Abwesenheit nicht nothwendiger Weise die Nacht in dem einsamen Hause zubringen müsse. Sie könnte ja in der Wohnung seiner Mutter schlafen.

Er ging deshalb nach dem Hause der Wittwe, um sie von diesem Besuch zu unterrichten; er traf sie aber nicht an und hinterließ

deshalb einige Zeilen, wodurch er ihr meldete, daß er am nächsten Morgen Mirkdale in Geschäften verlassen müsse und daß Esther den folgenden Abend und die Nacht bei ihr zubringen werde. Darauf ging er leichteren Herzens nach Hause und machte seiner Frau von seiner bevorstehenden Reise Mittheilung. Sie war vollkommen bereit, nach seiner Anordnung zu seiner Mutter zu gehen, so wenig Sympathie auch zwischen ihr und dieser strengen Matrone bestand.

Hätte Joshua Rainbow gewußt, wo die Gedanken seiner Frau verweilten, als sie ihn an diesem schwülen Angustmorgen zum Abschied küßte, so würde gewiß sein Herz gebrochen sein; aber er hatte nicht den geringsten Verdacht von dem Abgrund, der zwischen ihnen bestand. Sie waren sehr glücklich mit einander gewesen und er hatte sich längst gesagt, daß seine Frau trotz seines doppelten Alters ihm ihre Liebe zugewendet habe.

Er entfernte sich, ihr noch öfters zuwinkend, so lange er sie sehen konnte wie sie unter der Gartenthüre stehend, ihm nachblickte — er entfernte sich, sie allein lassend für den langen einsamen Tag, der wie jetzt jeder Tag nur durch die Hoffnung des Besuchs von Stephen Lyne erheitert wurde. Ja, sie liebte ihn. Sie hatte es ihm noch nie gestanden, sondern sogar ihre Augen absichtlich gegen die Wahrheit verschlossen, indem sie, wenn sie die schwache Stimme ihres Gewissens zu beschwichtigen suchte, sich einredete, daß sie ihn nur deshalb so gerne sehe, weil er ein glänzender und gescheidter Gentleman sei und sie mit seinen mannigfaltigen Gesprächen von Büchern, die sie nie gelesen, und von Ländern und Völkern, die sie nie gesehen, unterhalte.

Würde er diesen Nachmittag kommen? Dies war jeden Tag ihr erster Gedanke Sie that jetzt immer die Arbeiten ihres Haushalts mit einer fieberhaften Eile ab, damit wenn er käme, Alles sauber und nett und ihr Haar und Anzug in Ordnung wäre.

Dachte sie jemals in diesen Tagen an ihr todes Kind? Leider, nein. Eine stärkere Leidenschaft als selbst die Liebe für das Kleine, das sie verloren, hatte sich ihrer bemächtigt und es blieb in ihrer Seele kein Raum für andere Gedanken.

Stephen Lyne kam an dem Tage, wo Joshua seine Reise nach

Durnside antrat, früher als gewöhnlich. Er hatte jetzt gelernt, die Thüre zu öffnen, ohne zu klopfen und er überraschte sie plötzlich, während sie bei ihrer Arbeit saß — unerwartet, obschon sie nur an ihn dachte.

Sie blickte ihn mit jenem vorübergehenden, lebhaften Erröthen an, das sie immer so reizend machte.

»Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergang abzuholen, Esther,« sagte er — er hatte sie in der jüngsten Zeit Esther genannt, ohne aber in seinem ehrerbietigen Benehmen etwas zu ändern. — »Das Haus ist an einem Tage wie dieser unerträglich. Legen Sie diesen verhaßten Calico, an dem sich Ihre Finger immer abarbeiten, weg und kommen Sie zu einem Gang über die Felder.«

»Ich thue es nicht gern,« sagte sie zögernd, »es kommt so seltsam heraus, wenn Sie und ich zusammengehen.«

»Nicht seltsamer, als wenn wir in diesem kleinen Raum beisammensitzen. Für einen so ruhelosen Geist, wie der meinige, ist es etwas Außerordentliches, zwei oder drei Stunden nach einander an einen Platz gebunden zu sein. Kommen Sie zu einem Spaziergang, Esther. Ich habe Ihnen Viel zu sagen und ich glaube, daß ich es am besten in der freien Luft sagen kann.«

Sie erhob sich, um ihm zu gehorchen, zwar mit Widerstreben, aber ganz unfähig, sich seinem freundlichen Wunsche zu widersetzen. Sie setzte einen kleinen Strothut auf und ging mit ihm über die Felder. Kein Lufthauch kräuselte das Wasser in den schwarzen Pfützen und Pluto, der Neufundländer, der neben seinem Herrn hertrabte, keuchte.

Sie schlenderten langsam weiter, das unbebaute Gemeindeland hinter sich lassend und über die Wiesen schreitend, die zwischen Mirkdale und Mapledeau lagen. Welche wichtige Mittheilung Mr. Lyne seiner Begleiterin auch zu machen hatte, bisher hatte seine Unterhaltung sich nur um gleichgültige Dinge gedreht — eine sehr wechselnde Unterhaltung, die von Zeit zu Zeit in gänzlichem Schweigen überging.

In dieser Weise wandelten sie weiter, bis sie zu dem Thore gelangten, wo Esther Stephen Lyne zum erstenmal gesehen hatte,

an jenem ruhigen Sonntagabend vor zwei Monaten. Zwei Monate! und sie erschienen ihr wie eine Lebenszeit.

»Kommen Sie herein, Esther,« sagte der junge Mann, »kommen Sie herein und betrachten Sie die Rosen noch einmal. Erinnern Sie sich, Kind, jenes Sonntagabends, wo ich Sie zum zweitenmal gesehen hatte?«

Ob sie sich dessen erinnerte? Des Beginns ihres neuen Lebens, jenes wilden Traums, der nun bald endigen mußte.

Ja, sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte — daß sie einer tödlichen Sünde gegen ihren Gatten schuldig, daß sie blindlings in die Schlinge gefallen und daß sie gewisser Maßen schon verloren war.

»Wenn er wüßte,« dachte sie bei sich, »wenn Joshua wüßte, wie falsch mein Herz gegen ihn war, so würde er mich gewiß verstoßen — er würde sich gewiß weigern, mich jemals wieder anzusehen.«

Sie gingen langsam den breiten Weg entlang, an dessen Seiten die späten Rosen blühten. Sie konnten in der Sommerstille das Plätschern der kleinen Fontaine hören. Sie waren Beide schweigsam: Esther — durch den Gedanken an ihr eigenes Unrecht gefoltert und doch diesen Mann, der an ihrer Seite ging, mit aller Leidenschaft ihres Herzens liebend; Stephen ebenfalls gedankenvoll, jedoch nicht in unangenehmer Weise — voll Vertrauen auf die Zukunft, nur den Augenblick abwartend, an welchem die Worte gesprochen werden sollten, die von ihm noch heute gesprochen werden mußten.

Der Augenblick kam endlich. Er hatte Esther durch das offene Fenster in die Bibliothek geführt — in dasselbe Zimmer, das sie an jenem Sonntag bewundert hatte. Während sie an seiner Seite stand, die Skizzen, die auf dem Tische zerstreut umherlagen, betrachtend, legte er sanft den Arm um ihre Taille : und zog sie an die Brust.

»Meine Geliebte,« sagte er, »ich werde heute Abend England verlassen.«

Sie machte sich von seinem umschlingenden Arme los mit einem leichten Schrei nicht der Entrüstung, sondern des Schreckens.

»Fortgehen!« rief sie kläglich. »Für immer?«

»Wer vermag es zu sagen?« antwortete er in gleichgültigem Tone. »Ja, Esther, ich gehe fort. Trotz all der glücklichen Stunden, die wir mit einander zugebracht, gehe ich fort. Ich habe Sie hierher gebracht — in dieses leere alte Haus — um Ihnen dies ruhig zu sagen. Ja, ich gehe fort. Sprechen Sie, meine Liebe, und sagen Sie, ob ich allein gehen werde.«

Sie schüttelte hoffnungslos das Haupt und blickte , ihn mit einem Blicke an, der ihm zu Herzen ging.

»Ich verstehe Sie nicht,« stammelte sie.

»Meine theuerste Esther, Du liebst mich,« antwortete Stephen Lyne, »und Liebe ist besser als Verstehen. Du liebst mich, Esther, ich habe die Wahrheit so oft in diesen süßen Augen gelesen. Ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht dessen sicher wäre. Ich hatte von der ersten Stunde an, wo ich Dein Gesicht sah, geschworen, Dich zu gewinnen. Ich habe seit jener Zeit nur für diesen Zweck gelebt. Meine Pläne sind alle gemacht. Dein Tölpel von einem Mann ist diesen Abend aus dem Weg.«

»O, nein, nein!« rief sie mit flehendem Blicke, »sprechen Sie nicht so von ihm, der so gut und treu ist.«

»Gut genug in seiner Weise, ich gebe es zu; aber ich kann es ihm nicht vergeben, daß er einen solchen Schatz gestohlen hat. Wie, beim Himmel, der Mann hätte sich nichts Schöneres und Niedlicheres aussuchen können, wenn er ein Prinz von königlichem Blut gewesen wäre. Meine Esther, meine Geliebte, nicht wahr, Du wirst mit mir gehen?«

»Mit Ihnen gehen?«

»Ja, Liebste, nach einem jener goldenen Länder, von denen Du mich so gern erzählen hörtest, von Platz zu Platz, von einem irdischen Paradies zum andern, wo die Welt am lieblichsten ist, wo Du Dich für eine, Prinzessin halten und für eine solche angesehen werden sollst. Esther, ist es Ja oder Nein?«

»Wenn ich Nein sage,« antwortete sie, »wollen Sie dennoch fortgehen und soll ich Sie dann nicht wieder sehen?«

»Ja, Kind, das wird das Beste für uns Beide sein. Du mußt mir entweder Alles oder nichts sein.«

»Nichts! O mein Gott, ich könnte das nicht ertragen,« rief sie leidenschaftlich mit gefalteten Händen.

Er schloß sie wieder in die Arme und küßte sie aus die Lippen. Sie fühlte, als ob Treue und Ehre mit diesem verhängnißvollen Kusse entflohen wären.

»Das bedeutet Ja,« sagte er triumphierend.

»Ich bin das verruchteste Weib, das je gelebt hat, aber ich kann mich nicht von Ihnen trennen.«

»Meine Liebste, ich habe niemals geglaubt, daß Du das könntest. Ich habe vom Beginn an in Deinem Herzen gelesen. Und jetzt merke auf, Theuerste, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Nachtzug geht um 10½ Uhr. Er wird uns rechtzeitig nach London bringen für den Morgenzug nach Dover und es ist nicht wahrscheinlich, daß wir auf dem Nachtzug bemerkt werden. Komm um 10 Uhr zu mir in die Fabrik. Es wird um diese Zeit nur der Mann, der die Nachtwache hat, dort sein und ich will Sorge tragen, daß er aus dem Wege ist, ehe Du kommst. Du wirst mich in dem kleinen Hause, wo sich das Comptoir befindet, im ersten Stock treffen. Du wirst wahrscheinlich den Platz kennen?

»Ja, ich war mit Joshua dort.«

Sie schauderte, als sie diesen Namen aussprach. Ihr Geliebter war doch ein wenig durch ihr blasses Gesicht betroffen, wie sie so mit gefalteten Händen und verzweifelten Blicken vor ihm stand. Er hielt es indeß nur für natürlich, daß sie die unangenehmere Seite ihrer Lage fühlen sollte.

»So sei es denn, Theuerste. Ich glaube, die Fabrik wird der beste Platz sein — dunkel und still, abgelegen und doch nur einen Steinwurf weit von der Bahnstation entfernt. Bring nichts mit Dir, Liebe. Wir werden morgen Abend in Paris sein und Du kannst dort Alles erhalten — eine Ausstattung, würdig Deiner Schönheit. Du verstehst mich doch, Esther?«

»Ja.«

»Also um zehn Uhr.«

Sie beugte schweigend das Haupt.

Ihre tödtliche Blässe erschreckte ihn ein wenig.

»Komm, Liebe,« sagte er und sie gingen nach dem Garten zurück, gefolgt von dem Neufundländer.

»Treuer, alter Pluto,« murmelte Mr. Lyne, als der Hund seine Schnauze liebkosend in die Hand seines Herrn schob, »ich glaube, alter Bursche, ich muß Dich heute Abend mit mir nehmen.«

Für Esther war der Gang in Mr. Lyne's Begleitung nach ihrer Wohnung zurück wie ein Traum. Die schwüle, drückende Atmosphäre, die ganze Umgebung des Wegs, die Menschen, die ihr begegneten — Alles erregte ihr Schrecken und Entsetzen und doch hatte sie keinen Gedanken der Umkehr. Schwach, blind und hilflos gab sie ihr Leben in die Hand dieses Mannes.

»Ihn nicht mehr sehen, wenn ich in dieser Nacht nicht mit ihm gehe,« wiederholte sie sich immer und immer wieder, als Stephen Lyne sie in dem kleinen armseligen Häuschen allein gelassen hatte.

Während des ganzen stillen Sommerabends saß Esther Rainbow müßig da, ohne einen andern Gedanken, als daß sie bei ihm sein würde — mit keinem frivolen, eitlen Traum ihres veränderten Lebens, und der Vergnügen und des Luxus, den ihr reicher Liebhaber ihr geben würde. So schwach und eitel sie war und so sehr sie die Umgebung von Stephen Lyne bewunderte, über solche Rücksichten war sie wenigstens erhaben. Wenn er der ärmste Arbeiter in der Fabrik gewesen wäre und hätte sie gebeten, ein Leben der Entbehrung mit ihm zu theilen, so würde sie ihm desohngeachtet gehorcht haben.

Dachte sie in diesen stillen Stunden der Versuchung an ihr todes Kind? Ja, einmal und dann fiel sie auf ihre Kniee und rief laut:

»O Gott, soll ich nicht in den Himmel kommen, wo es ist? Ich werde mein Kind nie mehr wiedersehen!«

Und doch hatte sie keinen Gedanken, umzukehren. Wenn Stephen Lyne ein Zauberer gewesen wäre, der durch irgend eine mystische Macht ihre Seele in seiner Gewalt hielt, so hätte seine Herrschaft über sie nicht stärker sein können.

Um neun Uhr verließ sie das Haus, sehr leise hinausgehend, als ob selbst an diesem leeren Orte ihr strafbarer Fußtritt gehört werden

möchte.

Es war bereits dunkel, als sie das Haus verließ. Es schienen keine Sterne diesen Abend und der Mond ging erst später auf. Esther schritt mit fieberhafter Hast nach der Stadt und die Kirchenglocken schlugen die halbe Stunde, als sie in die von einer Laterne schwach erleuchtete Straße kam, wo die Fabrik lag. Da es noch zu früh war, so schlug sie einen Feldweg ein und ging dort auf und ab, bis es dreiviertel schlug und dann kehrte sie langsam nach der Fabrik zurück.

Und wo war Joshua Rainbow, während sein junges Weib dem Verderben entgegenging. Zu Durnside, zu weit entfernt, um etwas zur Verhinderung des Unheils zu thun und keinen Argwohn über das, was vorging, hegend? Nein, Joshua war nicht zu Durnside. Er hatte das Geschäft, das ihn recht wohl zwei Tage in Anspruch genommen hätte, in einem abgethan, Dank dem Zusammentreffen von günstigen Umständen; das Geld war bis Abends einkassiert und Joshua konnte mit dem Eilzug, welcher Durnside nach sieben Uhr verließ, nach Hause zurückkehren. Der Zug, welcher die vierzig Meilen in weniger als einer Stunde zurücklegte, war ein kostspieliger und Joshua hatte den Befehl, mit einem wohlfeilen und langsamen zu reisen; aber er konnte die Mehrausgabe aus seiner Tasche bestreiten und ein Gefühl von Besorgniß, das ihn während seiner ganzen Abwesenheit nicht verließ, trieb ihn, so schnell als möglich zu seiner Frau zurückzukehren, trotz der Vorkehrung, die er für ihre Sicherheit getroffen hatte.

Es war halb neun Uhr, als er an der Thür der Wohnung seiner Mutter anlangte, glücklich in dem Gedanken, seiner Frau durch seine unerwartete Rückkehr eine Ueberraschung zu bereiten. So große Eile er auch zu Durnside gehabt, so hatte er doch so viel Zeit gefunden, ein Hutband und ein kleines Arbeitskästchen für Esther zu kaufen.

Die Thüre von Mrs. Rainbow's Wohnzimmer stand an diesem schwülen Abend offen und er wunderte sich, daß er die Stimme seiner Frau nicht drinnen hörte. Indeß fiel ihm dies doch nicht besonders auf, da Esther in der jüngsten Zeit nicht sehr gesprächig

gewesen war.

Trotz der späten Stunde befand sich kein Licht im Zimmer. Joshua trat leise ein, in der Erwartung, seine Mutter in ihrem Lehnstuhl sanft schlummernd zu finden. Sie schlief aber nicht, sondern stand am Fenster und blickte auf die dunkle Straße hinunter.

»Wo ist Esther?« fragte Joshua athemlos.

»Sie ist nicht hierher gekommen.«

»Nicht gekommen?«

»Nein, Joshua. Hattest Du es erwartet?«

»Erwartet! Natürlich, Mutter, ich hatte Alles mit ihr verabredet. Sie sollte um fünf Uhr bei Dir sein und die Nacht hier zubringen, wie ich es Dir gestern geschrieben hatte.«

»Ich habe sie nicht erwartet, Joshua,« sagte seine Mutter mit ihrer kalten harten Stimme. »Ester hatte, als Du aus dem Wege warst, etwas Besseres zu thun, als zu einer alten Frau, wie ich, zu kommen. Dies ist ein sehr ärmlicher Platz für Esther Rainbow mit ihren Hoffnungen und Erwartungen.«

»Im Namen Gottes, was meinst Du, Mutter?«

»Was ich meine? Was Alle in Mirkdale meinen, wenn sie von Deiner Frau sprechen. Glaubst Du, daß wenn es Dir gefällt, Deine Augen zu schließen, andere Leute ebenfalls die ihrigen schließen werden?«

»Mutter, wovon sprichst Du?«

»Von Deiner Frau, die Schande über uns Alle gebracht hat.«

»Bist Du wahnsinnig, oder bin ich es?«

»Was, Du hast also nichts von dem Gerede der Nachbarn gehört?« Du weist nicht, daß Stephen Lyne Stunden lang in Deinem Hause bei Esther gewesen ist ?«

»Es ist eine Lüge,« rief Joshua wüthend. »Er hat niemals meine Schwelle überschritten, als nur einmal — vor zwei Monaten — wo er vom Regen überrascht wurde.«

»Er ist zwei- oder dreimal in der Woche, ja oft viermal in Deinem Hause gewesen. Wahrscheinlich glaubte die Dame, daß an einem so einsamen Ort Niemand auf ihr Treiben achte; aber es giebt

Nachbarinnen, welche genau aufgepaßt haben, wann Mr. Lyne hineinging und wieder herauskam.«

»Wie lange ist es her, daß Du dies gehört hast, Mutter. Glaube mir, es ist eine Lüge, eine elende Lüge und ich will es beweisen. Aber wie lange hast Du dies gehört und mir vorenthalten?«

»Ich habe es erst vor einigen Tagen gehört und ich wäre in einem oder zwei Tagen zu Dir gekommen, um es Dir zu sagen.«

»Du glaubst es doch nicht, Mutter?«

»Ich muß es glauben, da ich Denjenigen, die es mir gesagt haben, zutrauen kann, daß sie die Wahrheit sagen. Es liegt auch nichts so Außerordentliches darin. Du konntest kaum etwas Anderes erwarten, als Du ein Mädchen, das jung genug ist, um Deine Tochter sein zu können, wegen ihres schönen Gesichts geheirathet hast.«

»Ich will es nicht glauben! Ich will es nicht glauben!« sagte Joshua mit zitternder Stimme. »Aber warum ist sie nicht hier?« rief er plötzlich. »Wenn sie mir treu ist, warum sehe ich sie nicht hier?«

»Wo willst Du hin, Joshua?« rief sie, als er aus dem Gemach stürmte.

»Sie suchen,« antwortete er, ohne anzuhalten.

Er eilte die Treppe hinunter auf die Straße. Die schwüle Nachtluft schien ihn zu ersticken. Er rannte durch mehrere Gassen, die wenigen Menschen, denen er begegnete, durch sein verstörtes Aeußere erschreckend, bis er auf einen Arbeiter aus der Fabrik stieß.

»Was giebt es denn, Joshua?« rief der Mann. »Was gehst Du hin, Mensch?«

»Nach Hause. Halte mich nicht auf, Phil; ich habe Eile.«

»Aber, das ist ja nicht Dein Weg nach Hause. Bist Du von Sinnen? Wenn Du Deine Frau suchst, so glaube ich, daß sie Dich ebenfalls sucht, die arme kleine Seele. Ich sah sie so eben in die Fabrik gehen, so bleich wie ein Gespenst.«

»In die Fabrik, zu dieser Zeit der Nacht?«

»Komm Dir das sonderbar vor? Ich hatte geglaubt, Du hättest sie in der Voraussicht, daß Du diesen Abend nach Hause kommen

würdest, dahin bestellt, um mit Dir zusammenzutreffen. Ich habe ein Licht im Comptoir gesehen und vermuthe, daß Mr. Crosby noch immer dort beschäftigt ist.«

»Laß mich gehen, Phil,« sagte Joshua mit gesteigerter Erregung und verließ seinen Kameraden, der ihm kopfschüttelnd nachblickte.

Er eilte fort nach der Fabrik, sein Blut in Wallung und sein Herz schlagend, wie es nie in seinem Leben geschlagen hatte. Was er zu finden erwartete, wußte er nicht, aber schreckliche und mörderische Gedanken waren in seiner Seele. Seine Frau um diese Stunde in der Fabrik! Ein Licht im Comptoir! Sie war dorthin gegangen, um Jemanden zu treffen. Er wußte jetzt, daß man ihn nach Durnside gesandt hatte, um ihn aus dem Weg zu schaffen, und seine Frau hatte dies vielleicht gewußt und über ihn, den Thoren, gelacht.

Ja, es brannte ein Licht in dem kleinen Comptoirhaus. - Die Thüre unten war nicht verschlossen. Joshua öffnete sie geräuschlos und trat in den Gang, wo das Gas noch düster brannte und ging dann die Treppe hinan nach dem Zimmer, wo er das Licht brennen gesehen.

Die Thüre war nur angelehnt und er hörte eine Stimme drinnen in leisem, besänftigendem Tone sprechen — *seine* Stimme. Einen Augenblick darauf stand Joshua Rainbow in der offenen Thüre, seiner Frau und ihrem Geliebten gegenüber.

Beim Anblick dieses todtenbleichen Gesichts stieß Esther einen furchtbaren Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder. Stephen Lyne hob sie auf und schob sie in ein kleines Nebenzimmer. Dann sich mit dem Rücken gegen die Thüre lehnd, sah er den Mann, dem er ein so schweres Unrecht zugefügt, mit verächtlichem Trotze an.

»Nun Sir,« sagte er, »was wollt Ihr hier?« »Dein Leben, Du höllischer Schurke, obschon jeder Tropfen Deines Herzblutes nicht genug ist, um für das Unrecht, das Du mir angethan, zu bezahlen. Aber erst muß ich meine Frau von hier wegbringen, und dann will ich mit Dir Abrechnung halten. Laß mich hinein.«

Stephen Lyne behauptete seinen Platz an der Thüre; aber Joshua ergriff ihn bei der Kehle und schlenderte ihn weg. Die beiden Männer rangen mit einander wie ein paar Gladiatoren. Ein kurzer scharfer Kampf fand statt, ein Drängen nach der äußeren Thüre, dann der

Fall eines schweren Körpers die Treppe hinunter und in dem nächsten Augenblicke wankte Joshua Rainbow mit dem Neufundländer Pluto, der ihn an der Halsbinde gepackt hatte, ins Zimmer. Der Hund war irgendwo herumgestreift und zur rechten Zeit zurückgekehrt, um zu sehen, wie sein Herr die Treppe hinuntergeschleudert wurde.

Esther stand unter der Thüre zwischen den beiden Zimmern, in tödtlichem Schrecken den Kampf ihres Mannes mit dem Hunde beobachtend. Sie rief das Thier bei seinem Namen, ergriff es beim Halsband und da dies nichts half, so riß sie das Fenster aus und rief um Hilfe.

Zwei Männer eilten ins Haus, der Nachtwächter und ein anderer. Am Fuße der Treppe strauchelten sie fast über Mr. Lyne, der hilflos auf dem Boden ausgestreckt lag.

»Was ist dies?« riefen sie, als sie ihn aufheben, ohne ihn bei dem schwachen Lichte zu erkennen.

»Nichts, vielleicht eine ausgerenkte Schulter, nichts weiter, stöhnte der junge Mann; »aber da oben befindet sich ein Mann, der von einem Hund erwürgt wird. Ihr werdet deshalb besser daran thun, nach ihm zu sehen.«

Esthers Angstschrei ließ sich noch immer oben vernehmen. Die beiden Männer eilten die Treppe hinauf. Joshua Rainbow lag bewußtlos auf dem Boden, mit Wunden bedeckt, während der Neufundländer einige Schritte von ihm stand, seinen blutenden Rachen leckend.

Sie hoben ihn auf, ihn Anfangs für todt haltend.

»Das ist eine schlimme Geschichte, Miß,« sagte einer von den Männern. »Wer hat den Hund aus ihn gehetzt?«

»Niemand. Es war meine Schuld — meine,« stammelte Esther. »Aber er ist doch nicht todt? O, um's Himmelswillen, sagt mir, daß er nicht todt ist.«

»Sieht ganz so aus, vielleicht aber erholt er sich doch wieder. Er ist schlimm zugerichtet. Wohin sollen wir ihn bringen, Miß?«

»Nach Hause. O nach seinem Hause; es ist zwar ein weiter Weg,

aber wir müssen es doch einzurichten suchen.«

»Es wäre das Beste, ihn nach dem Spital zu bringen,« sagte der Wächter. »Lauf nach einem Doctor, Bill.«

Der Mann eilte fort. Der Hund hatte sich bereits entfernt, ohne daß ihn jemand daran verhindert hätte.

Der Wächter hatte Joshua auf einen Stuhl gesetzt und stand an seiner Seite, die leblose Gestalt unterstützend. Esther warf sich auf die Kniee und nahm die Hand ihres Gatten in ihre beiden eigenen.

»Für mich!« murmelte sie, »für mich!«

Der Bote kam sehr schnell mit einem Wundarzt zurück, der ganz in der Nähe wohnte. Dieser Herr erklärte den Fall für sehr gefährlich und bestand darauf, daß Joshua nach dem Spital gebracht wurde. Ihn nach Hause zu bringen, stehe außer Frage, sagte er; man müsse fürchten, daß er auf dem Wege sterben würde, auch könne er zu Hause die nothwendige Pflege nicht haben. So wurde eine Bahre aus dem Spital geholt und Joshua darauf fortgetragen, während ihm seine Frau blaß und thränenlos folgte.

Drei lange Wochen lag Joshua Rainbow an der Pforte des Todes, Niemanden erkennend, nicht einmal seine tief gebeugte Frau, welche Stunde um Stunde an seinem Bette saß, sein verunstaltetes Gesicht bewachend und seinen wilden Reden lauschend, mit einer Geduld, die ihr das Lob der Spitalärzte gewann. Seine Mutter kam ebenfalls, aber sie sprach nur mit Esther, um ihr zu sagen, wie sie es wagen könne, ihr Gesicht dort zu zeigen.

Sie ließ sich aber nicht fortreiben. Sie wohnte jetzt bei ihrem Vater, um ihrem Manne näher — vielleicht auch, um vor den Verfolgungen von Stephen Lyne sicher zu sein.

Und ließ Mr. Lyne seinen Preis ohne Kampf fahren? Nicht so ganz. Er lag vierzehn Tage an seiner ausgerenkten Schulter darnieder, die einzige Beschädigung, die er durch seinen Fall von der Treppe erlitten hatte; aber sobald er wieder ausgehen konnte, warf er sich Esther bei ihrer abendlichen Rückkehr aus dem Spital in den Weg und machte ihr das wiederholte Ansinnen, mit ihm zu fliehen. Sie wollten die Sache diesmal besser anstellen, es sollte kein Hinderniß ihrer Flucht eintreten. Sie sagte ihm, daß sie ihn geliebt habe, aber

daß keine Macht aus Erden sie wieder in Versuchung führen könnte, ihren Mann seinetwegen zu verlassen. Sie sei an einem schrecklichen Abgrund gestanden und durch diese starke treue Hand vom Verderben errettet worden.

»Wissen Sie, daß ich ein Kind hatte, welches starb, Mr. Lyne,« sagte sie, »und daß ich im Begriff war, mein Kind im Himmel für Sie aufzugeben?«

Er war sehr erzürnt über sie — bitter enttäuscht — denn er hatte sie wirklich geliebt, so weit es nemlich seine selbstsüchtige Natur zuließ, irgend ein weibliches Wesen zu lieben. Als er endlich fand, daß keine Aussicht war, sie von ihrem Vorsatz abzubringen, verließ er Mapledeau und Mirkdale und ging in's Ausland.

O, welch ein glücklicher Tag war es, spät im Herbst, als Joshua das Spital verließ und geheilt noch seinem kleinen Hause zurückkehrte, vollkommenen Frieden im Herzen. Seine Frau hatte ihm Alles gesagt — wie leicht sie der Versuchung nachgegeben, wie nahe sie an den Grenzen der Schuld gewesen, und wie sehr sie ihm dafür dankte, daß er sie befreit habe.

»Nicht mir hast Du es zu danken,« antwortete er demüthig, »sondern der Vorsehung. Ich war in jener Nacht wahnsinnig und ich dachte mehr daran, ihn zu ermorden, als Dich zu retten.«

Als Joshua Rainbow kräftig genug war, wieder zu arbeiten, verließen sie die Umgegend von Mirkdale und begaben sich nach einer großen Stadt weiter nördlich, wo eine andere Patronenfabrik war und wo Esther's Gatte sehr bald eine bessere Stelle erlangte, als diejenige war, die er in Stephen Lyne's Dienst inne gehabt hatte. Und nach einem oder zwei Jahren erhielt Esther wieder einen kleinen Knaben, schön, wie ihr heimgegangener Engel, und mit ihm kehrte süßer häuslicher Friede und eine ruhige Glückseligkeit ein, die besser waren, als ein Fiebertraum von Liebe.

- E n d e -